

WILS
CLS
PT1337
.B53x
1909
bd.10

BIBLIOTHEK DER ERHALTUNG UND DES WISSENS

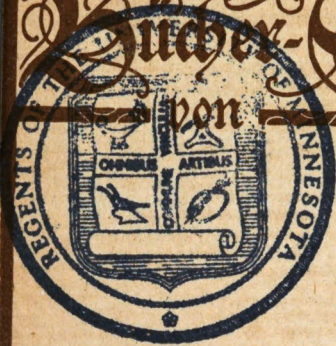


MDCCCXC



win Cities Campus

Bücher-Sammlung



Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Dr. Theinhardt's 1851. Kindernahrung.

Zuverlässigster Zusatz zur verdünnten Kuhmilch für die Ernährung der Säuglinge in **gesunden** und **kranken** Tagen. In vielen Ärztfamilien, Säuglingsmilkküchen, Krankenhäusern u. s. w. seit über 20 Jahren beifändig im Gebrauch.

Preis der $\frac{1}{4}$ Büchse M. 1.90, $\frac{1}{2}$ Büchse M. 1.20.

NB. Ehe eine Mutter zur künstlichen Ernährung übergeht, lese sie die von der Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. B. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in den Verkaufsstellen gratis erhältliche Brochüre: „Der jungen Mutter gewidmet“, welche viele praktische Winke für die rationelle Pflege und Ernährung ihres Lieblings enthält.

Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien.



Hygiama ⁱⁿ Pulverform.

Wohlchmeckend. — Leichtverdaulich. — Billig.

Bestgeeignetes Frühstück- und Abendgetränk für **Gesunde** und **Kranke** jeden Alters. Von ersten Ärzten seit 20 Jahren als vorzügliche Bereicherung der Krankenkost geschätzt.

Preis der $\frac{1}{4}$ Büchse M. 2.50, $\frac{1}{2}$ Büchse M. 1.60.

Neu! Hygiama-Tabletten. Neu!

Zum Essen wie Schokolade, aber, infolge des ca. 6fach höheren Gehaltes an blutbildenden Nährstoffen, bedeutend nahrhafter als die beste Schokolade.

Für Sporttreibende, Theaterbesucher und alle diejenigen, welche nicht regelmäßig zu ihren üblichen Mahlzeiten kommen, von ganz besonderem Wert.

Preis einer Schachtel M. 1.—.

NB. Man verlange die von Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. B. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in Apotheken und Drogerien gratis erhältliche Brochüre

„Ratgeber für die Ernährung in gesunden und kranken Tagen“.

Steckenpferd- Lilienmilch- Seife

BERGMANN & CO.
RADEBELL-DRESDEN.



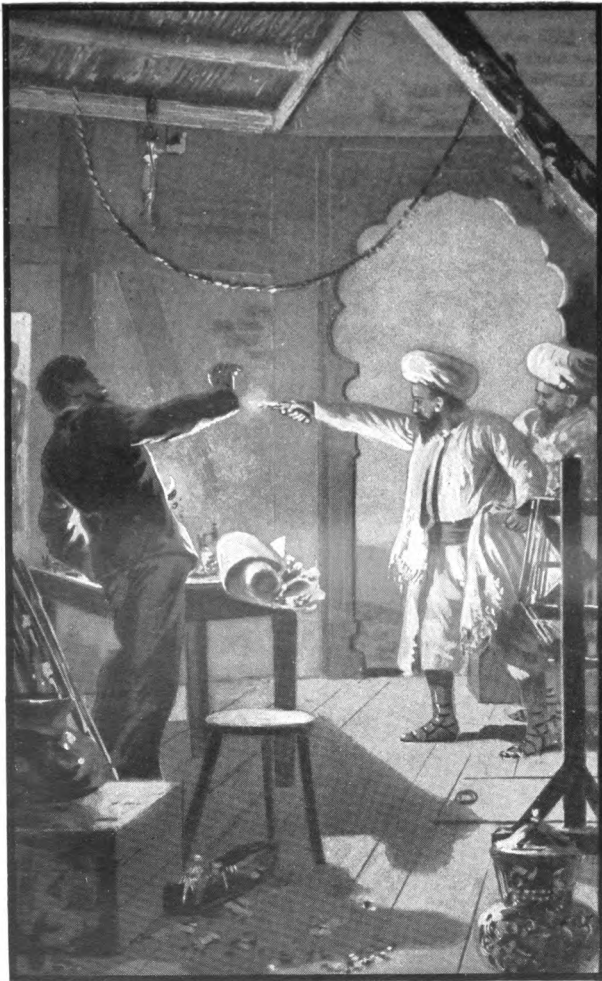
erzeugt rosiges jugendfrisches Aussehen, reine weiße
sammetweiche Haut u. zarten blendenschönen Teint
à Stück 50 Pfg. überall zu haben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung. Bearbeitet von
K. Erbe, Rektor des R. Gymnasiums in Ludwigsburg. 52.—61. Tausend.
Enthält über 100 000 Wörter. Gebunden 1 M. 60 Pf. **Verlangen**
Sie nur Erbes Wörterbuch. Zu haben in allen Buchhandlungen.

Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens





Zu der Erzählung „John Neabneys Tod“ von Karl Mosner.
(S. 81)

Originalzeichnung von Georg Schöbel.

Bibliothek der □ Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
==== und Gelehrten ====
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1909. Zehnter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

**Druck der
Union Deutsche
Verlags-Gesellschaft
in Stuttgart**

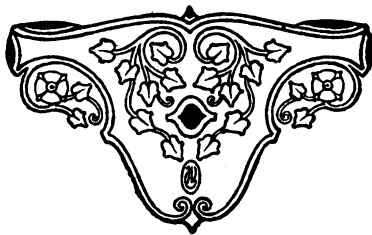
- -



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Zwei Ehen. Roman von Erich Ebenstein (Fortsetzung)	5
John Keabneys Tod. Erzählung aus Indien von Karl Rosner	59
Mit Bildern von Georg Schöbel.	
Projekts- und Vergrößerungsapparate. Von P. Richter	85
Mit 18 Bildern.	
Der Narr im Schiefer. Novelle von Artur Ach- leitner	98
Bei den kanadischen Indianern. Von Alex. Cormans	155
Mit 9 Bildern.	
Wohlthun? Nach Thatachen mitgeteilt von Wilhelm Hille	171
Moderne Fortschritte im Ausstopfen. Von A. Fratschner	186
Mit 8 Bildern.	
Vögel als Baukünstler. Von Th. v. Wittembergst Mit 9 Bildern.	197
Mannigfaltiges:	
Der gemütliche Kroat	213
Neue Erfindungen:	
I. Modernes Frühstückservice „Donatello“	215
Mit Bild.	
II. Gartenschuß „Nora“	217
Mit Bild.	
Spielgeschichten	218
Etwas über das Benehmen	219
Nicht um eine Million	221

	Seite
Gemütliche Kirchen	222
Die Verbindungsbahn zwischen Caracas und La Guaira	222
Mit Bild.	
Vom alten Kreuzberg	224
Ein galanter Komponist	228
Feißsetzung eines Altenteils vor hundert Jahren .	229
Das erste weibliche Parlamentsmitglied	230
Mit Bild.	
Merkwürdige Entdeckung einer Goldmine . . .	232
Wie entsteht das Donnerrollen?	233
Raubgier des Sperbers	234
Prügelfreiheit	235
Das kleinste Pferd der Welt	235
Mit Bild.	
Kräuter wider die Dummheit	237
Die bessere Zigarre	238
Sprechbezeichnungen	238
Ein Mann, der von Gift lebte	239
Nur eine Stecknadel	240





Zwei Ehen.

Roman von Erich Ebenstein.

(Fortsetzung.)



(Nachdruck verboten.)

14.

Lord Lyon kam zur Beerdigung der verstorbenen Frau Heiblauf. Er bemühte sich auf alle Art, Maja ihrer dumpfen Trauer zu entreißen. Er brachte glänzende, ausführliche Kritiken über das Konzert mit, die er sorgfältig gesammelt hatte, und die sie nun nicht einmal las.

„Wozu?“ fragte sie nur.

Er brachte auch eine Anzahl Vorschläge von Agenten für Gastreisen mit. Darunter einen glänzenden für Amerika.

Maja schüttelte ablehnend den Kopf. „Wozu?“

Da suchte er ihr begreiflich zu machen, daß jetzt der Moment sei, sich, gestützt auf die letzten Erfolge, eine Zukunft zu gründen, der Moment, welcher nicht verpaßt werden dürfe. Zwei Wege stünden ihr offen, der einer reisenden Konzertsängerin und jener der Gesangslehrerin. Einer müsse gewählt werden, wenn sie nicht Dick Wardleys Werbung annehmen wolle, der seinen Besuch für den Herbst angekündigt hatte.

Maja sah ihren alten Freund verwirrt an. „Ich weiß es nicht — mir ist alles so gleichgültig! Nur um Gottes willen nicht hinaus unter Menschen! Hier in den Zimmern, wo Mutter lebte, will ich bleiben!“

Die Forsträtin Thursen, welche ebenfalls zum Begräbnis nach Wien gekommen war, wollte Maja durchaus mit sich nach dem Waldhaus nehmen, und da Maja keinerlei Besuche annahm außer jenen Lord Lyons, so bat sie diesen, die Sache zu vermitteln. Er gab sich auch alle Mühe bei Maja, stellte ihr vor, wie gut ihr jetzt ein Ortswechsel und Erholung täten, wenn sie im Herbst mit frischen Kräften an den Unterricht gehen wolle, aber sie lehnte entschieden ab.

Er merkte: es war eine krankhafte Stimmung, eine Willenschlaffheit in ihr, deren sie nicht Herr werden konnte. Ihr Zustand flößte ihm ernstliche Besorgnis ein.

Da erinnerte er sich, wie stark die Natur in Rosehill ihr Seelenleben beeinflusst hatte. Jede Verstimmung, jede Anwendung von Heimweh hatte sie siegreich damit bekämpft. Auf sie wirkte der Sport, den alle Welt dort so leidenschaftlich betrieb, nicht erfrischend, aber sie konnte zum übermütigen Kind werden, wenn sie mit Grace Windmere über die Wiesen tollte oder unten am Strand irgend einen Klippenfelsen erklimm, jauchzend ihr Haar dem Seewind preisgebend. So hatte sie ihn oft heimlich entzückt in Rosehill.

„Kommen Sie, Maja, Sie müssen hinaus in die Luft, ehe der Sommer vorüber ist. Ich wünsche es, ich will es!“

Er sprach streng, wie man zu einem Kinde spricht.

Diesmal blieb aber auch die Natur ohne besonderen Einfluß auf Majas Gemütszustand. Still und gleichgültig wanderte sie neben ihm hin, trank auf irgend einer Gartenterrasse apathisch ihren Kaffee und atmete erst auf, wenn sie sich an ihrer Wohnungstür von Lyon verabschiedete.

Horace war innerlich verzweifelt. Wenn sie so blieb, wer würde sie da zur Lehrerin wollen?

Als er ihr das vorstellte, lächelte sie müde. „Was wollen Sie, mein Freund? Man muß zu allem doch irgend einen inneren Ansporn haben. Ich habe keinen mehr, gar keinen!“

„Seien Sie vernünftig, Maja. Sie wollen und müssen doch leben.“

„Wollen? Nein! Übrigens bin ich ja bereit zu allem. Dittieren Sie, ich werde gehorchen.“

Ein zorniges Stöhnen entrang sich seiner Brust. „Einfach gräßlich, wie Sie jetzt sind! Gar nicht Sie selbst. Schließlich ist es doch kein solches Ausnahmischicksal, wenn man die Mutter verliert! Alle Welt muß sich früher oder später einmal mit diesem Schmerz abfinden.“

Maja sah starr vor sich hin. „Möglich. Mir war meine Mutter eben alles: Vater, Familie, Vergangenheit und — Zukunft. Und was mehr als all dies wiegt: eine Aufgabe im Leben. Was ich fortan tun mag, es geschieht nur für mich, damit ich das bißchen Leben erhalte. Das macht jede Leistung so erbärmlich klein.“

Er sah verzweifelt zu Boden. Von allem, was er besessen, waren ihm etwa fünfhundert Pfund geblieben. Davon hatte er einen Teil bereits beiseite gelegt zu verschiedenen Schritten, die er für notwendig hielt, um Majas Existenz zu sichern. Die Wohnung neben ihrer jetzigen stand zufällig leer. Er hatte die zwei Stuben gemietet und bereits ausstatten lassen als Unterrichtsräume: ein Salon und ein Musikzimmer mit einem herrlichen Bösendorferflügel. Durch einen bekannten Agenten waren die ersten Zeitungen gewonnen worden, Notizen und Artikel über die junge Gesangsmeisterin zu bringen, welche die Londoner Kritik als einen „Star“ ersten Ranges bezeichnete, eine Schülerin der Marchesi, welche sich entschlossen habe, nun in ihrer Vaterstadt

ihre Kunst zu lehren. Als Einführung war ein Konzert im Bösendorferaal geplant, den Lyon bereits gemietet hatte. Durch seine Beziehungen zur englischen Kolonie in Wien war es ihm gelungen, Maja für Anfang September bereits drei sehr gut zahlende Schülerinnen zu verschaffen, zwei Engländerinnen und eine reiche Amerikanerin.

Damit war geschehen, was geschehen konnte, um ihr die Wege zu ebnen. Was aber gänzlich fehlte, das war ihr eigener Anteil, auch nur das leiseste Interesse an den für sie unternommenen Schritten.

Horace Lyon hatte wirklich Grund, verzweifelt zu sein. Zum ersten Male enttäuschte sie seine Erwartungen vollständig. Und die Zeit drängte — Horace selbst mußte daran denken, sich um irgend einen Erwerb umzusehen. Man hatte ihm verschiedenes vorgeschlagen, er konnte sich noch zu nichts entschließen. Vorläufig bot er seinen ganzen Scharfsinn auf, Maja zu zerstreuen — leider vergebens.

Heinz Thurfen saß am Frühstückstisch und las die Zeitung. Erika, in einem weiten, losen, sehr kostbaren Morgenkleid, lag mißgelaunt im Schaukelstuhl daneben und dachte über ihr „Unglück“ nach.

Jeden Tag konnte das schreckliche Ereignis eintreten, dessentwegen sie sogar diesen Sommer in dem heißen, staubigen Wien bleiben mußten, während alle Welt sich draußen in Bädern und Kurorten ihres Lebens freute.

Es gab aber nur wenige Frauen in ihrem Bekanntenkreis, welche Verständnis für Eritas „Unglück“ zeigten. Die meisten reizten sie durch überschwengliche Glückwünsche und wohlgemeinte Ratschläge, ja erwarteten sogar — und das empörte Erika am meisten —, daß sie

selber sich darüber freue, nun bald Mutter werden zu sollen.

Selbst Mama war diesmal nicht mit ihrem Liebling einverstanden, sondern schlug sich zuweilen verräterischerweise auf die Seite des Schwiegersohnes.

Während sie jetzt im Schaukelstuhl lag, streifte ihr Blick finster den Garten. Mit Schadenfreude konstatierte sie, wie blaß und mager er in diesem letzten halben Jahr geworden war. Es geschah ihm schon recht. Was hatte dieser Mann ihr alles angetan, wie hatte er sich aus dem gefügigen Ehemann zum Tyrannen entpuppt! Ihre herrliche Wohnung hatte er brutal zerstört. Aus dem Speisezimmer eine Schlafstube, aus dem kleinen Salon ein Kinderzimmer gemacht. Nun saßen sie da in seinem ehemaligen Zimmer, das jetzt Speiseraum war, während er sich mit seinen Büchern in dem dunklen einstigen Schlafkabinett einquartiert hatte.

Von Liebe war keine Rede mehr, er befahl einfach und bestand unerbittlich auf seinen Forderungen. Und was für Forderungen! Sie dürfe nächsten Winter des Kindes halber nicht in Gesellschaften gehen, denn sie müsse es selbst warten. Das sei ihre Pflicht, wie es die seine sei, ihr darin beizustehen und für Weib und Kind zu sorgen.

Bei diesen Gedanken umspielte ein böses Lächeln Erika's volle Lippen. Nun — man würde ja sehen.

Plötzlich schrak sie zusammen. Heinz hatte die Zeitung mit einem entsetzten Ausruf sinken lassen und starrte verstört vor sich hin. Sein Gesicht war aschfahl.

„Na, was gibt's denn?“ fragte Erika neugierig. Er reichte ihr stumm die Zeitung. Halblaut las sie: „Gestern gegen Abend ereignete sich auf der Klosterneuburger-

straße ein entsetzlicher Unglücksfall, dem beinahe das Leben der rühmlichst bekannten Konzertsängerin Maja Heidlauf, welche in der letzten Londoner Saison so außerordentliche Erfolge errang und sich von nun ab in unserer Stadt der Lehrtätigkeit widmen will, zum Opfer gefallen wäre. Nur durch das kühne, todesmutige Eingreifen ihres Begleiters, Lord Lyons, der leider dabei schwer zu Schaden kam, wurde weiteres Unheil vermieden. Fräulein Heidlauf und Lord Lyon passierten gerade eine Stelle, wo sich die Straße von Klosterneuburg her senkt, und die Böschungen zu beiden Seiten ziemlich steil ansteigen. Dort kam ihnen plötzlich ein schwerbeladener Bierwagen, dessen Pferde den Wagen nicht zu halten vermochten, entgegengerast. Fräulein Heidlauf, die sich durch einen Sprung auf die Böschung retten wollte, trat auf einen losen Stein, stolperte und stürzte mitten auf der Straße. Sie wäre verloren gewesen, wenn ihr Begleiter sich nicht unbedenklich den scheuen Tieren in die Zügel geworfen hätte. Er mußte voraussehen, daß ein Aufhalten der starken Pferde auf abschüssiger Bahn auch dem Stärksten nicht möglich gewesen wäre, daß es sich nur um eine Verzögerung handeln konnte, welche Fräulein Heidlauf ermöglichte, sich auf die Böschung zu retten, was denn auch geschah. Lord Lyon wurde einige Schritte geschleift und kam dann leider unter die Räder. Die sofort herbeigerufene Rettungsgesellschaft brachte den Bewußtlosen nach Anlegung eines Notverbandes in das Sanatorium Löw. Wie wir vernehmen, sind beide Beine oberhalb des Knies förmlich zermalmt und müssen amputiert werden.“

Erika ließ das Blatt sinken. „Maja hat wirklich Pech mit ihrem Verehrer,“ sagte sie. „Ein Jahr lang oder

länger gibt sie sich Mühe, den reichen Engländer zur Heirat zu bringen, und jetzt ist alles umsonst.“

Heinz wandte sich kurz ab. „Deine Auffassung ist klein und niedrig wie immer. Maja Heidlauf ist jedenfalls nicht das Mädchen, das einen Mann zur Heirat bringen will — ganz im Gegenteil!“

Erika lächelte boshaft. „Du hast sie ja immer überschätzt — natürlich! Ich aber kenne sie ganz gut. Sie will so gut heiraten wie jede von uns. Na, eigentlich gönne ich ihr die Lehre. Sie wollte immer hoch hinaus, jetzt hat sie das Nachsehen mit dem Krüppel.“

Angewidert verließ Heinz Thurfen das Gemach. In ihm war alle Eifersucht, die er je auf Horace Lyon empfunden hatte, untergegangen in einem grenzenlosen Mitleid. Welch schreckliches Schicksal! Zeit lebens ein verstümmelter Mensch, der auf das Mitleid und die Hilfe seiner Umgebung angewiesen ist! Wie mußte dem Manne zu Mute sein! Was mußte Maja empfinden!

Ein regnerischer Septemberabend. Maja lag nach einem langen Gespräch erschöpft und trostlos auf den Knien neben Lyons Lager im Sanatorium. Das furchtbare Unglück, welches sich vor ihren Augen abgespielt, hatte sie gänzlich verändert. Seit Wochen verbrachte sie jede freie Minute, die sie nicht am Krankenbett weilte, damit, mit neuerwachter Tatkraft an der Schaffung ihrer Zukunft zu arbeiten. Sie erteilte den drei Schülerinnen, welche Horace ihr verschafft hatte, Unterricht und studierte für ihr demnächst stattfindendes Konzert ein neues, sorgfältig zusammengestelltes Programm. Sie suchte Verbindungen mit der Kritik, empfahl sich in den Zeitungen als Lehrerin und bat einflußreiche Leute um Vermittlung von Stunden.

Man kam ihr auch bereitwillig entgegen. Das schöne, bescheidene Mädchen in tiefer Trauer, dessen Name durch das Unglück in aller Mund war, fand überall Förderung, so daß Maja hoffnungsvoll in die Zukunft blicken konnte.

Alles, was sie unternahm, war von einer tiefen, dankbar empfundenen Begeisterung durchdrungen, ihr Leben hatte wieder Ziel und Inhalt, das Schicksal selbst hatte sie vor eine große, beglückende Aufgabe gestellt. Was ihr als Weib und Tochter versagt gewesen war, als Freundin sollte es sich erfüllen: sie konnte einem Menschen alles sein!

Dieser Gedanke gab ihrem Leben plötzlich wieder Wert. Nichts schien ihr von jenem ersten schrecklichen Moment, da Horace blutüberströmt und bewusstlos vor ihr lag, natürlicher, als daß sie ihm fortan ihr Leben weihen werde. Wie der Gedanke, so schien ihr auch dessen Ausführung leicht und einfach. Sie würden sich in der Stille trauen lassen, sein Zimmer stand längst bereit, ein Wärter war gemietet, und ihr Glück würde fortan sein, für diesen edlen, selbstlosen Mann schaffen zu dürfen.

Als sie heute wie gewöhnlich nach Tisch im Sanatorium erschien, erwartete sie die Wärterin bereits und teilte Maja entsetzt mit, Lord Lyon habe einen der Krankenwärter bestechen wollen, ihm einen Revolver zu verschaffen. Die Summe, welche er dem Manne bot, war nach Abzug dessen, was sein Aufenthalt im Sanatorium kosten würde, der letzte Rest seiner Habe. Natürlich hatte der Wärter sich geweigert.

Dies hatte Maja bestimmt, Horace schon heute von ihren Zukunftsplänen zu sprechen. Er aber hatte sie zum ersten Male hart angefahren und alles zornig abgelehnt. Er wolle weder aus Mitleid noch aus Dant-

barkeit ihr Gatte werden, da sie es in guten Zeiten aus sie nur ehrenden Gründen abgelehnt habe.

Nun lag sie nach vielen eindringlichen und flehenden Worten trostlos vor seinem Lager auf den Knien. Ihre Hände umklammerten seinen abgezehrten Arm, ihre Augen hingen beschwörend an seinem abgewandten Gesicht.

„Sie haben mich also gar nicht mehr lieb, Horace, da Sie mich so elend machen wollen?“ sagte sie traurig.

„Elend? Weil ich nicht dulden will, daß Sie aus Hochherzigkeit sich eine so jammervolle Last aufbürden?“ antwortete er rauh. „Ach, enden Sie doch diese für uns beide qualvolle Unterredung, Maja! Sie waren ja bisher ein vernünftiges Mädchen — was fällt Ihnen jetzt nur ein?“

Sie schwieg lange. Er fühlte, wie heiße Tropfen auf seine Hand niederfielen. Endlich begann sie leise: „Erinnern Sie sich jenes Abends unter den Zedern von Rosehill, als der Himmel so düster wurde, und Möwen sich in den Park verflogen hatten? Damals sagte ich Ihnen, ich würde nie heiraten. Und Sie, Horace — Sie verstanden mich! Sie sind mein Freund, Sie hatten mich lieb, Sie mußten von dieser Stunde an wissen, daß mein armes Herz den Möwen glich, die sich verflattert hatten und nun in zuckendem Flug die Heimat suchten.“ Sie senkte den Kopf tief herab auf die Bettkante, daß ihre Stirn auf Lord Lyons Hand zu liegen kam. Noch leiser, von fieberhafter Erregung durchbebt, fuhr sie hastig fort: „Es hat die Heimat verloren für immer — auch das wissen Sie, Horace! Und daß es nicht schwach sein wollte, sondern sich mutig an einen Stab zu klammern suchte, der ihm weiterhelfe, an eine Aufgabe, an irgend etwas im Leben, das ihm

einen Schimmer von Heimatgefühl wiedergeben könnte. Denn das Trostloseste auf dieser Erde ist es, fremd zu sein unter den Menschen und nur für sich selber zu sorgen. Seit Mutters Tod war keine Stunde, wo ich mich nicht verzweifelt fragte: wozu leben, wozu schaffen, wozu etwas anstreben? Und jetzt — jetzt, Horace, wollen Sie mir den Stab, an den ich mich halten will, abermals entreißen!“

Ein tiefer Seufzer hob Lyons Brust. Langsam wandte er den Kopf. „Es ist Selbsttäuschung, Maja,“ murmelte er, „Mitleid, nichts als Mitleid, mit dem du dich herauschest —“

„Nein,“ rief sie mit der ganzen leidenschaftlichen, innigen Inbrunst ihres Wesens, „du bist die einzige Seele, welche mich je verstand, die liebe Seele, welche meine Einsamkeit verklären, die Aufgabe, an der mein Leben sich wieder aufrichten kann! Sei barmherzig, Horace!“

„Es ist wider die Natur — was du auch dagegen sagen magst, Maja.“

Sie stand auf und legte mit einer zarten, scheuen Liebkosung ihr Haupt an seine tief und bellommen atmende Brust. „Sind wir nicht beide Schiffbrüchige im Leben, Horace?“ murmelte sie unendlich weich. „Du mußt dich nicht so quälen, denke, wir seien zwei Menschen, losgelöst von allem Irdischen, allein auf eine Insel verschlagen, weit, weit von allem, was Menschen sonst bewegt, entfernt. Und was wir so einander sein können, ist es nicht reiner, heiliger als das, was Mann und Weib sonst zueinander zieht?“

Ein Schauer lief durch des Mannes verstümmelten Leib. Ein großes, unsäglich erhabenes Gefühl. Stumm schlang er die Arme um Maja. „Ich bin ein Tor, ein Elender vielleicht,“ fuhr es ihm durch den Kopf. Aber

gleich darauf wie ein feierliches Gelöbniß, das er sich selber gab, sagte er sich: „Nein, ein Glender werde ich nie sein ihr gegenüber!“

Seit vier Wochen lag bei Thursens ein kleines Mädchen in der Wiege, nach dem die junge Mutter bisher kaum dreimal gefragt hatte.

An der Wiege dieses Kindes, das der Vater vom ersten Moment an mit überströmender Zärtlichkeit liebte, las Heinz eines Morgens folgende Notiz in der Zeitung: „Wie wir hören, hat sich die Konzertsängerin Maja Heidlauf, deren Auftreten demnächst im Bösendorfer-saal stattfinden soll, mit Lord Horace Lyon verlobt. Wie erinnerlich, war es Lord Lyon, der vor sechs Wochen durch sein kühnes Eingreifen Fräulein Heidlauf das Leben rettete und dabei leider selbst zum Krüppel wurde. Wie wir erfahren, soll die Trauung des Paares in aller Stille stattfinden, sobald Lord Lyon das Sanatorium verlassen darf, was schon in der allernächsten Zeit der Fall sein dürfte.“

Heinz Thursen ließ die Zeitung auf die Wiege seines Kindes sinken und starrte mit bleichem Antlitz in die Weite. War es möglich, daß Maja sich so tief entwürdigte, ihre Jugend an einen Krüppel für Geld zu verkaufen?

Gestern erst hatte Erika spöttisch gesagt: „Du wirst sehen — umsonst rennt sie nicht täglich zweimal ins Sanatorium zu ihm. Früher hat er sich doch offenbar nicht zur Heirat entschließen können, aber jetzt — wer weiß? Schließlich braucht er eine Pflegerin, und für Maja bleibt es eine glänzende Versorgung.“

Gestern hatte er innerlich gelacht über Erikas kleinlichen Gedankengang. Heute lachte er nicht mehr.

Aber wenn es nicht wahr war, daß Maja Lyon des

Geldes halber nahm, wie sehr, wie grenzenlos mußte sie ihn dann lieben!

Heinz Thursen legte die Arme über die Wiege und drückte seinen Kopf in die kleinen Rissen. So blieb er lange, ohne sich zu rühren, bis der dünne wimmernde Schrei seines erwachenden Kindes ihn aufschreckte.

15.

Es war ein seltsames Konzert, das Maja Heidlauf in der ersten Hälfte des Oktobers gab. Der Saal war ausverkauft, obwohl die eigentliche Konzertzeit noch nicht begonnen hatte und draußen ein herrlicher Spätherbsttag lockte. Eine fieberhaft erregte Spannung schien über der Menge zu liegen, die erwartungsvoll den Saal füllte. Hätte die Patti, plötzlich verjüngt, wieder in ihrer Glanzzeit auftreten sollen, das Publikum würde kaum aufgeregter gewesen sein.

Die Zeitungen hatten ja auch genug Stoff zu interessanten Gesprächen geliefert. Die junge Sängerin war keine Anfängerin. Sie sollte in Paris und in London wahre Triumphe gefeiert haben. Ein Liebling der sonst so exklusiven besten Gesellschaft Englands, war sie lange Zeit als Gast in Rosehill gewesen, einem der schönsten Schlösser Nordenglands, welches der Witwe Lord Ashers gehörte. Vor knapp einem halben Jahre hatte sie ihre Mutter verloren, an der sie mit leidenschaftlicher Liebe hing. Dann hatte ein wirklicher Lord ihr das Leben gerettet und war dabei selbst zum Krüppel geworden, derselbe, dem sie in wenigen Tagen als Gattin angetraut werden sollte.

Das waren Sensationen, welche mehr zogen als die besten Kritiken. Kein Wunder, daß alle Welt die interessante junge Künstlerin sehen wollte. Man er-

innerte sich da und dort wohl, daß Maja Heiblauf bereits im vergangenen Winter in kleineren Konzerten gesungen hatte, aber seitdem war ja so viel geschehen.

Schließlich ging von der englisch-amerikanischen Kolonie, die sehr zahlreich im Saal vertreten war, ein neues Gerücht aus, sensationeller noch als alle anderen. Fräulein Heiblauf gab das Konzert ausschließlich zu dem Zweck, um Schülerinnen zu bekommen. Sie mußte leben von ihrer Kunst, mehr als das, sie wollte den armen Krüppel damit erhalten, den sie sich zum Mann erwählt hatte. Er war kein reicher Lord, wie man gedacht, sondern einer, der sein ganzes Vermögen verloren hatte und zu Grunde gehen mußte ohne die Hochherzigkeit seiner Braut, die seine Hand zurückgewiesen habe, als er noch reich und angesehen und im Besitz seiner geraden Glieder gewesen war.

Man war gerührt. Man sah sich kopfschüttelnd und erstaunt an. Eine sehr hochgestellte Dame bekam feuchte Augen. So viel Romantik gab es also noch im zwanzigsten Jahrhundert?

Selbst die skeptischen Gesichter der Berichterstatter zeigten einige Bewegung.

Einer stand im Saal, fiebernd vor Aufregung, ängstlich besorgt, daß keiner seiner Bekannten ihn anspreche, an dessen Ohr all das sensationelle Geschwätz vorüberrauschte — Heinz Thurfen.

Er hatte lange mit sich gekämpft, ob er kommen solle, und sich die Frage immer mit einem entschiedenen „Nein“ beantwortet. Im letzten Augenblick aber war er wie unter einem Zwang doch gekommen. Er mußte sie sehen, mußte hören, wie sie jetzt sang.

Lichter und Menschen verschwammen vor seinen Augen zu einer nebelartigen Masse. Was um ihn

herum gesprochen wurde, war nur ein dumpfes, fernes Brausen.

Wenige Schritte von Heinz entfernt stand ein junger Mann, dem man den Ausländer auf den ersten Blick ansah. Sein frisches, von Luft und Sonne gebräuntes Gesicht war starr auf die Tür gerichtet, durch welche Maja kommen mußte. Auch er hatte keinen Sitzplatz mehr bekommen und mußte stehen.

Dann wurde es plötzlich wie mit einem Zauber Schlag still im Saal. Maja war erschienen.

Wieder eine Sensation. Sie trug nicht das übliche helle Kleid aus weißer oder blaßblauer Seide, sondern ein ganz einfaches schwarzes Tüllkleid ohne jeden Schmuck. Kein Ausschnitt, keine Schleppe, nur der weiße Hals hob sich ab von dem tiefen Schwarz.

Sie war bleicher als sonst, ein seltsam unirdisches Leuchten lag in den dunklen Augen, welche größer als früher hinter den langen Wimpern hervorsahen.

Ebenso jäh wie zuvor das Geplauder in Stille umschlug, wurde diese jetzt durch spontan hervorbrechenden stürmischen Applaus abgelöst.

Nur zwei Menschen rührten keine Hand, Heinz Thursen und der junge Ausländer. Regungslos, mit bleichen Gesichtern standen beide da und sahen auf Maja, die sich mehrmals verbeugte und dann einen Blick mit ihrem Begleiter am Klavier tauschte.

Dieser begann zu spielen. Und dann rann es plötzlich wie ein elektrischer Strom durch Heinz Thursens Gestalt — die süße Stimme, welche ihn vor zwei Jahren, als er sie zum ersten Male hörte, in Bann geschlagen hatte, tönte durch den Saal. Sie war voller, tönender geworden, der Ansatz noch weicher, die Atmung vollendeter — ihm aber war es, als höre

er sie wieder zum ersten Male, als singe sie genau wie damals, als läge nichts zwischen ihnen — nichts — nichts!

Was sie zuerst sang, waren keine rauschenden Arien, sondern einfache, kleine Lieder, die etwas Rührendes umfloß. Heinz Thursen hatte alles andere vergessen. Sogar das zarte blasse Kind daheim, das er heute zum ersten Male am Abend allein der Wärterin überlassen hatte. Gewaltig rauschte die alte Liebe in seiner Seele auf wie ein stürmischer Strom, der alles überflutete, alles verschlang.

Ihm war, als seien nur sie und er allein. Was da süß und weich an sein Ohr tönte, war nicht ihre Stimme, sondern ihre Seele, die strahlende, herrliche, die er liebte, die ihm vom Schicksal beschieden war — diese und keine andere! Es war ein böser Traum gewesen, daß sie getrennt seien, daß sie einer vom anderen kaum mehr etwas gewußt haben sollten, daß sie einander vergessen hätten. Seine hellen Augen hingen mit trunkenem Ausdruck an der schwarzen, schlanken Gestalt dort oben. Aber er sah nichts. Er fühlte nur, wie etwas leise und geheimnisvoll von ihr herab zu ihm flutete, sich mit ihm verschmolz —

Rasender Beifall schreckte ihn endlich auf. Wie ein Sturm ging er durch den Saal. Das Publikum war hingerissen, wieder und wieder mußte Maja erscheinen.

Endlich kam sie nicht mehr. Die Pause hatte begonnen. Und bei Heinz die Ernüchterung. Auf seiner Stirn standen kalte Schweißtropfen. Entsetzt vor sich selbst löschte wie eisige Wasserstrahlen die Glut seiner Seele.

Es war also alles Selbsttäuschung gewesen. Er liebte sie noch immer, er, der Galte Erikas, der Vater

des armen kleinen Kindes, das daheim verlassen in seiner Wiege lag! Die Ruhe, welche er sich eingeredet hatte, war Betrug gewesen. Nicht Neugier, wie er glaubte, nein, Sehnsucht hatte ihn hierher getrieben, dieselbe Sehnsucht, die ihn vor einem Jahre überall hintrieb, wo er sie zu finden hoffte.

Er wollte fort. Er mußte fort!

Aber er blieb. Die Pause war vorüber, Maja sang wieder, Lieder von Schubert und ganz zuletzt dann das Liebeslied Walthers von der Vogelweibe.

Und da erst begriff Heinz Thursen plötzlich, daß sie anders sang als früher. Dies Lied, „sein“ Lied, klang ihm noch zu deutlich im Ohr, wie sie es damals zum ersten Male gesungen hatte mit einem heimlichen Unterton von Freude, mit leise mitklingendem Jubel in der Stimme. Jetzt sang sie es ernst und traurig. So unbeschreiblich traurig, daß es ihm Tränen in die Augen trieb.

Ein Ausdruck sehnsüchtiger Trauer breitete sich unbewußt über ihre Züge, die langen Wimpern senkten sich wie ein Schleier. Aber gleich darauf riß sie sie in jähem Erschrecken weit auf, denn in das zarte, leise verhallende Piano des Schlussaktes hinein war aus der Saalecke plötzlich ein dumpfes Stöhnen geklungen. Angstvoll folgte ihr Blick der Richtung des Schalles. Einen Augenblick ruhten zwei Augenpaare brennend, erschrocken, starr ineinander — dann sang sie mit bebender Stimme die letzten Worte.

Man reichte ihr Blumen, man rief nach einer Wiederholung des Liedes, man stampfte, schrie und klatzte; aber sie eilte rasch dem Ausgang zu, welcher nach dem Künstlerzimmer führte.

Nichts in der Welt hätte sie bewegen können, jetzt noch einen Ton zu singen.

16.

Die Diener kamen und klappten die Sitze auf, ein Teil der Lichter wurde ausgelöscht, und in dem herrschenden Halbdunkel streiften verwunderte Blicke die zwei Männer, welche allein noch von allen Besuchern zurückgeblieben waren.

Heinz lehnte noch immer regungslos in der Ecke. Er konnte sich nicht entschließen, den Saal zu verlassen. Er wartete.

Worauf? Daß sie wiedertommen, daß irgend etwas geschehen würde, was ihm ermöglichte, ihr noch einmal ins Auge zu schauen, noch einmal die geliebte Stimme zu hören? Er wußte es nicht. Ihm war nur, als könne er sich nicht trennen von dem Raum, der noch erfüllt war von dem Zauber ihrer Stimme, dem Duft ihrer Person, dem Hauch ihres Atems.

Dann störten ihn plötzlich Schritte, die sich der Tür des Künstlerzimmers, aus dem gedämpfte Stimmen klangen, näherten. Er sah den anderen, der offenbar wartete, bis es ihm möglich war, ins Künstlerzimmer einzutreten.

Eiferfüchtiges Mißtrauen wallte in Thursen auf, zugleich ein neuer Gedanke. Wenn der Fremde sie sprechen konnte, warum nicht auch er? Sie war doch Künstlerin, hatte einen großen Erfolg gehabt — was war natürlicher, als daß er als alter Bekannter ihr seinen Glückwunsch aussprach?

Jrgend jemand kam aus dem Vorraum zurück, um im Halbdunkel nach einem vergessenen Gegenstand zwischen den Sitzreihen zu suchen. Es war ein alter Herr. Heinz Thursens Blicke ruhten einen Augenblick mechanisch auf ihm. Als er wieder aufblickte, war der Ausländer verschwunden. Die Tür zum Künstler-

zimmer stand halb offen. Da raffte sich auch Heinz zu einem Entschlusse auf. Ehe er die Thür noch ganz erreicht hatte, hörte er Majas Stimme halb erfreut, halb bestürzt ausrufen: „Mister Wardley, Sie hier? Wie kommen Sie nach Wien?“

Und die Stimme des Mannes darauf in englischer Sprache, heftig, wie in unterdrücktem Zorn: „Das können Sie fragen, Maja? Wußten Sie nicht mehr, daß ich Ihnen meinen Besuch ankündigte und warum?“

Da blieb Heinz stehen wie festgenagelt durch Ton und Worte des Engländers.

Maja aber antwortete drinnen: „Doch — ich weiß es, aber ich ahnte nicht, daß Sie gerade jetzt —“

„Ich kam heute mittag an. Eine Dame der englischen Gesandtschaft hat mir alles erzählt. Ich kann es noch immer nicht glauben, Maja. Nein, Sie können mir das nicht angetan haben.“

„Angetan? Was meinen Sie, Mister Wardley?“ sagte Maja.

„Daß Sie sich mit Lord Lyon verlobt haben.“

„Doch, Mister Wardley. In zwei Tagen werde ich seine Frau sein.“

„Aber das ist ja heller Wahnsinn! Der Mann ist nicht nur ein Krüppel, sondern auch ein Bettler!“

„Ich weiß es. Ich weiß aber auch, daß er meinetwegen zum Krüppel wurde.“

„Sie wollen sich also einfach opfern.“

„Nein, Mister Wardley. Es wird mein Glück sein, für diesen hochherzigen Mann sorgen zu dürfen und ein wenig Sonnenschein in sein Leben zu bringen. Meinen Sie nicht, daß dies für eine Frau Glück bedeuten kann?“

„Nein. Ich könnte es vielleicht verstehen, wenn Sie den Mann früher geliebt hätten, aber Sie selbst

sagten mir in Rosehill, er sei Ihnen nur wie ein Bruder —“

„Eben darum.“

„Eben darum dürfen Sie jetzt nicht seine Frau werden. Man heiratet keinen Mann, für den man nur geschwisterliche Gefühle hat, man —“

„Mister Wardley!“

„Sehen Sie mich nicht so beschwörend an, Maja, denn ich werde doch weitersprechen, weil ich Sie liebe, weil ich gekommen bin, um Sie zu werben, weil ich nur damit wartete, bis der erste Schmerz um den Verlust Ihrer Mutter sich beruhigt hat. Ich Tor! Hätte ich doch nicht gewartet! Aber es ist ja noch nicht zu spät, Sie müssen Vernunft annehmen, müssen barmherzig sein auch gegen mich! — Maja, haben Sie nicht schon in Rosehill gesehen, wie sehr ich Sie liebe? In Mumble Hall ist alles zu Ihrem Empfang bereit, mein Vater, meine Tante, Lady Asher erwarten Sie. Ganz England wird Sie mit offenen Armen aufnehmen als die künftige Herzogin. Wenn Lyon Sie je geliebt hat, wird er selbst darauf bestehen —“

Heinz hatte mit wildschlagenden Pulsen zugehört. Jetzt machte er unwillkürlich einen Schritt vorwärts. Durch den Türspalt sah er Maja hochaufgerichtet vor dem jungen Mann stehen. Ein Zug unsäglicher Bitterkeit lag auf ihrem schönen Gesicht.

„Ich habe mich unwillkürlich gefreut, Mister Wardley,“ sagte sie jetzt kalt, „als ich Sie vorhin so unerwartet vor mir erblickte. Ich dachte, Sie seien doch auch ein wenig mein Freund. Jetzt schäme ich mich dieser Freude. Sie müssen sehr gering von mir denken, wenn Sie glauben, daß ich mich für Glanz und Reichtum —“

Dick Wardley prallte erschrocken zurück. „Ich,“ rief

er bestürzt, „der ich Sie liebe, wie ich nie wieder eine Frau lieben könnte! Begreifen Sie denn nicht? Ich soll Sie verlieren, nur weil ich — zu spät gekommen bin!“

„Nein, Mister Wardley. Auch ohne Horace Lyon würde ich niemals Ihre Frau geworden sein.“

„Niemals?“ Dicks frisches Gesicht wurde plötzlich totenbleich. „Warum?“

Sie schwieg.

Da glitt jäh ein peinvolles Verstehen über des jungen Engländers Gesicht. „Sie lieben also einen anderen!“ sagte er tonlos.

Für einen Augenblick überzog Rosenglut Majas Antlitz, und ein weicher Glanz trat in ihre Augen. Dann erlosch jäh die Glut, denn Heinz hatte die Tür geöffnet und stand plötzlich vor ihr.

Eine Frage lag in seinem Blick.

Maja raffte sich aus ihrer Erstarrung auf. Hastig ihre Hand auf Wardleys Arm legend, sagte sie: „Es ist sehr spät geworden. Mein Wagen wartet unten. Wollen Sie so freundlich sein, Mister Wardley, und mich hinabführen?“

Heinz wollte sprechen, aber sie wandte sich mit eis-kalter Miene ab. Und rasch, ohne ihm nur einen einzigen Blick zu gönnen, verschwand sie.

Er aber stand da, immer noch regungslos im Rahmen der Tür, eine Welt von Bitterkeit und Verzweiflung im Herzen.

„Jrgend einer lebt auf Erden, den sie liebt. Für mich aber hat sie nur Haß und Verachtung.“

Die Zeitungen brachten ausführliche Berichte über die Trauung der jungen Künstlerin mit dem interessanten Lord, welche in einer kleinen Vorstadtkirche

mit völligem Ausschluß der Öffentlichkeit stattgefunden hatte.

Nur ein paar alte Frauen, welche der Zufall eben in die Kirche geführt, hatten es mitangesehen, und ihnen verdankten die Reporter ihre Weisheit.

Sie konnten nicht genug erzählen von dem strahlenden Lächeln der schönen Braut, die in ihrem weißen Kleid so überirdisch ausgesehen hatte wie ein Engel, und von dem düsteren Ernst, dem blassen Gesicht und der tiefen Bewegung des Bräutigams, der in seinem Rollstuhl neben der knieenden Braut saß und das „Ja“ kaum herausbrachte.

Heinz las nur einen einzigen Bericht, dann stand er auf und trat ans Fenster. Draußen fiel der erste Schnee in großen Floden. Frostiges Grau lag über der Welt. Etwas trostlos Düsteres kroch zwischen den entlaubten Bäumen des Parkes hin, an denen das Wasser niederlief auf tote Blätter und fahlen Rasen.

Ein Gefühl unsäglicher Verlassenheit und haltloser Schwäche überkam den Mann, der starr auf das traurige Bild niederblickte. Ihm war, als könne er diese hoffnungslose Traurigkeit nicht tragen, als müsse er irgendwohin flüchten, sich an etwas klammern, daran er sich wieder aufrichten könnte. Hinter sich hörte er hin und wieder das Knistern der Zeitung, in der Erika las, oder das Klirren der Teetasse, wenn sie mit dem silbernen Löffelchen zufällig daran stieß.

Da packte ihn plötzlich die Sehnsucht, hinzueilen, niederzuknieen, seinen Kopf in ihrem Schoß zu vergraben, ihr seine Qual zu gestehen und sie anzuflehen: „Sei gut zu mir, Erika — wir sind nun doch einmal Mann und Frau, und wenn du mich schon nicht lieben kannst, sei wenigstens gut um des Kindes willen, laß uns ein neues Leben beginnen — alles wird besser

werden, wenn wir beide nur den guten Willen haben, es zu bessern!“

Er kam nicht dazu, seinem Drang zu folgen. Fast im selben Augenblick, als er dies dachte, sagte Erika in dem kalten, spöttischen Ton, den sie ihm gegenüber angenommen hatte: „Man könnte wirklich beinahe gerührt werden über die melodramatische Darstellung dieser Trauung, wenn einen der Ekel nicht packte vor einer so marsttschreierischen Reklame. Jetzt wirfst du wohl endlich dein Ideal im wahren Licht erkennen!“

Sie lachte gehässig auf. Seit langem wußte sie, daß ihn nichts so schmerzlich erregte als eine Anspielung auf seine Liebe zu Maja, weshalb es ihr ein besonderes Vergnügen war, jede Gelegenheit dazu zu benützen.

Heinz antwortete nicht. Er begriff, daß er bei Erika weder Teilnahme noch Verständnis finden konnte, und flüchtete in das Kinderzimmer, den einzigen Ort, wo ihm noch halbwegs wohl war auf Erden.

Die kleine Gertrud war von Anfang an ein überzartes Kindchen gewesen. So zart, daß der Arzt zu Erikas unaussprechlicher Erleichterung sofort erklärt hatte, nur eine sehr kräftige, durch und durch gesunde Amme könne es am Leben erhalten.

Man nahm eine Iglauerin, ein derbes, gutmütiges Weib, welches ganz in seinem Beruf aufging und klein Erudchen bald abgöttisch liebte.

Erika pflegte und schonte sich noch mehr als früher, immer nur von der Sorge beseelt, sich ihre schlanke Gestalt und ihren rosigen Teint zu erhalten.

Man mußte neben der Amme nun noch ein Stubenmädchen halten, ein schlaues Geschöpf, das Massage und Frisieren erlernt hatte und von Erika ebenso hochgeschätzt wurde, als es Heinz zuwider war.

Ins Kinderzimmer kam die junge Mutter nur selten,

Sie behauptete, die Luft dort sei entsetzlich, es röche immer nach Badewasser, Seife und Kamillentee — Dinge, die ihr auf die Nerven gingen.

Täglich früh nach dem Tee und Abends vor dem Nachtessen mußte die Amme das Kind, sauber in ein gesticktes Steckkissen mit hellen Bandschleifen gehüllt, zur Ansicht bringen.

„Ich muß mich doch überzeugen, ob es ordentlich gehalten ist,“ meinte Erika wichtig. Dann strich sie flüchtig mit ihren beringten Fingern, die längst keine Spur häuslicher Arbeiten mehr trugen, über das spärlich behaarte Köpfschen und spielte ein wenig mit den mageren faltigen Fäustchen.

War die Amme mit dem Kinde verschwunden, so seufzte Erika gewöhnlich tief auf und sah ihren Mann vorwurfsvoll an. „Es ist so häßlich! Wie ein kleiner Affe — meinst du, daß es noch einmal hübsch werden wird?“

Anfangs war er, entsetzt über ihre Lieblosigkeit, zornig aufgefahren. Später nahm er ähnliche Bemerkungen schweigend entgegen, aber sie schnitten ihm tief ins Herz. Armes kleines Trudchen, wirst du je eine Mutter haben, wenn du einmal nicht hübsch werden solltest?

Je kühler und gleichgültiger die Mutter war, je mehr sie sich wieder mit ihrem gesellschaftlichen Leben zu beschäftigen begann, desto zärtlicher widmete sich Heinz der Kleinen.

Fast seine ganze freie Zeit brachte er im Kinderzimmer zu. Einmal um Neujahr herum, als die Amme sich erlätet hatte und zu Bett bleiben mußte, badete er das Kind selbst und wick zwei Tage lang nicht aus der Kinderstube.

„Du machst dich ja einfach lächerlich,“ sagte Erika,

„Wenn dich deine Hörer und Hörerinnen sehen könnten als Rindsmagd!“

„Sie würden höchstens fragen: Wo ist die Mutter?“ gab er scharf zurück. „Jemand muß sich doch des Kindes annehmen!“

„Ich sehe nicht ein, wozu man seine Leute so teuer bezahlt. Die Amme hätte ganz gut aufstehen können.“ Dabei ließ Erika sich von Betti den Abendmantel umlegen und fuhr ins Burgtheater.

Alles dies wäre nicht möglich gewesen, wenn Heinz nicht mit den Privatkursen und namentlich mit den Damenkursen so viel verdient hätte. Sie waren wirklich Mode geworden. Er mußte in diesem Winter noch zwei neue dazu eröffnen, und da er seine Sache ernst nahm, Bedeutendes und Interessantes bot, so wuchs nicht nur sein Einkommen, sondern auch sein Ruf als Gelehrter außerordentlich.

17.

Zu den besuchtesten Salons von Wien gehörte der des Grafen Kreuzen-Lenor. Der Graf, einem alten Adelsgeschlecht angehörend, war durch und durch eine Künstlernatur, dabei ein freundlicher Gönner von Kunst und Wissenschaft in jeder Form.

Die Gesellschaft, welche bei ihm verkehrte, Maler, Dichter, Musiker, Gelehrte, Politiker, scharte sich eng um ihn, und er war auf ihre Freundschaft ebenso stolz wie auf die eines Erzherzogs, der zu seinen Intimen gehörte.

Durch seine Frau, eine Engländerin, kam ein kosmopolitischer Zug in die Gesellschaft. Sie hatte seinerzeit mit ihrem Gatten, der Gesandter in Paris gewesen war, viele freundschaftliche Beziehungen im Ausland

angeknüpft, und es war Gepflogenheit im Hause Kreuzen-Lenor, alte Freundschaften liebevoll zu pflegen. Jedermann, der bei Kreuzens verkehrte, war entzückt über die vornehme Ungezwungenheit und das geistig anregende Milieu des Hauses.

Dazu trug nicht wenig die einzige Tochter Daisy bei, welche alle vortrefflichen Eigenschaften der Eltern in sich zu vereinigen schien. Begabt nach jeder Richtung hin, pflegte sie all ihre Talente und Neigungen mit gleicher Liebe. Sie war keine Schönheit, kaum hübsch mit ihrem schwarzen, kurzgeschnittenen Lockentopf und dem Gesicht einer Zigeunerin, aus dem zwei glänzende, temperamentvolle Augen groß in die Welt blickten. Sie war sogar ein ganz klein wenig emanzipiert, ritt wie ein Cowboy, sang entzückende Chansons wie eine echte Pariser Chansonette, konnte sich keinen Handschuhknopf annähen, besuchte aber dafür eine Menge Vorlesungen an der Universität und war bei allen modernen Frauenvereinen beteiligt. Heiraten erklärte sie für blanken Unsinn. „Einen Mann, der mich beherrscht, würde ich nicht ertragen, und einen, der sich beherrschen ließe, möchte ich nicht. Also bleibe ich ledig!“ erklärte sie lachend.

„Und was wirst du anfangen, wenn du alt bist?“ fragte ihre Mutter.

„Dann gehe ich nach England und gründe einen Verein mit ganz außerordentlichen, niedagewesenen Zielen. Bis dahin wird mir schon etwas einfallen.“

Natürlich war Daisy Kreuzen eine der allerersten gewesen, welche sich zu Thursens Damenkursen gemeldet hatten. Seitdem schwärmte sie für den jungen Sprachforscher mit den „furchtbar interessanten“ traurigen Augen.

Eines Tages schickte sie ihm eine Einladung zu den

jeden Donnerstag im Palais Kreuzen stattfindenden Empfängen, die er aber beiseite legte, ohne später mehr daran zu denken.

Da machte sich Daisy kurz entschlossen an einem Empfangstag der Hofrätin Ebeling an seine Frau heran, und Erika, welche verschiedene Damen ihres Kreises längst um die Ehre beneidete, bei Kreuzens verkehren zu können, kam ihr bereitwilligst entgegen. Man unterhielt sich prächtig, und als man schied, versprach Erika, nächstens einmal mit ihrem Manne zu kommen. Und wirklich waren Thurfens mehrmals an Donnerstagen erschienen, und Heinz mußte nicht nur zugeben, daß es reizend und interessant dort war, sondern er fand auch, daß Daisy bei näherer Bekanntschaft ein selten anziehendes Mädchen war. Weder ihr Temperament noch ihr Lerntrieb oder ihre stark ausgeprägte Selbständigkeit zogen ihn an, sondern ein verborgenes Etwas in ihrem Wesen, das nur ganz selten und nur, wenn er mit ihr allein in irgend einer gemüthlichen Ecke plaudernd saß, zum Ausdruck kam.

Was es eigentlich war, darüber konnte er nicht klar werden. Es brach ganz unvermutet zuweilen aus ihren dunklen Augen, breitete sich plötzlich für Augenblicke über ihre Büge aus, zitterte in ihrer Stimme. Jedesmal war es, als lichte sich jäh ein nebeliger Tag unter kurz aufzuckenden Sonnenstrahlen.

Allmählich wurden sie immer bessere Freunde. Sie erzählte ihm von wunderlichen Stimmungen, die sie oft plötzlich überkamen, und über die sie zu niemand sonst sprach. Feierliche oder tolle Anwandlungen, die meist in einer großen, unbeschreiblichen Sehnsucht nach irgend etwas Fremdem, Fernem ausklangen, das sie selbst nicht näher bezeichnen konnte.

Er aber mußte ihr von der kleinen Gertrud erzählen.

Sie konnte nicht müde werden, immer neue Einzelheiten zu hören. Sie liebte Kinder leidenschaftlich.

Vielleicht war es nur das, was Heinz zu Daisy hinzog, dieses geduldige Interesse, welches sie dem Gedeihen seines Kindes entgegenbrachte, von dem er sonst zu keinem Menschen sprach. Jedenfalls waren Kreuzens die einzigen Leute, zu welchen er gerne ging.

Erika, die hie und da ein Wort von diesen Unterhaltungen auffing, legte sich die Sache auf ihre Weise zurecht. Das Mädel ist einfach rasend verliebt in ihn, und das schmeichelt Heinz wie allen Männern. Einen Grund zur Unruhe erblickte sie darin aber nicht. Mochte er flirten. Ihre Stellung war durchaus nicht gefährdet. Das war für sie überhaupt das einzig Wichtige in der Ehe.

Eines Tages waren sie wieder bei Kreuzens. Diesmal handelte es sich um ein besonderes Fest, zu dem nur eine beschränkte Anzahl von Freunden eingeladen war. Heinz und Erika hatten sich etwas verspätet. Die Kleine war den ganzen Nachmittag über nicht so wie sonst gewesen, und Heinz wollte deshalb überhaupt zu Hause bleiben. Er behauptete, Trudchen müsse krank sein, sie habe ihn nicht angelacht wie sonst, als er an ihr Bettchen trat. Sie liege so still, ihre blauen Augen sähen so sonderbar fremd aus.

Erika hatte zuerst gelacht über seine phantastischen „Einbildungen“, dann war sie zornig geworden. Was er denn glaube? Solle sie vielleicht diesen netten Abend aufgeben wegen nichts und wieder nichts? Kreuzens rechneten auf sie, man könne im letzten Augenblick nicht absagen.

Es gab wieder eine der oft dagewesenen Szenen, bis Heinz schließlich seufzend nachgab. Darüber war es aber spät geworden, und als Thurstens dann die

hellerleuchteten Salons durchschritten, hörten sie aus dem großen Musiksaal bereits Daisys Stimme, die ein französisches Bänkelsängerlied vortrug.

Leise schlichen sie sich bis an die Flügeltür zum Musiksalon, wo sie stehen blieben. Es waren etwa zwanzig Personen anwesend, lauter Leute von Namen, die fast immer im Palais Kreuzen zu finden waren, bis auf zwei Neulinge.

Ein starrer Schreck lähmte Heinz plötzlich, als sein die Anwesenden zerstreut überfliegender Blick auf den beiden haften blieb. Zwischen der Hausfrau und der Fürstin Onken saß in einem leichten, eleganten Rollstuhl Lord Lyon und hinter ihm, durch die Stuhllehne halb verdeckt, Maja.

Eine Plüschdecke war um den unteren Teil des Stuhles geschlungen, so daß man von Horace Lyon nur den Oberkörper sehen konnte. Der Kopf war völlig unverändert bis auf einen Ausdruck im Gesicht, der vertiefter, belebter, sympathischer durch etwas Warmes, Zufriedenes erschien, das wie eine stille Schrift auf den Zügen geschrieben stand.

Heinz betrachtete ihn erst staunend, dann gereizt. Wie konnte der Mann so zufrieden aussehen? War er so sehr Egoist, daß ihm nie eine Ahnung des ungeheuren Opfers kam, dessen Gegenstand er war?

Dann glitt sein Blick scheu über Maja hin. Der keusche Duft unberührter Mädchenhaftigkeit war noch derselbe geblieben. Ihre Schönheit war eher gewachsen. Etwas Glorienhaftes lag darüber ausgebreitet, eine erhabene Ruhe, eine wunschlose Glückseligkeit.

„Oder bilde ich mir das nur ein?“ dachte Heinz beklommen.

Da wandte Erika, die vor ihm stand, sich aufgeregt um und flüsterte ihm leise zu: „Was sagst du zu dieser

Überraschung? Ich möchte nur wissen, wie es Maja gelungen ist, in ein so vornehmes Haus geladen zu werden. Schließlich ist sie doch nur eine simple Musiklehrerin. Glaubst du, daß es Lord Lyons wegen geschah, weil die Gräfin doch seine Landsmännin ist?"

Heinz antwortete nicht. Daisy hatte ihr Lied beendet, und er klatschte nun mit den anderen um die Wette.

Als Thurfens sich kurz darauf der Hausfrau näherten, um sie zu begrüßen, bemerkte Daisy zu ihrer Verwunderung, daß Lyon seinen Stuhl mittels eines Hebels, der daran angebracht war, rasch zurückschob, so daß er seitwärts von seiner Frau zu stehen kam. Von hier aus hing sein Blick scheinbar absichtslos, in Wahrheit aber scharf beobachtend, an Majas Gesicht.

Sie hatte Heinz noch nicht erblickt, da sie eben in ein Gespräch mit der Fürstin Onken vertieft war. Als dann plötzlich seine Stimme an ihr Ohr schlug, glitt ein schwacher Hauch von Blässe über ihr Gesicht, aber sie zuckte mit keiner Wimper und setzte ihr Gespräch völlig ruhig fort, als ginge es sie nichts an, was die Gräfin Kreuzen mit irgend einem ihrer Gäste sprach.

Als dann die Gräfin sich zu ihr wandte, um sie mit Thurfens bekannt zu machen, wandte Maja ruhig den Kopf, blickte lächelnd zu dem jungen Paare auf und streckte Erika mit unbefangenster Herzlichkeit die Hand entgegen.

„O, wir sind alte Freunde, liebe Gräfin! Erika und ich waren Jugendgenossinnen. Durch sie lernte ich auch den Herrn Professor“ — sie streckte auch Heinz jetzt die Hand entgegen — „schon vor Jahren kennen. Ich freue mich sehr, nun beide einmal wiederzusehen.“

Das war mit der vollendeten Sicherheit der großen Dame gesprochen.

„Und mit der ganzen frostigen Liebenswürdigkeit,“ dachte Heinz bitter, „welche sie mir stets gnädig zu teil werden ließ. Keine Spur echter Wiedersehensfreude.“

Man wechselte ein paar Phrasen, Lord Lyon wurde Erika vorgestellt und begrüßte dann Heinz, mit welchem er anlässlich Frau Heidlaufs Tod bekannt geworden war. Daisy stand daneben und sah, wie dabei in Heinzens Gesicht die Farben fortwährend wechselten, obwohl er leiblich unbefangen sprach.

Eine nachdenkliche Falte stand auf ihrer Stirn. „Warum hat er mir nie von ihr erzählt?“ grübelte sie. „Er erzählt mir doch sonst jede Kleinigkeit aus seinem Leben. Und sie — wie oft schwärmte ich ihr von Thurfens Vorträgen vor! Weshalb erwähnte sie nie, daß sie ihn kenne? Sollten sie böse sein aufeinander?“

Als Maja später auf die Bitte der Gräfin ein paar Lieder sang, zog Heinz sich in ein Nebenzimmer zurück. Sein Kopf schmerzte ihn, wirre Gedanken zogen durch sein Hirn. Warum war sie gekommen? Wußte sie, daß auch er bei Kreuzens verkehrte?

Eines stand fest. Wenn Maja Lyon hier Zutritt hatte, so würde er keinen Fuß mehr in dies Haus setzen. Er hatte genug zu tragen, wozu auch noch diese Qual sich aufladen.

Mitten aus diesen Gedanken heraus horchte er mit fieberhafter Spannung nach den Tönen, welche gedämpft aus dem Saal herüberklangen. Ohne es zu wollen, wartete er auf etwas. Das kleine Lied, das Lied Walthers von der Vogelweide — wann würde es kommen?

Aber er wartete vergebens. Sie sang das Lied nicht.

Lord Lyon blickte, als Maja vom Klavier zurücktrat, forschend zu ihr auf. Sie las ganz deutlich eine Frage darin.

Nervös warf sie den Kopf zurück. „Ich kann nicht mehr singen, heute. Ich bin so müde,“ murmelte sie.

Horace Lyon schwieg. Sie merkte, daß ein unruhiger Schatten über sein Gesicht glitt. Zum ersten Male im Leben wandte sie sich verstimmt, fast ungeduldig von ihm ab.

Was wollte sein Blick? Was dachte er? Ahnte er etwas von der unsäglichen Qual, welche Heinz Thursens Anblick in ihr heraufbeschworen hatte?

18.

Heinz war in den Salon zurückgekehrt. Ein dunkler Drang — wie immer, wenn alles in ihm stürmte und seine Vernunft ausgelöscht schien, trieb ihn zu Erika.

Er fand sie neben Daisy in einer Fensterecke sitzen und ließ sich schweigend neben beiden nieder. Erika erkundigte sich gerade, wie Daisy Maja kennen gelernt habe.

„Sie wissen wohl nicht, daß ich schon seit dem Herbst bei ihr Gesangsstunden nehme?“

„Singstunden nehmen Sie auch, Gräfin?“

„Natürlich! Ich stecke meine Nase doch in alles!“ lachte Daisy. „Im Herbst, als Ihre Freundin das Konzert gab, war ich selbstverständlich auch dabei. Ich bin ja überall dabei, wo's was Neues gibt. Anfangs kam ich sehr skeptisch hin, alles klang so abgeschmackt nach brutalster Reklame, und das kann ich nicht ausstehen. Dann hörte ich von einer Bekannten, daß dieser arme Lyon sein ganzes Vermögen verloren hatte —“

„So ist das wirklich wahr? Offen gestanden wollte ich es nie recht glauben,“ warf Erika ein.

„Gewiß ist es wahr! Sie hat ihn ja nur geheiratet, weil sie ihn erhalten will. Und sehen Sie,

das packte mich! Das war neu! Sonst heirateten Frauen, um sich zu versorgen — hier war es einmal umgekehrt.“

Erika lächelte ironisch. „Nun ganz so neu ist das doch nicht. Im Volk arbeiten viele Frauen für ihre Männer, und die Stellung eines Prinz-Gemahls ist auch nicht gerade erst durch Maja geschaffen worden.“

Daisy schüttelte energisch den Kopf. „Das ist doch etwas ganz anderes! Entweder ergibt sich da die Notwendigkeit erst später für die Frauen, oder, wo es sich um einen ‚Prinz-Gemahl‘ handelt, stellt der eine sehr traurige Figur vor. In Lady Lyons Fall liegt die Sache schon darum anders, weil sie doch keine reiche Frau war, die sich irgend einen zu ihrem Vergnügen kaufen konnte. Waren Sie denn nie bei Lyons?“

„Wir hatten in der letzten Zeit keinen Verkehr mit Maja,“ sagte Erika ausweichend. „Sie wohnt so weit — und dann, wenn man ein kleines Kind hat —“

„Natürlich! Aber dann wissen Sie eben nichts von der Häuslichkeit der beiden. Eine entzückende Häuslichkeit, liebe gnädige Frau — ich war schon beim ersten Besuch im Herbst ganz hingerissen. Eigentlich wollte ich nur Stunden nehmen, weil es gerade Mode war, weil Lady Lyon eben so fabelhaft schnell berühmt wurde und ich sehen wollte, wie das weiterging mit dieser sonderbaren Heirat.“

„Nun? Und —?“

„Nun, dann war ich eben hingerissen, wie man immer von etwas Wunderbarem, Erhabenem hingerissen wird. Schon die Wohnung. Alles einfach, aber so gemütlich, so anheimelnd, so furchtbar nett! Was man nur ersinnen kann, um ein Leben wie das Horace Lyons behaglich zu gestalten, das hat seine Frau dort zusammengetragen. Bücher, Blumen, Vögel, die singen, großzügige, meist englische Landschaftsbilder

in Kupferstichen an den Wänden, allerliebste Biedermeiermöbel, weiche Teppiche, lichte Musselinvorhänge — alles so stimmungsvoll arrangiert! Und draußen der Garten mit einem großen Stück freien Himmels darüber, an dem sich der arme Mensch erfreuen kann, wenn seine Frau nebenan Unterricht erteilt.“

„Sie wohnen also noch immer in der alten Wohnung auf der Wieden?“

„Ja. Aber all dies ist nur der äußere Rahmen. Das Eigentliche ist ihr Zusammenleben. Etwas Schöneres kann es nicht geben zwischen Menschen, meine ich. Glauben Sie, daß Lady Lyon, welche doch die Seele des Hauses, die Ernährerin, die eigentliche Herrin ist, auch nur eine Spur davon merken läßt? Nie! Immer nur er! In jeder Kleinigkeit wünscht sie seine Entscheidung, er muß befehlen, er muß raten, er muß überall die Hauptperson sein.“

„Sie liebt ihn also so sehr? Wie merkwürdig!“

„Im — Liebe?“ Daisy hob ihr Näschen und blinzelte nachdenklich vor sich hin. „Ich weiß nicht — kann man denn eigentlich von Liebe sprechen bei einem so armen Krüppel, der nichts mehr unverkümmert sein eigen nennt als die Seele und seinen schon von Haus aus häßlichen Kopf? Sie wissen doch, daß die Amputation der Beine nach und nach so eine Art allgemeinen Körperschwundes nach sich ziehen wird bei ihm? Professor Lintmayer erklärte es mir neulich. Gewisse Nerven und Muskelpartien mußten eben dabei schwer getroffen werden. Man sieht es auch schon an den Händen — sie werden so schmal und wachsartig. — Nein, ich glaube, Liebe ist es nicht, sondern ein unendlich feines Bartgefühl. Sie will nicht, daß er je den Gedanken faßt, eine überflüssige Last zu sein. Das Selbstgefühl, welches die Natur ihm raubte, will sie

aus der großen Kraft ihrer Güte heraus ihm wiedergeben. Ach — sie ist eben eine Heilige!“

Daisys Blick fiel zufällig auf Heinz, der regungslos und steif dasaß mit eingezogenen Mundwinkeln und fest zusammengepreßten Lippen.

Hörte er zu? Sie wußte es nicht. Sein Blick war völlig abwesend.

Erika sagte kopfschüttelnd: „Aber ein solches Leben muß ja sehr viel kosten, wenn sie so hübsche Dinge für ihn zusammenkauft —“

„Ach, sie verdient doch auch heidenmässig. Alle Welt will ja von ihr unterrichtet sein. Es ist förmlich zum guten Ton gehörig, bei Lady Lyon Stunden zu nehmen. Sogar die Erzherzogin Berta lernt bei ihr und die Gräfinnen Rüdern.“

„Und Sie.“

„Nun ja. Offen gestanden habe ich eine schreckliche Stimme, kaum gut genug für Gassenhauer. Aber das tut nichts. Ich freue mich diebisch auf jede Stunde — und wissen Sie warum? Bloß um eine Stunde bei Lyons sein zu können! Denn dort ist etwas Wunderbares, das ich bisher noch nirgends auf der Welt fand: ein unaussprechlich großer Friede, eine vollkommene Harmonie, die einen überkommt, fast so, als ginge man an einem warmen Sommertag durch einen ganz stillen Hochwald. Genau so, wie wenn alles Leben ringsum verstummt wäre —“

In Heinz wallte etwas Stürmisches, Unklares auf — rasendes Mitleid, unsinniger Jorn. — Wie wenn alles Leben ringsum verstummt wäre! Und darin — sie, Maja, die früher ganz Sturm und Drang, ganz Temperament, ganz heiße, lodernde Lebensfreude gewesen war! Er sah sie greifbar deutlich vor sich damals auf der Sommerwiese in Fichtenau. So also hatte

das Leben sie geknechtet! Und das konnte dieser Mann, dem zuliebe es geschah, ruhig mit ansehen? Wieder erhob sich etwas von dem alten Haß gegen Lord Lyon in ihm.

Daisy und Erika hatten weitergeplaudert. Sie sprachen noch immer von Maja.

„Ja, das war ein hartes Stück Arbeit,“ sagte Daisy, „Ihre Freundin einmal hierher zu bringen. Sie wollte um keinen Preis unter Menschen. Stellen Sie sich vor, sie hat sogar eine Einladung der Erzherzogin Berta zum Tee ausgeschlagen! Aber Lord Lyon wollte es durchaus. Sie müsse in Gesellschaft. Und da er es wünschte und schließlich versprach, sie zu begleiten, so gab sie endlich nach. Wir sind die einzigen, zu welchen sie geht, und darauf bin ich furchtbar stolz.“

Plötzlich wandte sie sich an Heinz.

„Sie müssen sie nachher zu Tisch führen, lieber Professor. Ich wußte ja nicht, daß Sie schon bekannt sind, aber ich hatte es gleich so bestimmt — mein liebster Lehrer und meine liebste Lehrerin!“

Heinz stand hastig auf. „Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Gräfin, aber meine Frau und ich müssen jetzt nach Hause. Unser Trudchen ist nicht ganz wohl.“

Erika sah ihn erstaunt an, machte ein böses Gesicht und wollte etwas sagen, aber er schnitt ihr so bestimmt das Wort ab, daß sie sich fügen mußte. Ärgerlich raffte sie den blaßblauen Schleier auf, den sie um die Schultern trug, und ging, um sich von der Hausfrau zu verabschieden.

Heinz folgte mit Daisy.

„Aber ein andermal lasse ich Sie nicht so fort,“ sagte Daisy lächelnd. „Sie werden meine Schwärmerie für Lady Lyon schon noch teilen lernen, wenn Sie nur erst einmal wieder länger mit ihr gesprochen haben.“

Im Wagen begann Erika sofort: „Ich habe Maja eingeladen, uns zu besuchen. Nachdem sie so eine Berühmtheit geworden ist, wäre es töricht, den alten Verkehr nicht wieder aufzunehmen.“

Heinz fuhr auf, als habe er einen Schlag erhalten. „Erika — du wirst doch nicht wirklich —“

„Aber warum denn nicht?“

„Hast du vergessen —“

„Ach, laß mich in Ruhe mit den alten albernen Geschichten! Sie hat sich ja nie etwas aus dir gemacht, und du — nun, du kannst sie ja, wenn es dir Spaß macht, insgeheim weiter anschwärmen. Eifersucht liegt mir gänzlich fern, wie du weißt.“

„Sie wird nicht kommen,“ murmelte er, „sie wird nicht kommen.“

„Dann werde ich ihr zu einem bestimmten Abend eine Einladung schicken. Schon aus alter Freundschaft für mich wird sie kommen müssen, und ich werde die Genugtuung haben, eine Erzherzogin in diesem Punkt übertrumpft zu haben.“

Der Wagen hielt. Wortlos stiegen sie die Treppe zu ihrer Wohnung hinauf.

Sie fanden das Kind bewußtlos, die Amme in Verzweiflung. Niemand begriff, was mit dem Kinde war.

Man sandte sofort nach einem bekannten Kinderarzt. Nachdem dieser Trudchen untersucht hatte, nahm er Heinz am Arm und führte ihn ins Nebenzimmer.

„Lieber Thurfen, ich muß Ihnen leider sagen, daß Sie sich auf das Schlimmste gefaßt machen müssen. Die Kleine hat Hirnhautentzündung. Rettung ist nahezu ausgeschlossen. Bereiten Sie Ihre Frau Gemahlin schonend vor.“

Mit einem dumpfen Wehlaut sank Heinz in einen

Stuhl. Alles, was er bisher gelitten hatte, fiel in nichts zusammen unter der grausamen Wucht dieser Worte.

Das Kind, sein Trudchen verlieren müssen! Was blieb ihm dann noch auf Erden?

In dem kleinen, lauschigen Wohnzimmer, wohin der Diener Lord Lyons Rollstuhl gefahren hatte, lag Maja auf den Knien vor ihrem Gatten. Ihr Kopf ruhte an seiner Brust, ihre Hände hielten die seinen umfaßt.

„Horace,“ sagte sie, „ich habe dir den Willen getan. Aber jetzt laß es genug sein. Wozu in Gesellschaft gehen? Haben wir es nicht schöner daheim?“ Sie versuchte zu scherzen. „Ein kleines Paradies haben wir ja, Horace!“

Er antwortete nicht sogleich. Endlich sagte er sanft: „Warum bist du so erregt, mein Kind? Gewiß ist es schön hier — für mich ist es der Himmel, aber du —“

„Ich habe dich! Ich will nichts anderes!“ murmelte sie.

„Um — einen alten Mann, der —“

„Einen Freund! Meinen besten, einzigen Freund,“ fiel sie ihm hastig ins Wort, „bei dem ich alles gefunden habe, den großen Frieden, die Ruhe —“

„Und draußen rauscht das Leben!“ sagte er melancholisch. „Das Leben ist schön und süß, Maja, wenn man jung ist.“

Sie machte eine heftig abwehrende Bewegung. „Ich mag nichts davon hören! Wir haben so glücklich gelebt hier, und so soll es bleiben!“

Eine Pause trat ein. Eine schwüle, lange Pause, in der man die Uhren ticken hörte und das leise Rauschen des Windes draußen in den Bäumen.

Dann sagte Lord Lyon ruhig: „Ist etwas anders geworden seit heute? Hat dir etwas mißfallen bei Kreuzens?“

„Nein — gar nichts. Aber ich will hier mit dir allein bleiben, hörst du? Du hast mich doch sonst immer verstanden. Ich will, daß du mir versprichst —“

Da legte er eine seiner bleichen, kühlen, wachsartigen Hände auf ihre Lippen, die heiß und trocken waren. „Es ist töricht, irgendwelche Freiheit durch Versprechen in Fesseln zu schlagen,“ sagte er sehr bestimmt. „Was von all deinen Worten vorhin allein Hand und Fuß hatte, ist: du hast keinen besseren Freund auf Erden als mich, Liebling. Das vergiß nicht! Und es gibt Wege, die wir unbedingt erst gewandert sein müssen, ehe wir sagen, wir sind am Ziel angelangt.“ Er streichelte zärtlich ihr dunkles Haar. „Vergiß auch nie: du gehst nicht allein, dein Freund wandert mit dir!“

Maja wußte nicht, wie es kam, daß plötzlich Tränen ihren Augen entströmten, Tränen, die wie mit einem Schlag die verworrenen Angstgefühle aus ihrer Seele hinwegschwemmt. Sie drückte ihre Lippen auf Lyons Hand. „Ich danke dir — ich danke dir!“ stammelte sie und wußte nicht, wofür sie ihm eigentlich dankte.

19.

Zwei Tage nach jenem Faschingsabend bei Kreuzens Lenors hielt Heinz Thursen seine kleine Gertrud als Leiche im Arm.

Die Welt ringsum war dunkel und leer geworden für ihn. Verwirrt schlich er herum, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Erika, mit der er seinen Schmerz teilen wollte, benahm sich so abstoßend, daß

er kaum mehr wagte, ihr seine Gegenwart aufzudrängen.

Bitter empfand er es: was bei anderen Eheleuten gelegentliche Differenzen auslöscht und selbst ein lose gewordenes Band wieder fester knüpft, der große, gemeinsame Schmerz, hatte den Abgrund zwischen ihr und ihm nur tiefer aufgerissen. Bisher war allen Entzweiungen doch immer wieder früher oder später die Versöhnung gefolgt. Freilich nur weil er immer bereit zum Nachgeben, immer der entgegkommende Teil gewesen war. Seine steten Versuche, ein besseres Verhältnis herbeizuführen, gelegentliche weichere Stimmungen bei Erika und eine gewisse, an Dankbarkeit grenzende Anerkennung ihrerseits, daß er ihren Wünschen Befriedigung schaffte, soweit es in seiner Macht stand, hatten die Hoffnung, es könne einmal doch wohl alles gut werden zwischen ihnen, immer wieder aufleben lassen. Jetzt verzweifelte er auch daran.

Am ersten Tage nach des Kindes Tod hatte Erika viel geweint. In Tränen gebadet, ganz fassungslos fand Heinz sie im Schlafzimmer zusammengesauert. Da nahm er sie liebevoll in seine Arme und versuchte, ihr Trost zuzusprechen. Das Schicksal habe sie beide schwer getroffen, aber sie müßten es eben tragen, er leide ja mit ihr, und wenn zwei Menschen sich fest aneinanderschließen, dann fänden sie doch auch die Kraft, jedes Leid zu überwinden.

Erika aber machte sich hastig von ihm los, strich sich das Haar aus dem verweinten Gesicht und stammelte erregt: „Ach, laß mich doch! Laß mich doch — ich bin ja so namenlos unglücklich!“

Er hatte sie nie so aufgelöst in Schmerz gesehen, und mitten in seiner Verzweiflung überkam ihn etwas wie dankbare Befreiung. Sie war also doch nicht so

kalt, wie er gedacht. Das Muttergefühl war trotz allem vorhanden in ihr.

„Mein liebes, liebes Weib!“ murmelte er weich und streichelte ihre Wangen. „Weine dich aus an meinem Herzen, wende dich nicht ab von mir, hat es uns doch beide getroffen mit gleicher Schwere! Aber wir sind jung, was uns das Schicksal genommen hat, kann es uns wiedergeben —“

Ein dumpfes Stöhnen kam aus Erikas Brust. Sie warf ihm einen wilden, verstörten Blick zu und flüchtete förmlich von ihm weg. „Nie!“ schrie sie außer sich. „Lieber sterben! Hörst du — lieber sterben!“ Dann plötzlich ein halbirtres Lachen, das wie ein kicherndes Schluchzen klang: „Wenn das dein Trost ist! Du hast mich eben nie verstanden — nie! Du verstehst mich auch jetzt nicht! Unser Kind? O, es ist ihm ja so wohl — es war ein Mädchen, wäre einst ein Weib geworden, hätte auch Kinder bekommen müssen vielleicht — das ist ja so schrecklich, so wahnsinnig grausam erdacht vom Schicksal! Und der Mann, der immer voraussetzt, das bedeute Glück für uns, der nie ahnt, daß er nur das Tor ist, durch welches wir zum Leben gehen! Warum bleibt uns kein anderer Weg, wenn wir arm sind?“

In leidenschaftlichem Fluß waren die Worte ihren Lippen entströmt. Ihre Hände zerrten nervös an den Volants eines Rissens, das neben ihr lag, als wollten sie dieselben zerreißen.

Heinz stand da wie zu Stein erstarrt. Deutlich wie einen physischen Schmerz empfand er, daß in dieser furchtbaren Stunde etwas in ihm unwiderruflich erstarb. Ihre Tränen vorhin hatten also nicht dem Kinde gegolten! —

Erika schloß mit dem hysterischen Schluchzen von

vorhin. „Ja — es ist schrecklich, ein Weib zu sein! Ich wollte —“

Da unterbrach er sie mit kalter Härte: „Beruhige dich, du bist kein Weib! Ein Geschöpf, das solche Empfindungen beseelen am Sterbebett seines Kindes, das dem Manne, der liebevollen Trost suchte bei ihm, solche Worte zuschleudern kann, entwürdigt den heiligen Namen Weib!“

Ohne sie anzusehen, verließ er das Zimmer.

Als er das Kabinett betrat, das man ausgeräumt hatte, um das Kind in einem Wald von Blumen darin zu betten, fand er Daisy Kreuzen weinend an der kleinen Leiche knien.

Mit wehem Ausdruck sahen ihre glanz erfüllten Augen zu ihm auf. „Es ist so schrecklich, lieber Thursen! Ich wollte — ich möchte mein Leben gerne hingeben, wenn ich Ihnen Ihren Liebling damit wieder lebendig machen könnte!“

Er blickte verstört über sie hinweg nach dem kleinen weißen Gesicht seines Kindes. „Es gibt noch schrecklichere Dinge, als sein Kind verlieren,“ murmelte er halb unbewußt.

Daisy sah ihn erschrocken an. Ein ganz fremder, kalter Ausdruck lag auf seinem Gesicht. Ein Ausdruck, der ihr in die Seele schnitt. Sie stand auf. „Herr Professor, lieber Herr Professor —“

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und wandte sich ab. „Verzeihen Sie, Gräfin, ich — ich glaube, ich muß den Verstand verlieren!“

Und wie von Sinnen stürzte er hinaus in den Vorfaal, riß mechanisch den Hut vom Haken und verließ die Wohnung ohne Mantel, wie er war — trotz der bitteren Januarfalte, welche draußen herrschte.

Daisy wollte ihn zurückerufen, aber als sie die Flurtür

öffnete, hörte sie seinen Schritt bereits am Ende der Treppe, und ihr Ruf verhallte ungehört. —

Als Heinz spät Abends zurückkehrte, traf er im Vorzimmer mit seiner Schwiegermutter zusammen, welche eben mit zitternden Händen ihren Mantel umlegte.

Es war kein besonders herzliches Verhältnis zwischen ihnen gewesen im letzten Jahr. Frau Brand war ihrem Schwiegersohn mehr als einmal ausgewichen, obgleich er das nicht begriff, denn er hatte ihr nie einen Vorwurf gemacht.

Als Frau Brand ihn jetzt erblickte, fuhr sie erschrocken zusammen und beeilte sich auffällig, mit ihrer Toilette zurechtzukommen. Heinz sah, daß ihr Gesicht furchtbar entstellt vom Weinen war, und die ganze kleine, runderliche Gestalt zitterte. Er erinnerte sich plötzlich, wie sehr sie die Kleine geliebt hatte. Eine weiche, mitleidige Regung überkam ihn. Er half ihr in den Mantel und legte ihr den Pelztragen um die Schultern.

Da haschte Frau Brand plötzlich nach seiner Hand und drückte sie krampfhaft. „Du bist so gut, Heinz — ich danke dir! Ich danke dir — für alles! Ich weiß, du hast dein möglichstes getan, aber —“

„Du warst bei Erika, Mama?“ fragte er gepreßt.

Über die Wangen der alten Frau stürzten auf einmal Tränen, während zugleich das immer gutmütige Gesicht einen harten Ausdruck bekam. „Ja! Und — und, Heinz — o vergib mir! Ich schäme mich so unsagbar vor dir für sie. Verstehst du? Die Mutter muß sich ihres Kindes schämen! Gibt es etwas Bittereres auf Erden?“

„Mama!“

Sie trocknete hastig ihre Augen.

„Laß nur. Schön oft wollte ich —“

Die Stimme versagte ihr. Eilig griff sie nach ihrem Muff und ging stumm hinaus.

Erika hatte sich eingeschlossen. Nur Betti durfte zu ihr. Betti mußte auch bei ihr schlafen, denn die Frau fürchte sich vor der Leiche, flüsterte die Amme der Köchin zu.

Morgen sollte Erudchen beerdigt werden. Heinz hatte den ganzen Tag in dumpfem Brüten verbracht. Erika war nicht zum Vorschein gekommen, selbst die Mahlzeiten ließ sie sich von Betti ins Schlafzimmer bringen. Drüben aber an dem kleinen Sarg war ein ewiges Kommen und Gehen gewesen von Leuten, die Blumen brachten, oder die die Neugier hertrieb, so daß Heinz, der sich außer stande fühlte, mit irgend jemand zu sprechen, es nicht gewagt hatte, hinüberzugehen.

Nun war es dunkel, und die Flurklingel schwieg. Da drängte es ihn, noch einmal Abschied von seinem Liebling zu nehmen.

Als er das Zimmer betrat, in dem es betäubend von Blumen duftete, über welche stillflammende Kerzen ihren Schein ausbreiteten, erhob sich von der Kniebank zu Füßen des Sarges eine schlanke dunkle Gestalt und wandte sich um.

Bestürzt prallte Heinz einen Schritt zurück. „Maja — Lady Lyon!“

Verlegen blickte sie an ihm vorüber. „Verzeihen Sie,“ murmelte sie, „ich wollte zu Erika — wurde aber nicht angenommen. Dann brachte ich der Kleinen ein paar Blumen, die ich selber zog. Es ist so wenig, aber seit gestern konnte ich nichts anderes denken als Ihren Jammer!“

Ihre Stimme erstickte in Schluchzen.

Heinz stand stumm da, ohne sich zu regen. Als sie

aber schweigend an ihm vorüber wollte, vertrat er ihr hastig den Weg. „Ich danke Ihnen,“ sagte er leise, „es ist das erste Zeichen von Mitleid, das Sie mir im Leben gegeben haben — ich danke Ihnen!“

Verwirrt über seinen bewegten Ton blickte sie auf. „Bis jetzt,“ sagte sie unwillkürlich, und ohne daß sie es wußte, klang eine leise Bitterkeit in ihrer Stimme, „hatten Sie Mitleid wohl nicht nötig.“

„Wissen Sie das so bestimmt, Lady Lyon? Sind Sie so sicher, daß nie eine Stunde in meinem Leben war, wo sich alle guten Geister von mir wandten, weil — jemand, der mir alles galt, mich von sich stieß?“

Maja wurde plötzlich bleich. Wie er, so hatte auch sie in diesem Moment völlig vergessen, wo sie sich befanden. Sie hörte nichts als seinen wehen Ton, sah nichts als seine Augen, die dunkel geworden schienen vor Gram, und in denen ein brennender Vorwurf geschrieben stand.

Eine grenzenlose Erregung packte sie. Alle die in schlaflosen Nächten heimlich um ihn geweinten Tränen, der ganze verborgen getragene Jammer dieser zwei Jahre stand jäh vor ihr. Und er — er sagte ihr —

„Ich weiß nicht, woher Sie den Mut nehmen, mich so vorwurfsvoll anzublicken,“ kam es endlich gequält über ihre Lippen. „Schon einmal deuteten Sie mir an, daß ich schuld sei, wenn Ihr Glaube an das Weib ins Wanken kam, und ich antwortete, was ich heute wieder antworte: Man hat kein Recht, Dinge zu erwarten, die man selber nie geübt hat! Die Liebe zu der einen, welche sich vierundzwanzig Stunden später bei einer anderen tröstet, kann nie etwas bedeutet haben in Ihrem Leben.“

„Ich war von Sinnen,“ murmelte er. „Sie hatten mich abgewiesen — ich weiß nicht mehr, wie es kam,

die Furien wilder Eifersucht waren hinter mir her, da flüchtete ich mich — vor mir selbst!“

Maja lächelte. „Ich weiß. Sie trauten mir zu, den ‚reichen Briten‘ erobern zu wollen mit jenem armen kleinen Lied. Nun, ich habe ihn ja auch schließlich erobert, nur daß es anders, ganz anders dabei zugeht, als Sie dachten.“

„Maja!“ rief er flehend, während plötzlich eine furchtbare Ahnung in ihm aufdämmerte. „Ich weiß heute, daß auch Sie gelitten haben, daß auch Ihnen das Leben nicht rosig lächelte, daß es Ihnen vielleicht alles schuldig blieb oder doch viel!“

Sie nickte. Ein weher Zug irrte über ihr bleiches Gesicht hin. „Nein — es war nicht rosig, mein Leben,“ flüsterte sie mehr zu sich selbst als zu ihm, „trotz aller Erfolge war es bitter und arm — immer!“

In ungeheurer Erregung griff er nach ihrer Hand. „Maja — um Himmels willen, jetzt die Wahrheit! Warum stießen Sie mich damals so schroff von sich?“

Sie sah vor sich hin. Die Worte kamen ohne Klang über die Lippen. „War ich schroff? Ich weiß es nicht mehr. Ich war so jung — man hatte nichts als Mißtrauen in meine Seele gepflanzt, nichts als Unglauben für alles Schöne, Erhabene im Leben, nichts als Verachtung für Dinge des Gefühls und einen törichten Drang nach Selbständigkeit. Darum konnte ich jenes arme kleine Lied zuerst nicht verstehen. Aber dann — am nächsten Abend verstand ich es plötzlich doch. Was ich sang, war ohne mein Wissen ein Bekenntnis. Ich war so froh, so hoffnungsvoll, so unsäglich reich mit einem Male, ich mußte jedem zulächeln, den mein Auge zufällig traf, es war wie ein Strom, der aus mir brechen und sich über die ganze herrliche Welt ergießen wollte. Bis dann am anderen Tage das Erwachen kam —“

Die letzten Worte rangen sich müde, kaum hörbar, wie ein verlorener Seufzer aus ihrer Brust.

Der Mann vor ihr zitterte am ganzen Leibe vor Pein. Heiser stieß er heraus: „Nur ein Wort noch, Maja! Der Mann, um dessentwillen Sie —“

Sie antwortete nicht. Ein Schauer lief bebend durch ihre Glieder. Unsicher glitt ihr Blick zu Boden.

Er aber las zum ersten Male ohne Worte in ihrer Seele. Dumpfes Stöhnen brach aus seiner Brust. Vorüber-, vorübergegangen war das Leben an ihnen beiden mit all seinen Schätzen von Glück und Seligkeit, nur weil er ein Tor gewesen war, ein Tor, der nicht zu lesen verstanden hatte in der Seele der geliebten Frau!

Maja fuhr plötzlich erschrocken auf, strich sich verwirrt das Haar aus der Stirn und blickte beklommen um sich. Was war geschehen? Was hatten sie gesprochen — hier inmitten von Tod und Jammer? Hier, wo nebenan vielleicht sein Weib in Tränen gebadet weilte und sie selbst daheim erwartet wurde von dem besten, edelsten Manne der Welt? Sie begriff nicht, wie alles gekommen war, nur daß sie fort mußte so rasch als möglich.

Da schlug seine Stimme abermals an ihr Ohr, fiebernd, flehend: „Maja — und jetzt? Soll alles sein? Sie wissen ja nicht, wie namenlos das Schicksal mich gestraft hat für eine einzige törichte Stunde!“

Sie richtete sich hoch auf und trat einen Schritt zurück. Seine Fassungslosigkeit gab ihr mit einem Schlag alle Besinnung wieder. „Sie haben kein Recht, Fragen zu stellen, Herr Professor Thursen, wie ich kein Recht habe, Bekenntnisse anzuhören. Was auch einst unsere Wünsche gewesen sein mögen, heute dürfen sie sich nur noch auf das Glück anderer richten. Und jetzt, bitte, geben Sie den Weg frei!“

Still trat er beiseite. Der leuchtende reine Strahl ihrer dunklen Augen hatte etwas Zwingendes.

20.

Der Winter war in diesem Jahr ungewöhnlich hart und schneereich. Im Dezember hatte es noch grüne Wiesen gegeben, jetzt, seit Ende Januar, gab es fortwährend starke Schneefälle, nur von wenigen frostigen klaren Tagen unterbrochen, an welchen einem der Hauch zu Eis erstarrte und der Schnee unter den Füßen knirschte.

Erika, die bei der Beerdigung ihres Kindes sowohl durch ihre raffiniert vornehme Trauertoilette als durch ihre stürmischen Schmerzäußerungen aufgefallen war, hatte unmittelbar danach erklärt, es in Wien nicht mehr aushalten zu können.

Die Wohnung sei verödet, Geselligkeit durch die Trauer zur Unmöglichkeit geworden, was sollte sie mit den langweiligen Tagen und noch langweiligeren Abenden beginnen.

„Du hast doch deinen Mann,“ warf ihre Mutter scharf ein. „Willst du ihn etwa jetzt, wo euer Liebling gestorben ist, allein lassen?“

Auf diesen Einwurf antwortete Erika nur mit einem kalten, bösen Blick. Ihr Verhältnis zur Mutter war in den letzten Tagen fast feindlich geworden. Über den Grund schwiegen beide.

Mutter Thursen, die mit dem Forstrat zur Beerdigung gekommen war und sich bisher still verhalten hatte, meinte schüchtern: „Ich begreife ja, daß es der armen Erika furchtbar ist, jetzt in der verwaissten Wohnung zu bleiben. Vielleicht könnte Heinz Urlaub nehmen, und beide kämen dann zu uns ins Waldhaus. Die Osterferien beginnen ohnehin in einigen Wochen.“

Aber Heinz lehnte beinahe heftig ab. Er habe ja seine Privatkurse, und Arbeit sei ihm noch nie so nötig gewesen wie eben jetzt.

Erika wandte sich an ihre Schwiegermutter. „Ich glaube auch, es ist besser, Heinz hat jetzt Beschäftigung. Wenn du aber mich im Waldhaus aufnehmen willst, Mama, wäre ich dir sehr dankbar.“

Der Forstrat rückte unbehaglich auf seinem Stuhl herum. Seine gewohnte Pfeife ging ihm ab, und die Aussicht, Erika auf unbestimmte Zeit um sich zu haben, entzückte ihn noch weniger. Daß sie ihren Mann jetzt rücksichtslos sich selber überlassen wollte, empörte den alten Herrn geradezu und brachte seine Schwiegertochter um den letzten Rest von Sympathie bei ihm. Wenn er trotzdem schwieg, so war es nur, weil er bei Erikas Entschluß in seines Sohnes bleichem Gesicht einen Schimmer tiefinnerster Erleichterung gelesen hatte.

„Armer Junge,“ dachte er, „so weit also hat sie dich gebracht! Na, das weiß ich: diese Ehe hat mit Heiligkeit nichts zu tun!“

Erika war schon am nächsten Tag mit den Schwiegereltern nach Fichtenau gereist, wo sie sich ganz häuslich einrichtete. Sie fand es nicht einmal der Mühe wert, ihrem Manne zu schreiben, höchstens daß Heinz ab und zu aus irgend einem Ausflugsort eine Ansichtskarte von ihr erhielt.

Er wunderte sich, daß Erika jetzt im Winter so viele Ausflüge unternahm. Die Wege in den Bergen waren verschneit, von seinen Eltern begleitete sie sicher niemand, dafür kannte er die alten Leute. Die Mutter ging Winters überhaupt kaum aus dem Hause, und der Forstrat hatte seine ganz bestimmten Wege.

Endlich schrieb die Mutter einmal einen langen Brief

an ihren Jungen, wodurch die Sache klar wurde. Erika hatte sich mit wahrer Leidenschaft dem Wintersport ergeben. Sie lief stundenlang Schlittschuh auf den Fichtenauer Teichen, rodelte mit Leidenschaft und war dem Reichenauer Skiverein beigetreten. Die Mutter hatte beständig Todesangst um sie. Daß sie sich über Gebühr anstrenge, sei noch das wenigste. Beim Skifahren sei sie schon öfters schwer gestürzt. Einmal mußte man sie im Schlitten nach Hause fahren. Seitdem schleiche sie ganz matt im Hause herum. Was ihre Stimmung anbelange, so sei diese sehr wechselnd. Einmal gut, dann wieder schrecklich düster. Wenn nur er erst da wäre, dann würde es wohl wieder besser werden. Ob er denn noch nicht bald komme? Die Osterferien müßten doch längst begonnen haben?

Sie hatten auch begonnen. Aber Heinz dachte nicht daran, nach Fichtenau zu fahren. Ihm graute vor dem Nichtstun dort, vor den mitleidigen Blicken der Eltern, ihm graute am meisten vor dem Beisammensein mit Erika.

Vielleicht wäre er trotz allem, was geschehen war, hinausgefahren, wenn Erika nur ein einziges Mal eine bezügliche Andeutung gemacht hätte. Aber diese blieb aus. Sie schien gar nicht anzunehmen, daß er kommen könnte. Wahrscheinlich fürchtete sie, er könne sie in ihren Sportbetätigungen stören.

Warum sie sich denselben so eifrig widmete, glaubte er zu erraten, denn es war die einzige ihr zugängliche Form, mit Menschen in Berührung zu kommen. Den Sport konnte man ja mit Gesundheitsrücksichten entschuldigen, da störte die Trauer nicht.

Eines Tages trat Heinz nach Beendigung seiner Privatvorlesung auf die Straße hinaus. Es dunkelte bereits, und die Dämmerung wurde verstärkt durch den

heftigen, seit Mittag herrschenden Schneefall. Keine wässerigen Flocken waren's wie sonst um diese Jahreszeit, sondern fester, körniger Schnee, den ein eisiger Wind durch die Straßen trieb und überall zu Hügeln zusammenwehte.

Heinz schlug den Kragen seines Überziehers hoch und wollte rasch ausbrechen, als ihm plötzlich ein zierliches, ganz in Pelz verummtes Figürchen den Weg vertrat. Im Schein einer eben angezündeten Laterne erkannte er Daisy Kreuzen.

„Wie, Gräfin, Sie wagen sich bei diesem Wetter ins Freie? Ich dachte, da Sie nicht in der Vorlesung erschienen . . .“

„Hätt' ich mich hinter den Ofen verkrochen?“ lachte sie. „O nein! Ich hatte einfach keine Lust heute. Mir gehen ganz andere Dinge im Kopf herum. Seit einer halben Stunde stehe ich hier und warte auf Sie!“

„Auf — mich?“

„Zawohl. Ich habe nämlich eine riesengroße Bitte. Sie sind für mich der einzige Mensch, auf dessen Urteil ich etwas gebe und —“

„Aber Gräfin!“

„Bitte, nicht unterbrechen! Ja, es ist so! Darum möchte ich Ihnen mein Herz ausschütten und nachher Ihren Rat hören. Wollen wir ein Viertelstündchen im Rathauspark promenieren?“

„Wenn Ihnen das Wetter nicht zu schlecht ist, mir soll's schon recht sein.“

„O, das Wetter ist ja wundervoll! Sehen Sie nur die bereiften Bäume und das herrliche Weiß ringsum! Die ganze Abscheulichkeit der Großstadt versinkt darunter.“

Sie bogen in einen der gewundenen, menschenleeren Wege des Parkes ein. Daisy's lachendes Gesicht wurde ernst.

„So — nun will ich gleich beginnen. Wie denken Sie über Klöster, Herr Professor?“

Er machte ein verblüfftes Gesicht. Jede andere Frage hätte ihn weniger überrascht. „Über Klöster? Meinen Sie vom religiösen Standpunkt aus oder —“

„Glauben Sie, daß es Klöster gibt, welche nützlich sind?“

„Ganz gewiß gibt es nützliche Klöster.“

Daisy nickte. „Es freut mich, daß Sie dies zugeben. Und ich will Ihnen nun noch etwas anvertrauen. Die Klöster sind nicht bloß nützlich, sondern es ist auch unsäglich schön in den meisten.“

Er blieb unwillkürlich stehen. „Gräfin, Sie werden doch nicht daran denken —“

Sie blickte zu ihm auf. Ein stilles, warmes Leuchten lag über ihrem Gesicht. „Ich will Ihnen etwas erzählen, das sonst niemand weiß als meine Eltern und ich. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen einmal von unserer Fußtour durch die steirischen Berge sprach?“

„Gewiß. Sie waren ganz elegisch dabei. Sie hatten zuvor von Ihrer großen Sehnsucht nach irgend etwas, das Sie nicht zu nennen wußten, gesprochen und meinten, dort hätten Sie es beinahe gefunden.“

„Ganz richtig. Aber ich log ein bißchen. Ich hatte es wirklich bereits gefunden, und die große Sehnsucht, die mich bisweilen wie rasend überfällt, wandert immer nur dorthin zurück.“

„Wohin?“

„Nach einem kleinen Frauenklosterchen, das inmitten von Wäldern auf einem Berge liegt, und in dem ich die vier schönsten Wochen meines Lebens verbrachte. Das kam so. Als wir damals — die Eltern und ich —

über die Berge wanderten, stürzte ich plötzlich so unglücklich, daß ich mir einen Beinbruch zuzog. Weit und breit gab es keine Unterkunft — nur das Klosterchen. Dorthin brachte man mich. Natürlich sollte ich nach angelegtem Verband in das nächste Krankenhaus gebracht werden. Aber nach vierundzwanzig Stunden bat ich meine Eltern mit aufgehobenen Händen, mich dort zu lassen, ihre Reise fortzusetzen und mich erst nach deren Beendigung abzuholen. Wie immer setzte ich meinen Willen durch. — Wie soll ich Ihnen das Kloster beschreiben? Ach, man muß dort gelebt haben, um zu wissen, wie voll von süßem Frieden und barmherziger Liebe es ist! Wie eine stille, selige Insel inmitten dieser brutalen, nüchternen Welt! Sie ziehen Waisenkinder auf. Nur drei Nonnen sind's. Was für Frauen! Fröhliche, glückliche, strahlende Menschen! Es ist, als ob dort immer die Sonne in allen Winkeln schiene —“

Daisy unterbrach sich, blieb stehen und sah zu ihrem Begleiter auf.

„Haben Sie schon einmal Menschen gesehen, die ganz und gar zufrieden sind? Denen nichts, aber auch gar nichts mehr zu wünschen übrig bleibt?“

„Nein.“

„Nun, ich habe solche gesehen — die drei Nonnen im Kloster da droben, und als meine Eltern mich abholten, teilte ich ihnen meinen Entschluß mit, ins Kloster zurückzukehren. Was nun folgte, können Sie sich ungefähr denken. Ich bin meiner Eltern einziges Kind, sie hielten es erst für eine Laune, dann für Wahnsinn. Zuletzt kamen wir überein, daß ich mir die Sache ein Jahr lang überlegen und inzwischen möglichst viel vom Leben kennen lernen sollte. Nun kannte ich ja schon genug davon. Aber es war meiner Mutter Wunsch

und Hoffnung, daß ich in diesem Jahr mir klarmachen werde, es sei besser, zu heiraten und eigene Kinder zu erziehen als fremde Waisen. Sie haben gesehen, Herr Professor, wie ich lebte. Wie ich alles mitmachte und keiner Sache aus dem Wege ging. Mein Entschluß ist aber nur fester geworden. Zudem ist Schwester Fidelity erkrankt. Ich möchte also hin. Was sagen Sie dazu?“

„Ehe ich etwas sage, möchte ich Sie etwas fragen. Halten Sie sich wirklich für reif zum Kloster? Haben Sie nie an einen Mann gedacht?“

Daisy lächelte seltsam. „Es ist ein Drang in mir, mich aufzuopfern ganz und gar. Und wie vollkommen ich mir auch einen Mann ausmale, er wäre mir doch noch immer zu klein dazu. Sich selbst zu vergessen über einer erhabenen Idee, das ist doch das Größte im Leben!“

Er blickte gedankenvoll in das lautlos niedersinkende Flodenmeer. Wie sonderbar war, was er da vernommen! Daisy im Kloster! Und dann stand das Bild einer anderen vor seiner Seele, die sich auch selbst vergessen hatte über einer erhabenen Idee. Ja, es war etwas Großes!

„Sie haben also die feste Überzeugung, daß nichts auf Erden Sie mehr beglücken könnte als das Kloster?“

„Ja, die habe ich.“

Er drückte ihr die Hand. „Dann gehen Sie, Daisy. Es ist ganz gleichgültig, was wir tun oder welchen Weg wir wandeln, wenn wir nur zulezt den Frieden erreichen und im Einklang mit uns selber bleiben.“

Daisy atmete tief auf. „O, ich wußte es ja — Sie würden mich verstehen!“

Sie gingen langsam zurück. Daisy plauderte nun fröhlich von ihrer Zukunft. Der Wind hatte nach-

gelassen, dichter und dichter wirbelten die Flocken nieder zur Erde.

Am Beginn der Florianigasse trennten sie sich. In einer wunderlichen Stimmung schritt Heinz seiner Wohnung zu.

Als er eintrat, kam ihm das Mädchen mit einem Telegramm entgegen. Er riß es hastig auf.

„Komme sofort, Erika schwer erkrankt!“

(Fortsetzung folgt.)





John Reabneys Tod.

Erzählung aus Indien von Karl Rosner.

Mit Bildern von Georg Schöbel.

□ □

(Nachdruck verboten.)



Die seltsame Geschichte, die ich hier erzähle, ist wahr. Keine Erfindung ist zu dem, was ich erlebte, als Auspuß hinzugefügt, und nichts ist weggelassen.

Auf meiner ersten Indienreise war's, und ich kam — dreißig Jahre sind es her — als junger Kerl frisch vom Seminar für orientalische Sprachforschung und wollte, ehe ich mich als Dozent an einer Hochschule niederließ, erst jene Länder sehen, deren Sprache

und Kultur ich meine Lebensarbeit widmen wollte. Dazu kam, daß ich eben begonnen hatte, mich besonders rege mit der Klärung der geheimnisvollen Zusammenhänge zwischen hellenischem und altislamitischem Mythos zu beschäftigen. Es war mir immer deutlicher geworden, daß hierzu eingehendes Studium an Ort

und Stelle und eine genaue Untersuchung von Bau-
denkmalen noch eine Fülle neuen Materials müßte
fördern können. Kurz, ich entschloß mich, mein klei-
nes Vermögen an eine solche Studienreise zu wenden.
Drei Jahre hatte ich mir als Ziel gesteckt.

So war ich denn von Bombay aus, wo ich nach
einer wunderbaren Seefahrt zum ersten Male den
Boden Hindostans betrat, hinaufgezogen zu dem Mün-
dungsland des Indus und weiter dann, bald durch den
Wüstenand und bald durch alle Pracht des Uferpara-
dieses, dem Strom entgegen bis Lahore, der unver-
gleichlich schönen Märchenstadt des Pandschab. Hier
sah ich mich genötigt, den eingeborenen mischrassigen
Diener, der mich bisher begleitet hatte, davonzujagen;
der gelbe Kerl hatte seine langen Finger ein wenig
allzu unverschämt in meine Vorräte und Reisetasse
gesenkt. So war ich gezwungen, mich nach einem
neuen Führer umzusehen. Ein deutscher Kaufmann,
der sich seit Jahren in Lahore niedergelassen hatte,
und der in guter Fühlung mit der einheimischen Be-
völkerung stand, ging mir dabei hilfreich an die Hand
und empfahl mir schließlich einen Mann, der sich
Dschamba nannte. Der sollte also nun als Diener,
Dolmetscher und Quartiermacher mit mir weiter-
ziehen.

Was dieser Dschamba, der etwa im Alter von vierzig
Jahren sein mochte und immer einen ernsten, ver-
sonnenen Ausdruck in dem weichen, von langem,
schwarzem Haar und einem vollen Bart umrahmten
dunklen Gesicht zeigte, sonst noch im Leben war, ist
schwer zu sagen, und nach und nach erst bin ich seinem
geheimnisvollen Wesen nähergekommen. Denn er war
anfangs überaus zurückhaltend und still, gleichwie, als
müßte er mich selbst erst prüfen und ergründen, ehe

er mich mehr als diese scheinbar gleichmütige Außen-
seite sehen ließ.

Nur das erfuhr ich schon von jenem deutschen Kauf-
mann, der ihn mir empfahl, daß er der Sekte der Sikhs
angehörte, jener kriegerischen Sekte, die einst die isla-
mitische Vorherrschaft im Lande gebrochen hat. Und
daß er viel als Pilger durch das Land gezogen war,
konnte ich aus seinen nicht eben wortreichen An-
deutungen erkennen. Ohne eigentlichen Beruf, war er
ein wohlunterrichteter Kenner jener alten Überliefe-
rungen, die nach dem Glauben des eingeborenen Volkes
über manche geheimnisvollen Kräfte, über manches
verborgene Wissen verfügen.

Mit Dschamba also, der das Land und seine Wege,
die Sprache und die Dialekte kannte, der überall, in
jedem Dorf und jeder Niederlassung Beziehungen zu
haben schien, und dessen Ansehen mir vielfach von un-
schätzbar großem Nutzen war, zog ich dann weiter über
Dschalandhar, Ludhiana und Umbala nach Dehli. Hier
wollte ich, ehe die Reise durch Vorderindien weiter süd-
wärts ging, Rast halten, um das überreiche Material,
das ich zusammengetragen hatte, zu sichten und zu
überprüfen. Der Umstand, daß wir in dem Hause
eines Glaubensgenossen Dschambas gute Unterkunft
gefunden hatten, die mir ein ruhiges Studium ermög-
lichte, kam mir bei der Durchführung dieses Planes
besonders zu statten.

Die heißen Mittagsstunden, während die Sonne
glühend niederstach, galten, soweit sie nicht dem Schlafe
dienen mußten, der stillen Arbeit im Hause, des Mor-
gens aber und auch in den Abendstunden war ich mit
Dschamba meistens draußen auf den weithingestreckten
Trümmerfeldern und Ruinen vor der Stadt, skizzierte,
machte photographische Aufnahmen von manchem hier

leider unaufhaltsam verwitternden Werke alter Kunst und brachte mit der Hilfe Dschambas, der sich auch hierbei als klug und geschickt erwies, eine ganze Anzahl von Matrizenabdrücken von alten Inschriften und Reliefdarstellungen fertig.

Das Verhalten Dschambas zu mir hatte sich im Laufe unserer gemeinsamen Reise völlig geändert. Die Zurückhaltung, die er anfangs gezeigt hatte, war mehr und mehr geschwunden, und ich hatte von ihm manches über das Land und sein geheimnisvolles Wesen erfahren, was mir für meine Studien von größtem Nutzen war. Auch in das Seelenleben meines Dieners hatte ich manchen Blick geworfen, und vieles an ihm, was mir anfangs verschlossen war, tat sich mir auf.

Ich wußte, daß der Mann mit seinen scheinbar unbewegten, harmlosen Zügen im Grunde sich den ganzen glühenden Fanatismus seines Stammes gewahrt hatte, den Fanatismus jener Sikhs, deren Nationalhaß gegen die Macht Altenglands den Briten so viel blutige Aufstände und Kriege aufgezwungen hatte. Ich wußte das und ahnte, daß jene seltsamen Beziehungen, die er im ganzen Lande mit gleichgesinnten Gliedern seines Stammes unterhielt, vielleicht in einer ungebrochenen Hoffnung wurzelten, das ganze Pandschab einstmals wieder frei vom Joch der Eroberer zu sehen.

Auch unser Wirt und Hausherr war durch Dschamba zweifellos darüber unterrichtet, daß ich kein Engländer und kein Parteigänger der englischen Politik in Indien sei, und daß eine allzu ängstliche Vorsicht mir gegenüber nicht nötig wäre. Jedenfalls fand ich vortreffliche Pflege, und wo ich mit dem Hausherrn oder seinen Angehörigen in Berührung kam, hatte ich das Gefühl einer durchaus freundlichen Stellung.

Der Hausherr — Swawa Rao nannte er sich —

war ein schweigsamer, ruhiger Mann mit einer leichten Neigung zur Fülle und gutmütigem Ausdruck. Etwas Behutsames und Zuverlässiges war in seinem Wesen, eine gesuchte Unauffälligkeit — und doch auch wieder etwas Undurchdringliches, das hinter dieser Freundlichkeit und Glätte lag. Nichts Böses, nur eben etwas Rätselhaftes und Verborgenes. Ich habe diesen seltsamen Menschentyp auf meinen Reisen mit Dschamba gerade unter den Alleingewesenen in dem geheimnisvollen Lande mehrfach getroffen und kann doch heute noch nicht sagen, was eigentlich die innerste Natur der Leute ist.

Wie unter einem milden Schleier lief das Leben in dem Hause Swawa Raos dahin, geräuschlos waren alle Vornahmen der Menschen, und was geschehen sollte, das geschah im Mantel eines freundlichen Schweigens. Ich äußerte irgend einen Wunsch — er wurde mir erfüllt, kaum daß er ausgesprochen war. Und wenn ich staunte, da ich die Erfüllung doch kaum für möglich halten konnte, dann war ein stilles Lächeln Swawa Raos die Antwort.

Es gingen Nachts barfüßige Gestalten ein und aus im Hause — deutlich hatte ich sie von meinem Schlafraum aus gesehen — doch wenn ich dann am Morgen fragte, dann stand daselbe stille Lächeln um den weichen, vollen Mund des Hausherrn. Das mußte wohl ein Traum von mir gewesen sein — und eine Lebensart gäbe es hier unter den Menschen: wer öfter Nachts von solchen unruhigen Träumen heimgesucht werde, dem solle man kein Obdach geben, denn der bringe nicht Segen über das Dach, unter dem er ruhe.

Ich hatte verstanden und sprach nicht mehr darüber, wenn ich das Kommen und das Gehen Nachts wahrte.

Näher als meinem Wirte stand ich einer seiner Töchter, einem feinen, schlanken Kinde von zwölf oder höchstens dreizehn Jahren, das uns auch manchmal auf den Bügen hinaus in die Ruinenfelder begleitete. Sie war von ihrem Vater dann der Aufsicht Dschambas anvertraut, und ich sah dieses zierliche Geschöpf, das wunderbare, samtweiche Augen hatte, und das in all seinen Bewegungen von einer herben Biegsamkeit und Anmut war, gerne um mich bei meiner Arbeit.

Und da geschah es eines Tages, während ich eben mit Dschamba eine Papiermater von der Inschrift eines mächtigen Quaderblockes zu nehmen suchte, daß Fatima, die unweit von uns in dem Geröll umherhuschte und spielte, laut aufschrie und mit angstverzerrtem Gesicht zu uns herüberlief.

Ich selber hatte die Worte nicht verstanden, die sie da jäh hervorgestoßen hatte, Dschamba aber, der so bleich geworden war, daß seine bronzedunkle Haut mit einem Male beinahe gelb erschien, starrte auf sie und stürzte dann hinüber nach der Stelle, auf der sie erst gestanden hatte, und wo sich jetzt ein Etwas raschelnd im Geröll verkriechen wollte — eine jener Vipern, deren furchtbarem Biß alljährlich so viele Tausende von Leben in Indien zum Opfer fallen.

Mit meinem Sonnenschirm, den er in Händen hielt, schlug Dschamba wütend nach dem Tiere, das dann zuckend und mit gebrochener Wirbelsäule liegen blieb.

Dann war er wieder neben mir, der ich bereits damit beschäftigt war, die Bißwunde, die Fatima am Beine, kaum handbreit über dem Knöchel, zeigte, auszudrücken. Zwei nadelfichfeine Punkte waren es nur, aus denen das dunkle Blut auf den Druck meiner Hände hin in großen, perlenden Tropfen heraustrat. Als Dschamba diese Wunde und das dunkle Blut sah, er-

losch in seinen Augen, die eben noch im Kampfe mit der Viper so wild erregt und tatbereit gelehrt hatten, jeder Glanz, starr waren sie mit einem Male, und mit



dem Fatalismus, der dem Volke dort angesichts des Todes eigen ist, hob er die Hand: „Sahib — es war die Kobra, und sie hat das Kind zu tief geschlagen. Es ist umsonst, was du auch tun magst.“

Aber ich gab nicht nach, mir schien dieses Entsetzliche, daß das soeben noch so frische und lebensvolle Kind durch den verhängnisvollen Biß dem Tod verfallen sein sollte, unglaublich und unfassbar. Ich kniete vor dem Mädchen nieder und sog die Wunde aus — ich entzündete ein paar rasch zusammengeraffte Büschel dürrer Krautes, glühte daran die Klinge meines Messers, erweiterte die offenen Stellen, an denen die Giftzähne der Kobra eingedrungen waren, und suchte wiederum durch Ausdrücken der Wunde das Vordringen des Giftes in den Körper zu verhindern.

Oschamba sah all diesem Tun mit düsteren Augen zu; es schien ihm offenbar das nutzlose, vielleicht beinahe frevelhafte Treiben eines Menschen, dem die furchtbare Erkenntnis der Tödllichkeit des Kobrabisses unbekannt ist, und immer wieder, wenn mein Blick in seine Augen traf, hob er die Hand mit einer schmerzvollen, ergebenen Geste, die wie das hoffnungslose Hinnehmen des Unabwendbaren war.

Und er schien recht zu behalten. Denn als wir das Kind nach einer Viertelstunde, während der ich mich ohne Unterlaß um es bemüht hatte, auf unseren Karren trugen und durch die sonnenglühenden Trümmerfelder nach der Stadt zu zum Hause Swawa Raos fuhren, war die Wunde heftig entzündet, und ein wildes Fieber war über Fatima gekommen. Das glänzte in den heißen Augen und lag um die trockenen, dürstenden Lippen und sprang aus dem jagenden, zuckenden Pulse an ihren feingliederigen, zwiebelbraunen Armen.

Dann kamen wir an. Nie werde ich den Ausdruck von unsagbarem Leid vergessen, der auf dem Angesichte meines Wirtes stand, als Oschamba ihm von dem Geschehnis sprach. Die Gleichmütigkeit seiner Züge, die immer so behutsam und so überlegen freundlich schienen,

war da sekundenlang hinweggenommen, und was um diese vollen Lippen, um diese großen, schön geschwungenen Augen stand, das war die Maste des tiefsten Schmerzes, der innersten Verzweiflung selbst.

Noch während er mit Dschamba sprach, der ihm auch von meinen Bemühungen um die Verletzte berichtete, hatte ich das Kind von dem Karren gehoben und ohne weiteres in meinen Schlafraum getragen und auf mein Bett gelegt. Wortlos standen die Männer neben mir, als ich die Wunde wusch und die wild Fiebernde in nasse Tücher hüllte. Nur diese aufgebende Handbewegung sah ich wiederum von Dschamba und dann von beiden jene seltsame Scheu, mit anzufassen und mir beizustehen. Für sie war dieses Kind dem Tod verfallen, und mit der abwehrenden Angst des Orientalen vor allem, was ein Widerstreben gegen das Unabänderliche bedeutet, vermied selbst Swawa Rao die Berührung seines Kindes.

Es kam eine Nacht, in der der Körper der kleinen Fatima, die noch immer auf meinem Lager ruhte, im Fieber flog. Die nassen Tücher, die ich um sie legte, waren heiß, kaum daß sie wenige Minuten das Kind umhüllten. Ich saß bei ihr und hielt die zuckenden Finger. Als ob sie jeden Augenblick vergehen wollte, so litt Fatima, und damals, wie ich diese kleinen, heißen Hände hielt, die sich um meine Finger krampften, hatte ich das Gefühl, als ränge ich körperlich mit dem Tod um dieses junge Leben.

Und zwischendurch, wie hinter Nebeln, zogen wirre und verschwommene Bilder und Laute an mir vorüber.

Auf dem Tische über meinen aufgehäuften Mappen, Manuskripten und Skizzen brannte die kleine Lampe. Flackernd und trübe war das Licht. Die Tür des Zimmers war weit offen, nur das dicke Mückenneß

hing nieder, und in dem Halbdunkel da draußen huschten die Gestalten und spähten herein mit großen, angstvollen Augen und horchten auf, ob denn das Leben noch nicht entflohen sei aus diesem todgeweihten Leibe — und schwanden wieder. Seltsame, langgedehnte Klagelaute zogen durch das Haus — oder waren es Gebete? Und unten vor der Tür kam es wieder auf leisen Sohlen — Menschen, die sich verschwiegen zueinander finden, und dann ein Raunen und ein tiefes Schweigen. — —

Als der Morgen kam, war Fatima ruhiger geworden. Das Fieber hatte nachgelassen. Erschöpft und willenlos, gleichwie gelähmt lag sie auf den Matten.

Und Dschamba und der Swawa Rao konnten kaum glauben, daß es Wahrheit sei, daß sie noch lebte.

Was soll ich viel erzählen, wie das wurde? Drei Tage und drei Nächte hat der Kampf um dieses junge Leben gewährt. Immer wieder hat es erlöschen wollen und hat sich dann doch wieder neu geregt, bis dieses Flackern endlich sich beruhigte, und bis das arme Kind wieder genesen wollte. Als ob sie bäte, daß ich ihr im Kampf gegen das Fieber helfe, so hingen ihre Augen stets an mir, so suchten ihre zarten Finger meine Hände. Und wie um einen Wundermann gingen Dschamba und mein Wirt in diesen Tagen um mich herum — scheu und dankbar zugleich.

Unfagbar elend sah die Kleine aus, als wir sie dann zum ersten Male vor das Haus in die Sonne trugen. Das gebissene Bein schleppte sie, wenn sie gehen wollte, ein wenig nach. Aber nach wenigen Tagen schon wich diese Lähmung.

Und da — am Tage ehe ich zum ersten Male wieder mit Dschamba in die Ruinenstadt hinausziehen wollte — war es, daß der Swawa Rao mit feierlichem Ernst in

mein Zimmer trat und mir in seiner stillen, seltsam gleitenden Art etwas wie einen Dank für die Errettung seines Kindes sagte, eigentlich einen Dank, der mehr an die ewige Macht gerichtet war, die sich meiner als Mittel bedient hätte, sein Kind vor dem sicheren Tode, dem es verfallen war, zu bewahren. In meine Hände sei das Wandeln Fatimas gelegt durch den Beschluß jener Macht, sie sei mein eigen, da ich Herr gewesen sei über ihr Leben und Sterben.

Dann ging er wieder — ernst, würdevoll wie immer. Doch als auch ich gleich darauf den Raum verließ, sah ich vor der Türmatte das Mädchen wartend stehen. Ich habe sie fortgeschickt. Sie hat meine Hand genommen, an ihre Stirne gedrückt und ist dann gegangen.

Und als ich am nächsten Morgen mit Dschamba auszog, schloß sie sich uns wieder an, und ihre Augen haben von da ab an mir gehangen wie die Augen eines treuen Hundes an seinem Herrn.

Ich sprach auf dem Wege hinaus in die Trümmfelder mit Dschamba über die Worte des Swawa Rao. Ernsthaft bestätigte er, was der Vater des Mädchens gesagt hatte. Etwas ganz Selbstverständliches schien ihm darin zu liegen — das Kind, das ich vom Tode gerettet hatte, war nach den Begriffen dieses Volkes mein. So tat ich, was ich dort in Indien immer als das Richtige erkannt hatte, wenn ich auf sittliche oder religiöse Anschauungen stieß, die mir ferne lagen, deren Abwehr aber leicht den dort so schnell entzündeten Fanatismus erregen konnten — ich ließ den Dingen ihren Lauf, ohne eine bestimmte Stellung zu ihnen einzunehmen.

Als wir unseren alten Arbeitsplatz erreicht hatten, sahen wir, daß wir in den Tagen unseres Wegbleibens Zugang bekommen hatten. Unweit von jener Stelle, an der wir tätig waren, hatte jemand eine Feldstaffelei auf-

gepflanzt. Mir war die neue Lage nicht sehr angenehm, denn ich fürchtete Störungen in meiner Arbeit, und auch Dschamba war auffallend still geworden, so wie er der Gestalt des jungen Mannes da drüben ansichtig geworden war. Er hatte erkannt, daß der ein Engländer war.

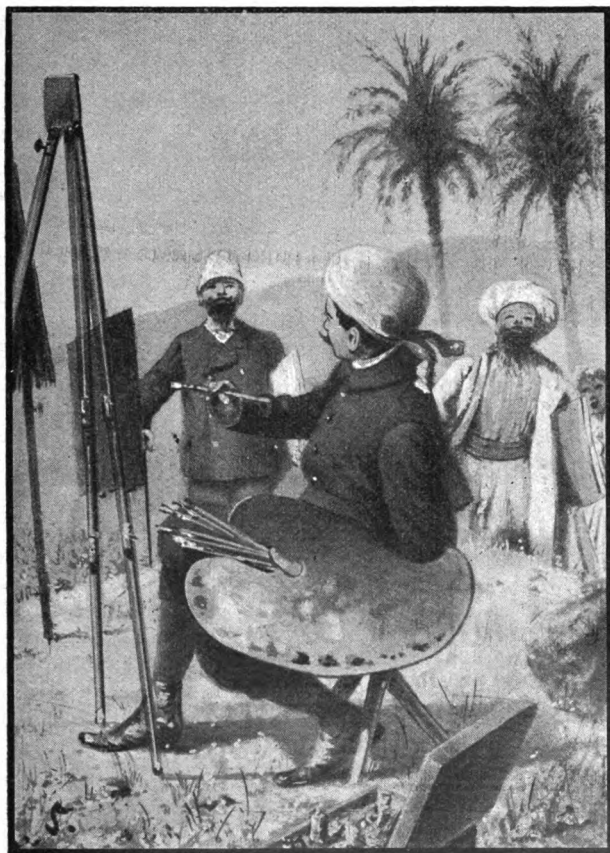
Der Maler hatte uns natürlich gleichfalls sofort bemerkt. Nach wenigen Minuten schon kam er herüber und stellte sich vor — John Reabney aus London. Er sei auf einer Studienreise und hätte gerade hier in dieser gottverlassenen Trümmerwüste die herrlichsten Motive gefunden. Drei Tage säße er schon hier, und in der Stadt hätte er auch im englischen Klub bereits von mir gehört; nun freue er sich, gute Nachbarschaft zu haben.

Ich war zurückhaltend, beinahe kühl — ich wußte nicht zu sagen, was mir schon damals diese seltsame Abneigung gegen den hübschen, hochgewachsenen Mann einflößte. Er hatte ein schmales, ebenmäßiges Gesicht, das nur durch die sehr langen Oberzähne, die beinahe immer auf die Schagpfeife bissen, und das gleichfalls zu lange knochige Kinn ein wenig verunstaltet war. Sein ganzes Wesen war nach unseren Begriffen breitspurig und anspruchsvoll — er fühlte sich als Vertreter der Herren und Besitzer des Landes. Und dieser brüste Zug fiel selbst mir, dem in politischer Beziehung doch recht Unerfahrenen, bald auf.

Meinen Dschamba würdigte er zunächst kaum eines Blickes, hingegen meinte er, daß er die Kleine, die sich wenige Schritte von mir entfernt niedergesetzt hatte, gelegentlich ganz gut als Staffage in eines seiner Bilder setzen könnte. Ich ging auch darauf nicht weiter ein, fuhr, während ich ein paar ganz allgemeine Phrasen sagte, in meiner Arbeit fort und warf ablenkend die Entschuldigung hin, daß man die kurzen

Stunden des Morgens und Abends hier rasch nützen müsse.

Er verstand und lachte dazu, ohne gekränkt



zu sein. „Ihr Deutschen — immer eifrig! So etwas wie Genuß scheint ihr gar nicht zu kennen!“ Er reckte sich ein wenig und fragte dann sprunghaft:

„Sie wohnen natürlich bei einem deutschen Landsmann?“

„Nein — ich wohne bei einem Eingeborenen und fühle mich recht wohl dort.“

„So? Sie fühlen sich wohl? Nun, dann nehmen Sie sich nur in acht!“ Er musterte jetzt Dschamba ganz unverhohlen. „Das ist wohl Ihr Wirt? — Nicht? — So, Ihr Führer! — Nicht über den Weg traute ich dem Gefindel. Ich habe übrigens Unterkunft beim Gouverneur, der kann da verschiedene Stückchen erzählen. Gauner sind sie alle — hinterlistig, durchtrieben und verlogen! — Na — kommen Sie einmal in unseren Klub — lauter nette Leute — beinahe ein Stückchen London, was sich da zusammensindet. — Und, wie gesagt, wenn Sie einmal unsere Hilfe brauchen — wir Europäer haben allen Grund, uns hier als geschlossene Kraft zu zeigen. Auf Wiedersehen also!“

Er grüßte und schlenderte durch den Sand, das Buschwerk und die Trümmerreste nach seinem Arbeitsplatz zurück.

Wortlos tat Dschamba seine Arbeit neben mir, sein schönes, verschlossenes Gesicht mit dem weichen, krausen Barte verriet durch keinen Zug, ob er die Worte des Malers verstanden hatte.

Da fragte ich: „Dschamba, verstehst du Englisch?“

Er sah mich ruhig an und erwiderte: „Sahib, versteht das Pferd, wenn du es mit der Peitsche schlägst?“

Und wieder Stille — und Arbeit.

Nur einmal eine leise Bewegung. Fatima, die stillgelegen hatte und deren Blicke beinahe unverwandt auf mir ruhten, war aufgestanden und glitt über die Steine hin, dem Platze des Malers zu. In weitem Bogen umschlich sie ihn, stand dann plötzlich hinter seinem Feldstuhle und blickte über seine Schultern auf

seine Leinwand — neugierig, mit großen, staunenden Rinderaugen.

Er fühlte ihren Blick und sah sich um.

Da lief sie gleich einem aufgeschreckten Tier davon und kam zurück zu uns.

Sein Lachen und ein paar englische Worte, die ich bei der großen Entfernung nicht recht verstand, schallten hinter ihr her.

Als wir nach einigen Stunden zum Aufbruch rüsteten, packte auch er sein Arbeitszeug zusammen und schloß sich uns für eine Strecke an. —

Morgens und Nachmittags trafen wir ihn von da ab ständig auf den Trümmerfeldern. Beinahe jedesmal kam er auf eine kurze Weile zu mir herüber, und zweimal hatte ich ihm auch bei seiner Staffelei meinen Gegenbesuch gemacht und dabei seine wirklich schönen Arbeiten gesehen. In den englischen Klub lud er mich noch mehrmals ein, aber der Wunsch, all meine Zeit dem Werk, an dem ich schuf, zuzuwenden, und eine mir selbst nicht ganz klare Abneigung hatten mich stets abgehalten, hinzugehen. Wenn ich ganz offen zu mir selber war: ich fühlte mich im Hause Swawa Raos wohl, aber ich wußte doch, daß jeder meiner Schritte genau beobachtet wurde. So wollte ich das gute Verhältnis zu dem Wirte durch einen Anschluß an dessen politische Gegner nicht beeinträchtigen. Zu einer näheren Beziehung zwischen mir und dem Maler war es also kaum gekommen.

Dschamba blieb völlig Luft für ihn, aber mit meiner kleinen Fatima suchte er sich bald in ganz unverkennbarer Weise anzufreunden. Immer wieder begann er mit ihr zu scherzen, suchte er ihre Scheu und Zurückhaltung zu besiegen.

Die Kleine war bald wieder zu ihrer vollen, feinen

Schönheit und Zierlichkeit gefunden — nichts mehr war von der überstandenen Todeskrankheit zu merken. Als ob sie jetzt erst recht ins Blühen käme, so sah sie aus. Ihre Haut hatte wieder die wunderbare dunkle Zwiebelfarbe, und ihre großen Augen träumten in stiller Weichheit.

An mir hing sie mit blinder Hingabe. Wo ich war, da war auch sie, und wenn ich ihr über das Haar strich oder ihre schlanken Hände streichelte, schmiegte sie sich an mich wie eine junge Rahe. Sie fühlte sich als mein Geschöpf, mein Wille war ihr Gesetz.

Einmal brachte ihr Keabney ein rotes Band. Sie fragte mich erst, ob sie es auch nehmen dürfe, und war dann überglücklich damit.

Dann sagte ihr der Maler, daß er sie malen wolle.

Wieder kam sie zu mir und fragte. Und während sie die Frage stellte, stand Keabney neben ihr und sah mich seltsam lächelnd an, daß man die langen Oberzähne bis an das Zahnfleisch hinauf sah.

Und dieses Lächeln, das etwas wie Spott in sich trug und zugleich beinahe zynisch wirkte, ärgerte mich, so daß ich eine Weile schwieg.

„Sie haben wohl die Kleine für sich reserviert?“ fragte er dann. „So ein kleines Idyll in Indien? Ja, ihr Deutschen seht so ein niedliches braunes Ding ein paarmal mit sentimentalen Augen an, und dann glaubt ihr wohl selbst, daß das eine Art Gretchen sei!“ Er lachte und stocherte dabei in seiner Pfeife.

Ich blickte verstimmt auf. „Die Kleine ist ein unabhängiger und freier Mensch wie Sie, Mister Keabney, und wie ich. Wenn sie Ihnen also zu einem Bilde sitzen will, kann ich natürlich nichts dagegen haben. Im übrigen ist sie ein Kind.“

Sehr kühl sagte ich das, sehr zurückhaltend, aber ich

war tief verstimmt über seine Art, wie er nun lässig dankend nickte und dann noch lächelnd meinte: „Sie können unbesorgt sein, Herr Doktor, aber ein Kind — nach hiesigen Begriffen ist sie das längst nicht mehr!“

Er schien den schlechten Eindruck, den er gemacht hatte, verwischen zu wollen, denn schon nach einer Stunde etwa, während der wir ihn emsig zeichnen sahen, und während der die Kleine beinahe unbewegt auf einem Steinblock vor ihm hockte, kam er mit einem Blatt, das er aus seinem Skizzenbuch gerissen hatte, auf mich zu.

„Hier sollen Sie als Dank für das Modell den Erstling meiner Arbeit haben. So können Sie sich sie dann wenigstens mit nach Europa nehmen.“

Er reichte mir das Blatt, das das so feine Köpfschen Fatimas überaus sprechend und lebensvoll zeigte. Es war ein kleines Kunstwerk, dessen Anblick mich Reabneys törichtes Geschwäk von früher beinahe vergessen ließ.

„Das wollen Sie mir schenken?“ fragte ich und legte dabei sorgfältig die Glasplatten beiseite, denn wir hatten gerade die große Kamera aufgestellt, um eine Stein- tafel mit ihrer reichen figuralen Ornamentik aufzu- nehmen.

„Das will ich Ihnen schenken — ja.“

„Darf ich das denn annehmen? Wie soll ich mich revanchieren?“

Er lachte. „Nur immer konventionell — selbst in den indischen Steinfeldern! Revanchieren? Na — malen Sie mich auch!“

„Das kann ich leider nicht.“

„Dann photographieren Sie mich mit Ihrem Riesen- kasten da: John Reabney auf den Trümmern der heiligen Stadt!“

„Wenn Sie das wollen — gerne.“

Ich wendete den Apparat zu ihm und zog das Tuch über den Kopf.

Da stand er, kaum drei Schritte vor dem Objektiv, hatte seine weiße Mütze aus der Stirn geschoben, die rechte Hand auf die Hüfte gestemmt und den Kopf in den Nacken zurückgebogen. Herausfordernd und rücksichtslos sah er aus, und knochiger, brutaler noch als sonst erschien das starke Kinn in der Verkürzung.

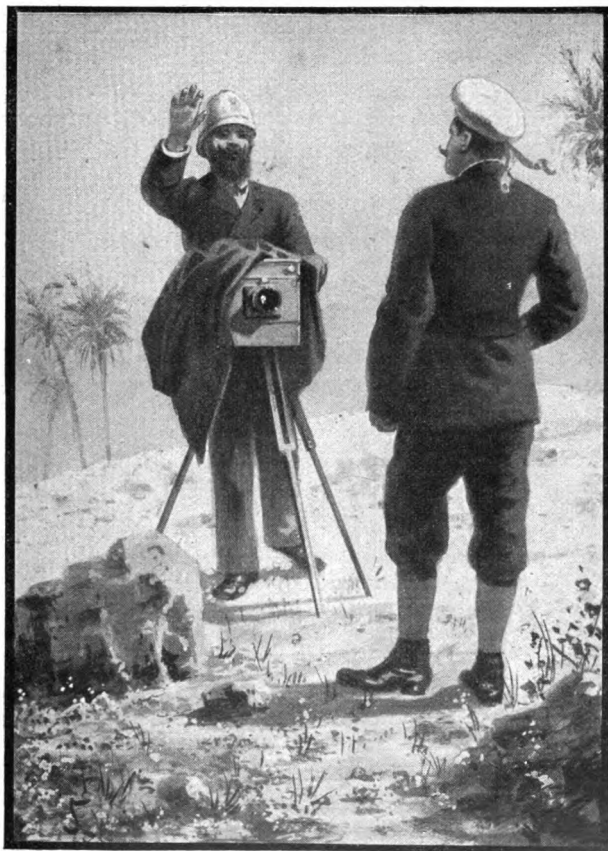
Ich richtete mich wieder auf. „Sie sind zu nahe — das gibt ja ein lebensgroßes Brustbild,“ sagte ich. „Auch gut — nur los!“ —

So kam es, daß wir damals sein Bild nach Hause trugen. Noch am selben Tage entwickelte und kopierte ich die Aufnahme.

Von da ab holte er sich Fatima täglich auf eine Weile als Modell hinüber. Meist brachte er ihr etwas mit — ein kleines Schmuckstück oder Süßigkeiten. Die Kleine befragte mich täglich mit ihren schönen Augen, ehe sie ging. Sie schien sich in der Nähe des Malers nicht wohl zu fühlen, die Ungezwungenheit und Grazie, die ihr sonst eigen war, wich im Verkehr mit ihm einer gewissen Gespanntheit und Unsicherheit. Nicht ich allein, auch Oschamba merkte das, und immer wieder gingen seine Augen mißtrauisch nach dem Arbeitsplatz des Malers hinüber. Ich glaube auch, daß Reabney diese Beaufsichtigung wohl bemerkte und unangenehm empfand, denn er kam nun darauf, seinen Arbeitsplatz so zu legen, daß er von uns aus nicht ohne weiteres übersehbar war, und machte einmal auch eine bezügliche Bemerkung, die ich aber mit Absicht überhörte.

Eines Vormittags aber, während wir mitten in der Arbeit waren, kam Fatima atemlos über das Trümmerfeld zu uns herübergelaufen und kauerte sich ängstlich und zitternd neben mich.

Auf unsere Fragen gab sie keine Antwort. Aber gleich hinter ihr kam jetzt der Maler mit rotem Kopf, von weitem schon rufend und winkend, auf uns zu.



„Was ist denn los?“ fragte ich ärgerlich. „Was haben Sie denn der Kleinen getan? Ganz verängstigt ist sie ja!“

Keabney holte die Pfeife aus dem Mundwinkel und sah Fatima mit einem Blick, in dem noch ein seltsames Flimmern war, kopfschüttelnd an. Seine Verlegenheit verbarg er unter besonders lauten, derben Worten.

„Übergeschnappt ist die kleine Prinzessin mit einem Male! Weiß der Henker, was sie sich eingebildet hat! Ich frage sie, ob sie mitkommen will mit mir, denn ich reise dieser Tage weiter, möchte sie aber als Modell doch noch ein paarmal verwenden — und zurück findet dieses Landstreicherzeug ja allemal allein — und streich' ihr über das Haar. Da rückt mir das Fräulein wie der Satan aus.“

„Haben Sie ihr wirklich nur das Haar gestreichelt?“

„Nun und wenn schon!“ Er lachte herausfordernd.

„Lieber Herr, wir sind hier nicht bei einem Fünfuhrtee in London-Westend oder in Berlin-Grünwald! Und andere Orte — andere Sitten! Und nun sagen Sie der Kleinen, sie soll sich nicht weiter schwierig machen und zur Sitzung hinüberkommen — ich tu' ihr nichts.“

Ich war zu Fatima getreten und klopfte ihr beruhigend die Schulter, während Dschamba völlig ruhig, als ginge ihn der ganze Vorgang nichts an, sich an unserem Tragkasten zu schaffen machte.

„Die Kleine bleibt natürlich hier,“ sagte ich ruhig.

„Was soll das heißen?“

„Wortwörtlich, was ich sage. Die Kleine ist mir von ihrem Vater anvertraut, und ich halte es für angemessen, sie hier zu behalten.“

Der Maler sah mich einen Augenblick mit sprühenden Augen an. Er schien noch etwas sagen zu wollen, dann aber lachte er laut auf, drehte sich um und ging in der Richtung auf seinen Arbeitsplatz davon.

Nach und nach wurde Fatima ruhiger. Aber weder ich noch Dschamba sprachen weiter ein Wort über den Vorgang.

Als wir am Nachmittag wieder auf das Ruinenfeld kamen, fehlte Reabney auf seinem Platz, und auch am nächsten Tage war er nicht zu sehen.

Ich warf eine Bemerkung darüber zu Dschamba hin.

Der nickte und sagte: „Herr, er will reisen, und seine Koffer sind gepackt.“

„Woher weißt du das?“ fragte ich verwundert.

Sein Gesicht blieb unbewegt. „Herr, wir wissen mancherlei.“ —

Am Abend dieses Tages spielte sich dann das Seltsame ab, das ich mir bis zur Stunde nicht erklären kann, soviel ich auch darüber gegrübelt habe.

Wir waren etwa um sieben Uhr nach Hause gekommen. Ich war auf mein Zimmer gegangen, hatte rauchend noch eine Weile gelesen und Tee getrunken. Einmal, als ich ein Rascheln vor dem Vorhange an der Tür zu hören glaubte, hatte ich Fatimas Namen gerufen. Aber es blieb still — ich mußte mich getäuscht haben. So war es etwa zehn Uhr geworden. Ich saß an meinem Tisch bei der Lampe und hatte die Absicht, noch eine Stunde etwa zu arbeiten. Aber eine mir sonst ganz unbekannte Unruhe war in mir. War der Tee zu stark gewesen, hatte ich zu viel geraucht, oder waren meine Nerven durch andere Einflüsse überreizt — ich weiß es nicht. Aber ein paarmal ertappte ich mich dabei, daß meine Augen von der Arbeit aufblickten und durch das Zimmer irrten — über das einfache Mattenlager hin, an der Wand entlang, an der die nun auf einen Karton aufgezogene lebensgroße Photographie des Malers mit ein paar Reißnägeln angeheftet war, über die Koffer und Mappen, die dort in der Ecke lehnten, zum Fenster hin.

Draußen vor dem Fenster lag das Dunkel, durch das nur hie und da ein unsicheres Geräusch, der Ruf

eines Nachtieres, ein leises Schlürfen von Schritten, ein Flüstern klang.

Plötzlich erklang laut und vernehmlich die Stimme Swawa Raos, der nach seiner Tochter rief.

Es kam keine Antwort.

Ich trat an das Fenster. Da sah ich, wie Dschamba eilig, beinahe lautlos gleitend auf Swawa Rao zugeschritten kam. Als ob er sich aus dem nebelhaften Dunkel löste und Gestalt gewänne, so sah das aus. Und leise sprechend schritten beide rasch in das Haus und standen einen Augenblick später in der Türe meines Zimmers.

„Herr, wann hast du sie zuletzt gesehen?“ fragte Swawa Rao.

„Als wir nach Hause kamen. Was ist mit ihr?“ Eine starke Erregung war in mir.

„Sie ist zum Brunnen gegangen, Herr — und sie ist nicht wiedergekommen.“

„Es ist ihr doch kein Unglück zugestoßen?“

Jetzt trat Dschamba vor. „Herr, der englische Maler ist heute mittag weggeritten — aber kaum eine Stunde weit. Dann hat er halt gemacht, um etwas zu erwarten. Und ein paar Hindus, die den Engländern als Rundschafter dienen, hat man hier herumstreichen gesehen und —“

Ich griff nach meinem Revolver, der in der Ledertasche auf dem Tische lag, und wollte ihn einstecken. „Wir müssen ihnen auf der Stelle nach! Es ist schon zehn Uhr vorbei.“

Da legte Dschamba mir seine Hand ganz sachte auf die Schulter. „Sahib, sie sind schon zu weit. Drei Stunden Vorsprung haben sie —“

Ein beinahe visionärer Ton war in seiner Stimme. Und wie ich jetzt auf ihn schaute, sah ich, daß sein Blick

starr, als durchdränge er das Dunkel der Nacht da draußen, durch das Fenster in die Ferne gerichtet war.

Wortlos nahm er mir den Revolver aus der Hand und streifte die Hülle ab. Aber sein Blick blieb starr da draußen in der Nacht.

„Swawa Rao, ich sehe sie!“ sagte er leise.

Dann aber plötzlich richtete er seinen Blick scharf und bohrend auf das Bild des Malers da drüben an der Wand. Er hob den Arm, der den Revolver hielt. Ein Knall, der dröhnend durch das Dunkel hallte — ein Schrei — — oder habe ich selbst aufgeschrien — ich weiß es nicht.*)

Als ich wieder auf Dschamba blickte, sah ich, wie er in stillem Einvernehmen dem Swawa Rao langsam zunickte. Sein Gesicht war wieder völlig ruhig und von unbewegtem Ernst. Wortlos legte er die Waffe auf den Tisch.

Die Kugel hatte das Bildnis Reabneys getroffen. Gerade zwischen den Brauen lag das kreisrunde Einschußloch — scharf, wie mit dem Messer ausgeschnitten.

Ich faßte Dschamba am Arm. „Dschamba, was soll das alles? — Wir müssen fort, wir müssen den Mann einholen!“

Da schüttelte er den Kopf. „Herr, wir haben ihn schon eingeholt. Morgen wird Fatima im Hause sein.“

Und damit gingen die beiden Männer still hinaus; aber ich hörte sie im Hause noch lange Zeit leise sprechen oder beten. —

Ich habe in der Nacht kein Auge zugemacht.

Am frühen Morgen schon rief mich ein lautes Stimmengewirr an das Fenster. Ein Trupp englischer

*) Siehe das Titelbild.

Polizisten war versammelt. Mitten unter ihnen stand zitternd und angstvoll Fatima.

Was geschehen war, hatte ich bald erfahren.

Der Maler John Reabney aus London war auf der offenen Landstraße zwei Wegstunden von Delhi gestern bei hereinbrechender Nacht von unbekannter Hand erschossen worden. Das Mädchen hatte er mit sich geführt. Die Polizei vermutete in Swawa Rao, dem Vater der Entführten, den Mörder.

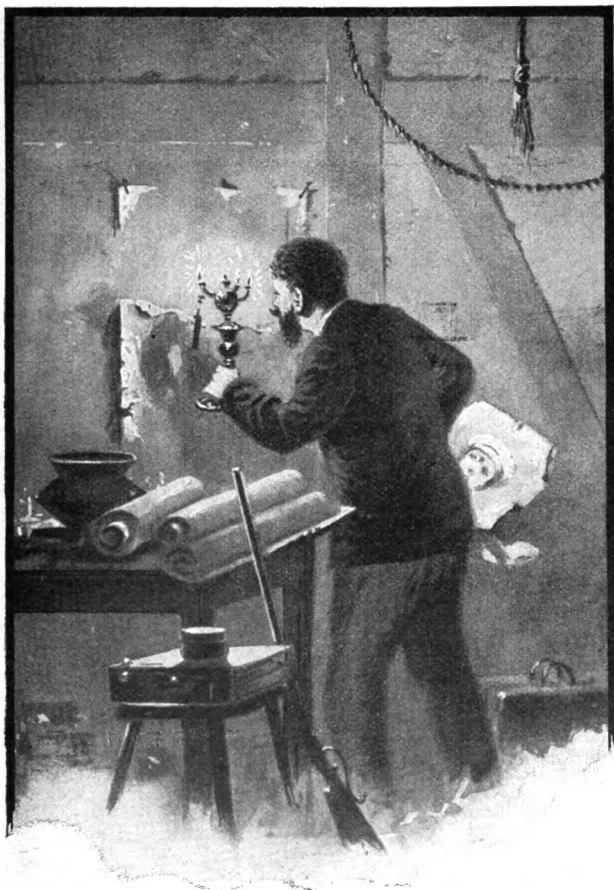
Der Ermordete war sterbend von seinem Reittier gefallen. Seine Uhr war bei dem Fall zerbrochen und stehen geblieben — der Zeiger wies auf zehn Minuten nach zehn Uhr. So war der Polizei ein genauer Anhaltspunkt für die Stunde der Tat gegeben. Auch ein paar Zeugen waren da — zwei Hindus, die von den Regierungsbeamten als verlässlich und treu bezeichnet wurden. Die sagten aus, daß sie dem Maler das Mädchen nachgebracht hätten. Gerade hätten sie Fatima ihm ausgeliefert, da wäre er leblos vom Pferd gesunken. Woher der Schuß gekommen sei, hätten sie in der Dunkelheit nicht feststellen können, auch hätten sie den Mörder nicht gesehen.

Man wollte Swawa Rao verhaften. Da verbürgte ich mich dafür, daß er und Dschamba zur angegebenen Zeit in meinem Zimmer gewesen wären. So ließ man ihn auf freiem Fuß.

Den Leichnam des Malers hatte man in das Regierungshospital gebracht. Ich ging hinüber, um ihn zu sehen. Die Kugel hatte sich zwischen den Brauen ihren Weg gebahnt; haarscharf, wie mit dem Messer eingeschnitten, war das Loch des Einschusses.

Man zeigte mir das aus der Wunde entfernte Geschoß. Ich mußte die Zähne aufeinanderbeißen. Es war das nämliche Geschoß, das ich für meinen Revolver benützte.

Ich lief nach Hause und zitterte wie im Fieber. In meiner Stube riß ich das Bild des Malers von



der Wand — und fuhr mir über die Stirne in ungläubigem Entsetzen. Die dünne Pappe mit dem Bilde war durchschlagen, aber die Wand war völlig un-

verlezt — und von der Kugel war keine weitere Spur zu finden.

Ich rief nach Dschamba, drang in ihn um Auskunft. Er hob die Schultern hoch. Sein stilles Gesicht war Ernst und Ruhe.

„Sahib, du sollst nicht suchen und sollst nicht grübeln. Du bist ein Fremder. Sagte ich zu dir, daß ich die Kraft habe, den Raum zu überwinden, du würdest es nicht glauben, denn ihr kennt ja alle Kräfte und habt doch diese niemals errungen. So sage ich dir nur: er ist gerichtet!“

Das war alles, was ich über John Reabneys Tod erfuhr, und das ist alles, was ich mit Bestimmtheit, als wahrhaftig so geschehen, zu sagen weiß. Ob irgend ein geheimes, weitausgreifendes Komplott bestand, ob einer von den Sihhs den Maler tötete und Dschambas Schuß in meinem Zimmer nur ein Versuch, mir etwas vorzugaukeln, war?

Ich kann nicht daran glauben.

Wie damals, so stehe ich heute noch vor einem ungelösten Rätsel.

Durch Monate bin ich nach jener schreckenvollen Nacht mit Dschamba kreuz und quer durch das Land gezogen. Er hat von Reabneys Tod nie mehr zu mir gesprochen.





Projektions- und Vergrößerungsapparate.

Von P. Richter.

Mit 13 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Die photographische Kunst wird gegenwärtig ja von einer großen Zahl von Liebhabern ausgeübt, allein sehr viele Lichtbildkünstler wissen ihre Schätze noch bei weitem nicht genügend auszunützen, sie ahnen meist gar nicht, welche Reichtümer ihre Negative in sich bergen.

Diese Negative in Positive (Diapositive) verwandelt, ergeben nämlich, mit Hilfe eines Vergrößerungsapparates im Familientreife oder in fröhlicher Gesellschaft vorgeführt, eine Fülle von Genüssen, wie sie kaum schöner erdacht werden können. Allen Liebhabern der schwarzen Kunst wollen wir daher das Wissenswerte mitteilen über Projektions- und Vergrößerungsapparate, deren Verwendung, die Herstellung der Diapositive und so weiter.

Die Hauptbestandteile eines Projektionsapparates (Fig. 1) sind: Lichtquelle, Kondensator, Objektiv und Gehäuse, welche, in entsprechender Weise angeordnet, das Lichtbild erzeugen. Man unterscheidet Apparate zum Projizieren sogenannter Laternbilder und solche für wissenschaftliche Zwecke; für den allgemeinen Gebrauch kommen nur die ersteren in Betracht.

Die Seele des Projektionsapparates bildet die Licht-

quelle, und man sollte daher stets nur die beste Beleuchtung wählen. Früher begnügte man sich mit einer

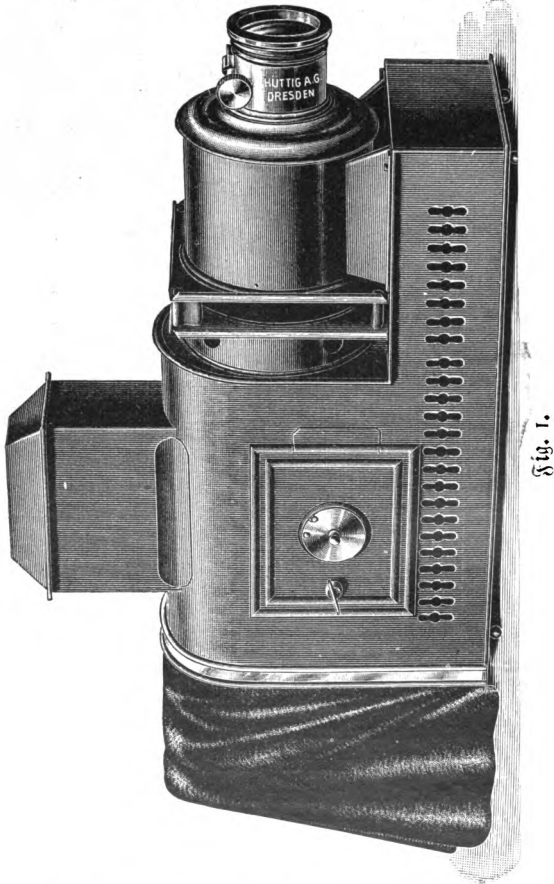


Fig. 1.

mehrdochtigen Petroleumlampe, nachdem jedoch Spiritusglühlicht und Acetylen der Projektion nutzbar gemacht wurden, sind diese letzteren Lichtquellen vielfach

in Gebrauch. Man erreicht mit den gewöhnlichen Spirituslampen, ebenso wie mit Gasglühlicht, gute Bilder bis zu 1×1 Meter, mit Spiritusglühlicht „Ideal“ und Mitalicht (Fig. 2) kann man sogar bis zu $2,5 \times 2,5$ Meter projizieren. Noch besser hat sich das Kalklicht bewährt, da es außerordentlich hell und weiß brennt. Es ist schnell gebrauchsfertig und bei richtiger Behandlung absolut gefahrlos. Zur Erzeugung von Kalklicht ist außer Leuchtgas komprimierter Sauerstoff erforderlich,

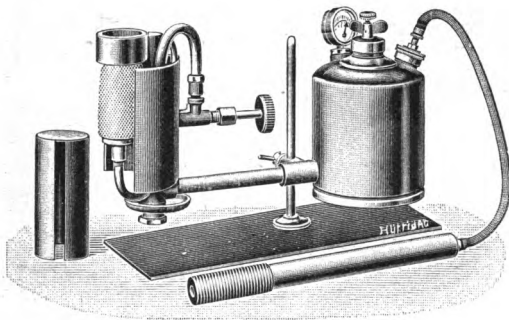


Fig. 2.

welcher in Stahlzylindern erhältlich und gut transportabel ist. Mittels eines besonderen Apparates, der sogenannten Kalkleinrichtung, werden beide Gase gemischt und auf einen am Brenner befestigten Kalkstift geleitet. Unmittelbar nach dem Entzünden erstrahlt das schönste gleichmäßige Licht, dessen Wirkung noch dadurch erhöht wird, daß sich die Flamme auf einen Punkt konzentriert, infolgedessen alle Strahlen, welche davon ausgehen, vom Kondensator gesammelt und auf die Projektionsfläche geworfen werden. Die optische Ausstattung des Apparates besteht aus Kondensator und Objektiv. Der erstere besitzt zwei plankonvexe Linsen,

montiert in Messingfassung. Er hat die Aufgabe, die Lichtstrahlen zu sammeln und durch das Laternenbild und Objektiv nach dem Auffangschirm zu werfen.

Während die Lampe im Gehäuse des Apparates untergebracht ist, befindet sich der Kondensator teilweise außerhalb desselben, um bei der Wärmeentwicklung ein Herspringen der Linsen möglichst zu vermeiden. Für die gebräuchlichen Laternenbilder $8,5 \times 8,5$ Zentimeter, deren Innengröße etwa 7×7 Zentimeter beträgt, erachtete man bisher einen Kondensator mit Linsen

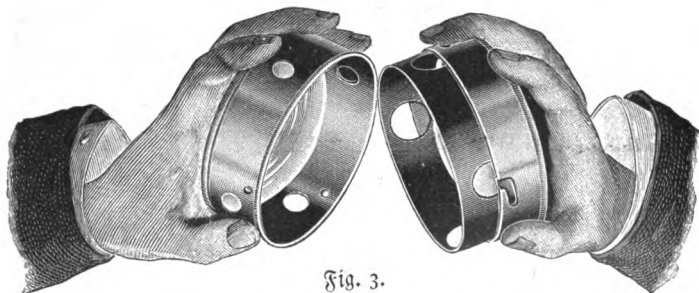


Fig. 3.

von 103 Millimeter Durchmesser für genügend; die Aktiengesellschaft vormals R. Hüttig u. Sohn in Dresden-A. hat jedoch nachgewiesen, daß bei Verwendung dieser Linsengröße das Diapositiv nicht vollständig wiedergegeben wird, beim Projizieren vielmehr stets die Ecken wegfallen. Diese Fabrik photographischer Apparate stattet daher ihre Apparate mit größeren Kondensatorlinsen, nämlich 110 Millimeter Durchmesser, aus, welche die Bilder $8,5 \times 8,5$ in ihrer vollen Größe wiedergeben. Um die Linsen leicht reinigen oder auswechseln zu können, ist die Fassung abschraubbar oder mit einem sogenannten Bajonettverschluß versehen (Fig. 3).

Das Objektiv besteht aus drei oder vier einzelnen Linsen, deren Anordnung aus der Abbildung (Fig. 4) ersichtlich ist. Sie sind in Messingfassung und leicht auswechselbar, auch wird die Fassung des bequemeren Einstellens wegen meist mit Trieb versehen. Die Projektionsobjektive besitzen keine Blenden, weshalb deren Lichtstärke, welche durch den großen Linsendurchmesser und die kurze Brennweite bedingt ist, voll ausgenützt werden kann. Da von der Brennweite des Objektivs die Größe des Projektionsbildes mit abhängig ist, werden sich in manchen Fällen Linsen verschiedener Brennweite nötig machen, weshalb man besondere, leichtauswechselbare Fassungen dazu hergestellt hat.

Auch lichtstarke Anastigmaten eignen sich zur Projektion, zum Beispiel Hüttigs Doppelanastigmat; diese sind den gewöhnlichen Projektionsgläsern besonders deswegen vorzuziehen, weil sie auch bei sogenannten schwachen Lichtquellen, wie zum Beispiel Spiritusglühlicht „Ideal“ oder Mitalicht, gute, bis zum Rande gleichmäßig helle Bilder erzeugen.

Wer daher bereits ein derartiges Objektiv an seiner Kamera besitzt, kann es sowohl für Aufnahme- als auch Projektions- und Vergrößerungszwecke benutzen.

Zwischen Objektiv und Kondensator wird der Bildhalter eingeschoben. Er dient dazu, das Laternenbild aufzunehmen und dieses vor den Kondensator zu bringen. Meistens verwendet man doppelte Bildhalter, bei denen die Diapositive abwechselnd rechts und links

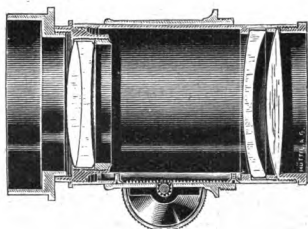


Fig. 4.

in die Öffnungen des Schiebers eingesetzt werden. Die neueren Hüttig-Projektionsapparate sind mit vertikaler Bilderwechslung (Fig. 5) ausgestattet, das heißt das

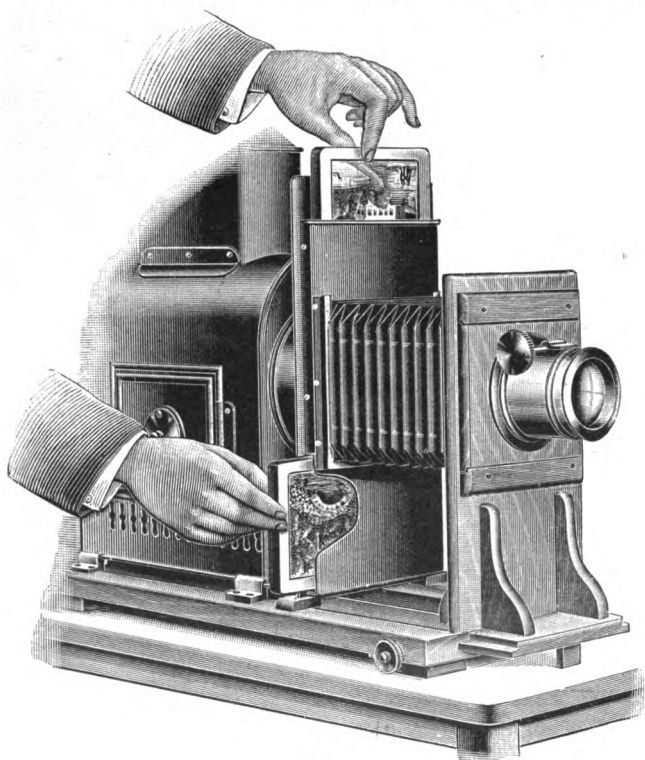


Fig. 5.

Laternenbild wird von oben nach unten gewechselt. Dies geschieht vollkommen automatisch. Sobald man das unterste der Bilder wegzieht, rücken die nächsten Bilder von selbst nach.

Zur Herstellung von Laternenbildern benützt man

Chlorbromsilberplatten, welche in den gangbaren Formaten überall erhältlich sind. Von Negativen 9×12 oder $8 \times 10,5$ oder Films kann man ohne weiteres

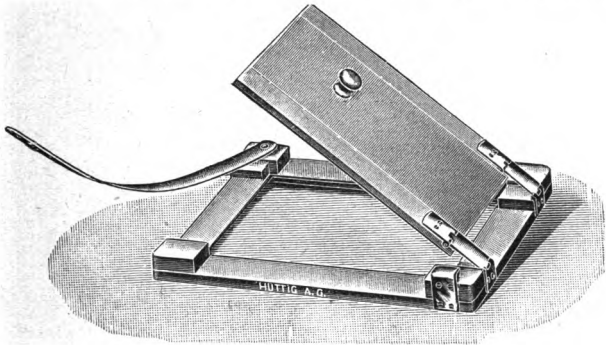


Fig. 6.

kopieren, größere Formate, zum Beispiel 13×18 , müssen erst auf Laternenbildgröße verkleinert werden; man bedient sich hierzu eines Tageslichtverkleinerungsapparates.

Das Kopieren geschieht mittels eines Kopierrahmens oder mit dem Kopierapparate „Lloyd“ (Fig. 6). Die Belichtungszeit schwankt zwischen drei bis fünf- undzwanzig Sekunden, je nach Dichte der Negative und Qualität der Laternenplatte.

Das Entwickeln erfolgt in bekannter Weise, es geht schnell vor sich, und das Bild erhält große Kraft, geht auch beim Fixieren wenig zurück. Über das nach genügendem Wässern und Trocknen entstandene Positiv wird ein

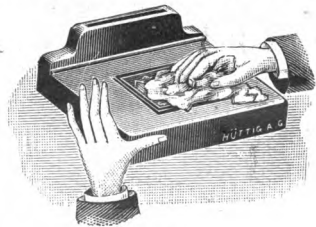


Fig. 7.

dünnes Deckglas gelegt und dieses mittels gummierter schwarzer Papierstreifen befestigt (Fig. 7 und 8). Die

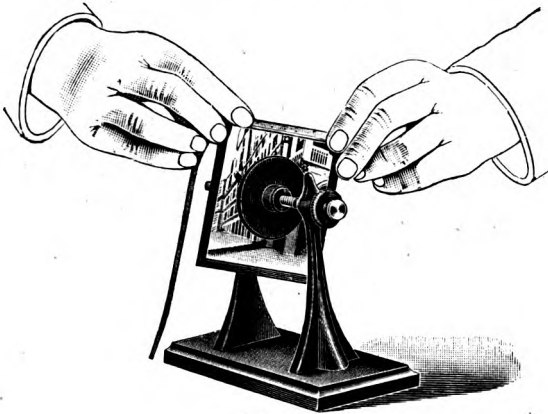


Fig. 8.

Umrahmung des Bildes wählt man je nach der Art desselben, viereckig, oval und so weiter.

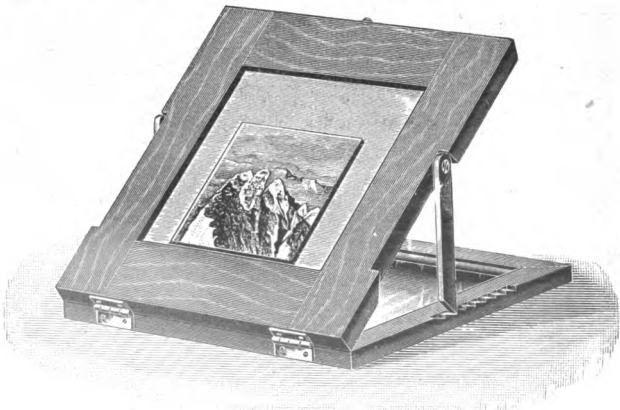


Fig. 9.

Wunderbare Effekte geben kolorierte Laternenbilder, und es mögen daher über deren Herstellung einige Erläuterungen folgen. Zum Bemalen eignen sich Lasur- oder Pelikanfarben. Das Diapositiv wird auf ein Koloriergestell (Fig. 9) gelegt, und die Schicht mittels eines breiten Pinsels so lange mit Wasser ge-



Fig. 10.

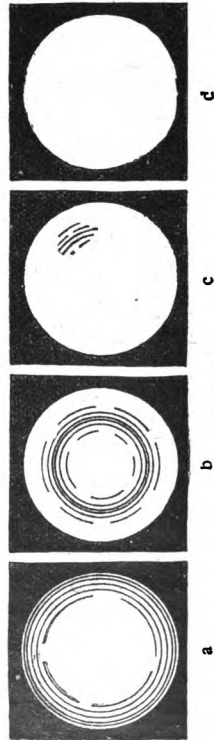
tränkt, bis alle Stellen gleichmäßig gequollen sind. Hierauf dreht man das Bild um und malt den Himmel, und zwar von oben nach unten, wodurch die Farbenintensität von selbst nach dem Horizont zu abnimmt. Die richtige Farbenwahl für die einzelnen Partien des Bildes bleibt ganz dem Sinne des Malenden überlassen, wobei man sich natürlich der Wirklichkeit anpassen muß.

Ist das Bild im großen und ganzen fertig, gilt es noch, die kleinen Details mit einem feinen Retuschierpinsel auszuarbeiten. Selbstverständlich muß auch das

olorierte Laternenbild mit einem Drehglas versehen werden. Wer seine Laternenbilder nicht nach eigenen Aufnahmen herstellt, findet reiche Auswahl in fertigen Laternenbildern, auch handkoloriert, in den Laternenbilderkatalogen der photographischen Handlungen.

Zur Vorführung der Projektionsbilder ist ein dunkler Raum erforderlich, welcher, da die Vorstellungen meistens Abends stattfinden, ja ohne weiteres vorhanden ist. Die Bilder werden auf eine weiße Wand oder auf einen Schirtingschirm projiziert, welcher letzterer an einem zusammenlegbaren Gestell befestigt und leicht transportabel ist (Fig. 10). Je nach Raumverhältnissen stellt man den Apparat vor oder hinter dem Schirm auf; im letzteren Falle muß dieser vorher mit Wasser angefeuchtet werden.

Die Größe der Bilder richtet sich, wie schon erwähnt, nach der Brennweite des Objectives und ferner nach der Größe des Laternenbildes und Entfernung des Apparates vom Auffangschirm. Ist dieser an seinem richtigen Platz aufgestellt und hat man sich davon überzeugt, daß alles in Ordnung ist, die Luftzuführungslöcher nicht verstopft und auch die Linsen sauber sind, bleibt noch das Wichtigste: das Zentrieren der Lichtquelle und das Einstellen des Bildes. Besonders ersteres muß mit der



größten Sorgfalt geschehen, da nur dann ein gutes Lichtbild erzeugt werden kann, wenn die Lampe die

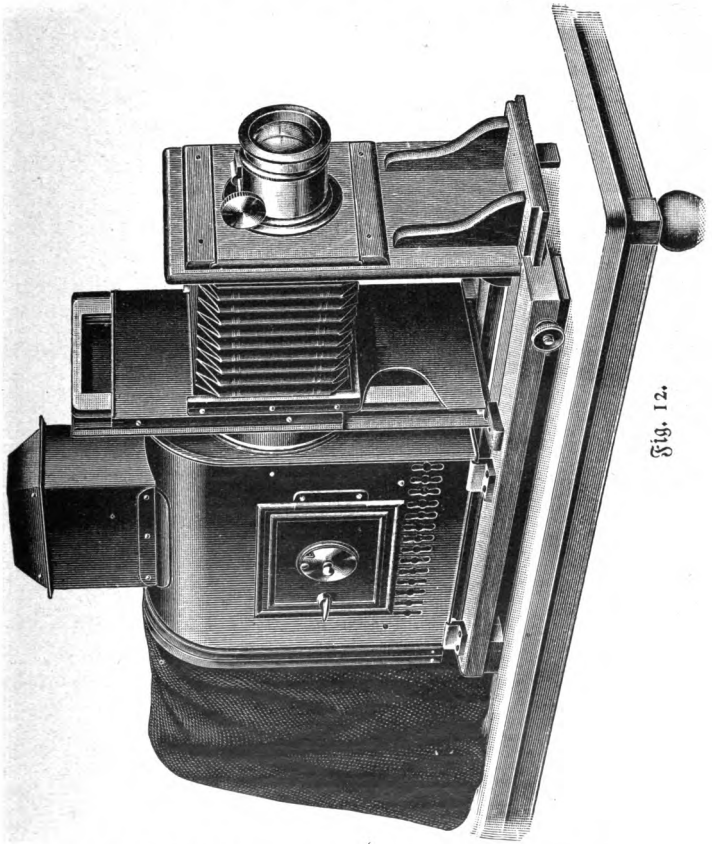


Fig. 12.

richtige Stellung hat. Das Zentrieren geschieht in der Weise, daß man die Lichtquelle nach oben oder unten, vor- oder rückwärts verschiebt, bis ein gleichmäßig heller Lichtkreis auf dem Schirm entsteht.

Die Abbildung (Fig. 11) auf Seite 94 veranschaulicht die vorkommenden Fehler bei der Einstellung der Lampe:

a) Die Lichtquelle ist zu weit entfernt vom Kondensator;

b) die Lichtquelle ist zu nahe am Kondensator;

c) die Lichtquelle steht nicht genau der Mitte des Kondensators gegenüber, das heißt sie ist entweder etwas zu hoch, zu tief, zu weit rechts oder zu weit links;

d) zeigt die vollkommen richtige Beleuchtung des Bildfeldes.

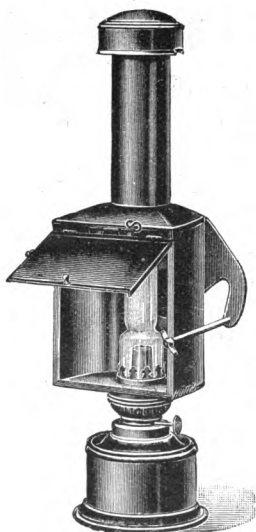


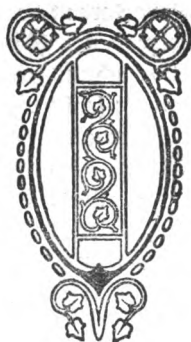
Fig. 13.

Nunmehr wird die Scharfeinstellung des Bildes vorgenommen. Ein Laternenbild setzt man mit der oberen Kante nach unten, Deckglasseite (das ist die, welche die Bezeichnung des Bildes trägt) nach dem Kondensator zugekehrt, in den Bildhalter und verschiebt das Objektiv so lange, bis das Bild scharf auf dem Projektionschirm

erscheint. Stellt sich dabei heraus, daß das Bild noch zu klein wird, so muß der zum Vorführen fertige Apparat (Fig. 12) weiter zurück, wird dasselbe dagegen größer als der Schirm selbst, so ist der Apparat näher an diesen heranzurücken. Es empfiehlt sich, die Vorbereitungen für die Vorstellungen kurz vorher zu treffen und die Lichtquelle einige Zeit vor Beginn der Vorstellung in Betrieb zu setzen, um die Linsen vorzuwärmen, da die-

selben sonst leicht während der Projektion anlaufen. Ferner ist es vorteilhaft, für Projektionsvorträge eine Leselampe mit Reflektor, Schutzkappe und Zeichengeber zu verwenden (Fig. 13), da hierdurch große Erleichterung geschaffen wird.

Wer Lust und Liebe für derartige Arbeiten hat, wird leicht die Meisterwürde erringen; nicht allein der Liebhaber der photographischen Kunst findet daran Genuß und Befriedigung, er wird auch stets ein dankbares Publikum haben, denn Projektionsvorträge und das Laternenbild, hervorgezaubert aus der geheimnisvollen Dunkelkammer, bilden ein Ereignis, welches im Kreise der Familie oder in fröhlicher Gesellschaft stets mit freudiger Spannung erwartet wird.





Der Narr im Schiefer.

Novelle von Artur Schleitner.

(Nachdruck verboten.)

S In dem abgelegenen Bergwinkel, „Schiefer“ genannt nach der Gesteinsformation, dunkelte es, der Lusnerhof stand bereits im tiefen Schatten. Auf den hochgelegenen Matten aber war es noch ziemlich hell, und die Zinnen der gewaltigen Granitberge leuchteten rot im letzten Strahle der sinkenden Sonne. Still war es im „Schiefer“, totenstill, als der kleine, schwächliche Andreas Malfertheiner, genannt der Lusner Anderl, der Bruder des Hofbesizers Joseph Malfertheiner, die Dengelarbeit beendet hatte und nun den Blick in den Talgraben richtete.

Die Miene des etwa achtundzwanzigjährigen Jungbauern zeigte Unentschlossenheit gemischt mit sehnsüchtiger Erwartung. Gerne würde Anderl den Abend im Taldorfe verbringen, ein Plauderstündchen in jenem Söldnerhäuschen halten, das sein Liebstes auf Erden birgt, die junge zierliche Annamirl, seine erklärte Braut, sobald es gelingen sollte, die zur Selbstständigmachung nötigen Mittel aufzutreiben. Zunächst bestand freilich keine Hoffnung hierfür, und deshalb war an Heirat und Erwerb eines kleinen Bauernanwesens nicht zu denken. Da Sepp, der Hofbesizer, abwesend war, wagte es Anderl nicht, das Gehöft zu verlassen, obwohl die zwei Knechte und die drei Dirnen treue, bewährte Hausgenossen waren.

Seufzend wollte Anderl eben dem Hause zuschreiten,

da kam der Bruder Sepp, ein überaus magerer, hochgewachsener Mann von dreißig Jahren, ganz unerwartet den Steilhang zur Linken des Gehöftes herab, geräuschlos, mit der Sicherheit des berggewohnten Steigers. Der Tritt wurde erst hörbar, als die Nägel der schweren Bergschuhe auf einer Schieferplatte knirschten.

„Oha,“ rief Anderl, „von oben kommst, und ich hab' das Straßl abgesehen!“

Der hagere Sepp nickte und trat auf den Bruder zu. „Ich hab' was zu reden mit dir, Anderl, was derweil die Leut' nit zu hören brauchen.“

„Red', Sepp!“ erwiderte Anderl respektvoll.

„Ist es wahr, daß du mit der Lachner Annamirl im Verspruch bist?“

„Ja, aber heimlich und ohne Hoffnung.“

„Sell muß ein End' nehmen!“

„Wohl — wohl! Ich seh's selber ein, aber die ehrliche Lieb' kann ich mir nit aus'm Herzen reißen!“

„Sell ist auch nit nötig! Sind die Leut' der Annamirl einverstanden, wem es möglich wär', daß du das Dirndl heiraten tätest?“

„Wohl — wohl! Aber derweil heißt es halt warten! Sein tu' ich nichts, haben tu' ich zu wenig, und die Annamirl ist grad' so reich wie ich!“

„Dummes Geschwätz!“

„Aber wahr, Sepp!“

„Du gehst jetzt ins Dorf und sagst dem Lachner, er soll dich und die Annamirl auf den Rosenkranzsonntag von der Kanzel schmeißen lassen!*) Und morgen gehen wir zwei zum Notari!“

*) Volkstümlicher Ausdruck für die pfarramtliche Ankündigung in der Kirche, daß ein Brautpaar die Ehe schließen wolle.

Anderl blieb in grenzenloser Überraschung stehen und sah mit weit aufgerissenen Augen seinem Bruder nach, der ruhig und gelassen, als sei nichts von Bedeutung erfolgt, dem Hause zuging. Was sollte werden? Wollte Sepp den Bruder auf den Lusnerhof heiraten lassen? In diesem Falle müßte Sepp doch auf sein Recht als Erstgeborener und Eigentümer zu gunsten des Zweitgeborenen verzichten! Wenn Sepp das täte, müßte man ihn aber einen — Narren nennen! Aus brüderlicher Liebe schenkt man doch nicht ein stattliches Bauernanwesen her? Der Sepp aber hatte davon gesprochen, daß zum Notar gegangen werden würde! Soll er nun rennen und springen zum Ladner und der Annamirl die Freudenbotschaft noch in dieser Nacht überbringen?

„Sell tußt nit, Anderl,“ murmelte der Bursch, „erst muß ich mich bedanken für die narrete Guttat des Sepp!“

In der von einer Öllampe schwach beleuchteten Wohnstube saß der Sepp am Tische und betrachtete die von der Höhe herabgebrachten Steinbroden. Für Mineralien und Alpenpflanzen hegte Joseph Malfertheimer von Jugend auf großes Interesse, wie er auch einen stark ausgeprägten Hang zur Absonderung und Einsamkeit hatte, geräuschvolle Vergnügungen mied und lieber in den Felsen umherstieg, auf einsamen Plätzen hoch oben seinen Gedanken nachhing, die sich gerne mit der zierlichen Söldnerstochter Annamirl beschäftigten. Sepp hegte schon seit Jahren Neigung für das Mädchen, doch wollte er dem Bruder die Braut nicht streitig machen. Also, so sagte er sich, laß dem Anderl den Hof, daß er heiraten kann, und du hast dann deine Freiheit und kannst tun, was du magst.

Als Anderl mit brennrotem Kopfe eintrat, huscht:

ein schwaches Lächeln über die Lippen Sepps, ein Lächeln der Befriedigung.

„Sepp, verstehn kann ich nit, was du g'sagt hast, aber ich möcht' dir danken für den guten Willen! Sei so gut, Sepp, und erklär mir die Sach'!“

Sepp lächelte, strich lieblosend mit den Fingern über ein Sträußchen Gamsrosen und schwieg.

„Ich bitt', Sepp, willst du wirklich mich Lusnerbauer werden und einheiraten lassen?“

Sepp nickte.

„Aber da müßttest du ja auf dein Recht verzichten!“

„Will ich ja!“

„Warum denn? Doch nit aus reiner Bruderlieb'?“

„Sell nit!“

Erschrocken starrte Anderl den Bruder an.

Sepp weidete sich an dieser Fassungslosigkeit, und nach einer kleinen Pause sprach er: „Ganz g'wiß nit aus bloßer Lieb' zu dir geb' ich den Hof her. Ich mag halt nit länger Bauer sein! Mich freut mehr das Wandern in der Höh'! Glaub aber nur nit, daß ich hinterfinnig bin, ich weiß ganz gut, was ich tu'!“

„Ich versteh's aber nit!“

„Du kriegst den Hof, heiratest die Annamirl und wirst hoffentlich ein fleißiger Bauer!“

„Und was wird aus dir?“

„Ich bleib' noch auf'm Hof, will aber nur arbeiten, wenn's mich danach g'lustet! Das ist meine einzige Bedingung! Alle Woch' verlang' ich drei Gulden! Willst so, oder magst nit?“

„Freilich will ich! Vergelt's Gott vieltausendmal für die Guttat!“

„Ist schon recht! Morgen wird's abgemacht!“

In seiner Erregung sprudelte Anderl heraus: „Wird

das ein Gered' geben! Die Leut' werden dich einen Narren heißen!“

„Sell ist mir gleich! Und nun, gut Nacht, Lusner!“
Gelassen verließ Sepp die Stube.

Deutlich fühlte Anderl die Anerkennung aus dem einzigen Worte „Lusner“ heraus, und trotz der späten Stunde eilte nun Anderl, nachdem er das Licht gelöscht und die Haustür abgesperrt hatte, in den Graben hinunter, in das reichlich eine Wegstunde entfernte Taldorf zum Lachner. Die Freude trieb Anderl in rasendem Tempo vorwärts, und das Pflichtgefühl jagte ihn, nachdem er den alten Lachner geweckt und von seinem Glück verständigt hatte, im Dauerlaufe wieder bergan zum einsamen Lusnergehöfte.

Eben wollte er das Haus betreten, doch als er den freistehenden, vom Mond schwach beleuchteten Backofen erreichte, befiel ihn plötzlich ein krampfhafter Hustenreiz. Saumelnd mußte er sich am Gemäuer stützen, und nur mit Mühe erreichte er seine Kammer. Der Husten quälte ihn die ganze Nacht. Müde und matt begrüßte er am nächsten Morgen den Bruder.

Sepp nickte und begann sogleich: „Also wollen wir zum Notari! Und gleich über die Höh', der Weg ist freilich nit gut, aber näher!“

„Wie du willst, Sepp!“ erwiderte ergeben Anderl, der mühsam den Hustenreiz unterdrückte und nicht merken lassen wollte, daß er lieber den weiteren, aber bequemeren Weg durch den langen Graben hinaus zum Amtssitze des Notars wandern würde.

Gleichsam zum Abschiede und letzten Male als Hofbesitzer erteilte Joseph die nötigen Befehle an das Hausgesinde, dann steckte er etliche Dokumente zu sich und trat die Wanderung an, indem er sogleich den pfadlosen Steilhang in Angriff nahm.

Anderl folgte dem Bruder, doch bald mußte er stehen bleiben, Atem schöpfen und den Schwindel überwinden.

Ohne sich umzusehen, stieg Sepp aufwärts in stetigem, gleichmäßigem Schritt, berggewohnt und elastisch, völlig mit Gedanken beschäftigt, die auf die Zukunft gerichtet waren. So gewann Joseph einen erklecklichen Vorsprung und erreichte am sogenannten „gachen Blied“ das von ihm errichtete Kreuzifix, wo er eine Weile stehen blieb und auf den Bruder wartete.

Erschöpft, bleich und schwitzend schleppte sich Anderl heran, und Sepp sprach halblaut, gedämpften Tones, als wollte er die weihvolle Ruhe dieser einsamen Stelle auf lichter Bergeshöhe nicht stören: „An dem Plakl mußt nach der Verbriefung und nach der Hochzeit beten, Anderl! Da ist mir's eingefallen, dir den Lusnerhof zu überlassen! Halt das Plakl fürder in Ehren!“

Das gelobte Anderl stumm und dankbar mit einem Handschlag, sprechen konnte er nicht wegen des quälenden Hustens.

Jetzt erst bemerkte Sepp die Erschöpfung des Bruders. „Mußt dir Zeit lassen! Bei der Hix' heut ist schlecht steigen! Mir macht's freilich nichts!“

Beide wanderten weiter der Grathöhe zu, Sepp mit raumen Schritten voraus, Anderl in größerem Abstände mit rasselndem Atem hinterdrein.

Der Abstieg gestaltete sich leichter, doch kam Anderl arg ermüdet im Amtssitze des Notars an, so erschöpft, daß Sepp, der ein bedürfnisloser Mensch war, doch erst ein Gasthaus aufsuchte und dem Bruder Wein zur Stärkung reichen ließ.

Dann ging er zum Notar, der freilich große Augen und eine Miene machte, die Anderl gut zu deuten wußte, und die zu sagen schien: „Joseph, du bist ein — Narr!“

Ohne Schwierigkeiten wurde aber dann das notarielle Geschäft erledigt. Als Hofeigentümer, als der nunmehrige „Lusner“ verließ Anderl die Kanzlei. Draußen im Gange gab er dem sein Herz erfüllenden Gefühle nach, indem er in überquellender Dankbarkeit dem Bruder die Hand gab.

„Mach keine Geschichten! Ist ja gern g'schehen. Mir ist jetzt wohl! Du bist nun der ‚Lusner‘, und ich bin frei.“ Ohne sich weiter um den Bruder zu kümmern, lief Sepp sogleich bergan und verschwand im Fichtenwalde.

Anderl aber nahm ein Fuhrwerk und ließ sich auf dem Grabensträßlein heimfahren.

* * *

Die Hochzeit wurde im engsten Kreise mit einem kleinen Mahle beim Kirchenwirte im Grabendorf gehalten. Annamirl war im Myrtenschmucke eine entzückende Braut, überglücklich ob der Wendung des Schicksals. Immer wieder dankte sie dem Schwager Sepp, der sich als ein sonderbarer Hochzeitgast zeigte, indem er sehr wenig aß und nur Wasser trank. Die Dankesworte der Braut wehrte er mit einer Handbewegung ab, ebenso die Versuche Anderls, den tiefgefühlten Dank für die brüderliche Guttat in Worte zu kleiden. Und ehe noch die unvermeidliche große Hochzeitstorte zum Süßweine aufgetragen wurde, war Sepp aus dem von neugierigen Dörflern umlagerten Wirtshause verschwunden.

Dieser Weggang ohne Abschied wirkte bedrückend auf die Hochzeitsgäste, besonders auf den vom Weingenuß bereits erhitzten Brautvater Ladner, dem im Ärger über die unerwartete Störung des Festes wie über das Gebaren Josephs die Bemerkung herausrutschte: „Der Sepp ist hält doch ein Narr!“

Die Hochzeitsgäste schienen völlig gleicher Meinung zu sein und flüsternten Lachner zu, daß der Sepp „spinnen“ müsse.

Vergeblich trat das junge Ehepaar für den Abwesenden ein, den es warm und dankbar verteidigte und entschuldigte. Die Gäste, denen sich mählich auch neugierige Dörfler ungeladen beigefellten, ließen sich von der Meinung nicht abbringen; laut und heftig wurde von Sepp als dem „Narren im Schiefer“ gesprochen, ihm ein schlimmes Ende prophezeit.

Ein Nigton war in die Hochzeitsfeier gekommen. Weinend bat die Braut, Anderl möge sie heimführen. Der junge „Lusner“ gab endlich schweren Herzens sein Einverständnis mit einer heimlichen Entfernung kund.

So schön der Morgen dieses Tages gewesen war, ein richtiger Festesmorgen für die Hochzeit eines glücklichen Paares, so trüb gestaltete sich der Abend, als das junge Paar dem Lusnerhose zuwanderte. Grauschwarze Wolken hingen am Firmamente, kühl wehte der Schroffenwind, einen Wettersturz kündend. Stolz im eigenen Gefährte war Anderl ins Dorf am Morgen gefahren; als Ehemann schlich er nun mit der Braut zu Fuß der Heimat zu. Das Gefährt hatte er zurückgelassen, um ohne Aufsehen aus dem Gasthause verschwinden, den Wunsch Annamirls erfüllen zu können.

Die Braut weinte still, Anderl hing seinen Gedanken nach, die sich wider Willen mit dem Bruder und seinem sonderbaren Verhalten beschäftigten. Ein gewisser Groll stieg im Herzen auf und verdrängte die Dankbarkeit; die Störung des Festes hätte der Bruder doch vermeiden, Rücksicht üben sollen. Der weite Marsch, ähnlich einer Flucht, ärgerte Anderl ebensosehr wie die lieblose Art, in welcher die Leute und seine Verwandten über den Bruder hergefallen waren. Ganz unberechtigt

fand Anderl den Ausdruck „Narr“ allerdings nicht; er selbst hatte ja denselben Ausdruck gebraucht, als Sepp erstmals die Absicht äußerte, den Hof dem Bruder zu übergeben. War diese Handlung die Tat eines Narren, den Gewinn hatte er doch selbst, der nun die Liebste ganz unerwartet heiraten konnte.

Leise setzte der Regen ein, als das Brautpaar im Dämmer des Herbstabends den Mattenhügel ertlomm, auf dem in einer Schieferbuchtung der Lusnerhof behäbig stand. Hüstelnd stieg Anderl bergan, und besorgt fragte Annamirl nach seinem Befinden.

„Früher hast doch den Husten nit gehabt?“ sagte sie.

„Wird nichts bedeuten. Ich hab' das Gerassel in der Brust erst seit der Nacht, in der ich zu euch mit der Freudenbotschaft gerennt und wieder zurückgelaufen bin. Kann sein, daß ich mich verkühlt hab'. Aber ich nehm' den Husten gern in Kauf für den Lusnerhof; jeller ist die Husterei wahrlich wert.“

„Wenn's nur nit schlimmer wird!“ meinte die junge Frau in banger Sorge.

Das Paar hatte endlich den Hügel erstiegen. Gespannt und voll Interesse richtete Annamirl den Blick auf das Gehöft, die neue Heimat für das Leben im Ehestande. Und plötzlich schrie sie überrascht auf: „Guck, Anderl, wie schön! Sell hat g'wisß der Sepp gemacht! Ist halt ein lieber, herzensguter Mensch — dein Bruder!“

Die Front des Gehöftes war mit Fichtenkränzen geschmückt, in deren Mitte farbige, mit brennenden Kerzchen versehene Lampions wunderbar leuchteten. Den Hauseingang zierte eine kleine Triumphpforte, dicht mit Lampions besteckt, und auf einem hellflammenden Transparent waren die Worte zu lesen: „Willkommen! Gott segne euren Eingang!“

Auch Anderl war freudig überrascht ob dieser sinnigen

Aufmerksamkeit. Er fand jetzt die Erklärung gegeben für das vorzeitige und heimliche Verschwinden des Bruders von der Hochzeitstafel.

Im Hause mochte man die Ankunft des Brautpaares noch nicht erwartet haben. In der schwach erleuchteten Wohnstube hockte das Gesinde plaudernd beisammen, und Sepp hing seinen Gedanken nach. Ein Gefühl der Reue wollte ihn fast beschleichen.

Wie nun Schritte im Flur laut wurden, fuhren die Knechte und Dirnen auf, und es gab ein großes Gezeter ob der überraschenden Ankunft der neuen Bäuerin.

In der Wohnstube stand der lange Sepp wie ein Kind, das auf einer Übeltat ertappt wurde, mit einem Lächeln hilfloser Verlegenheit auf den zuckenden Lippen.

„Lieber Schwager, laß dir von Herzen danken für die Überraschung!“ rief Annamirl und reichte Sepp die Hand.

Doch der wehrte ab. „Mit so lieb sein mit mir, ich vertrag's nit, und es paßt nit für mich!“ Und scheu sprang der Sepp zur Stube hinaus.

Der niederprasselnde Regen vernichtete bald den Lichterglanz und den Festesschmuck am Hause; gar traurig hingen die Papierlaternehen zerrissen zwischen den Fichtenkränzen.

In der Wohnstube stotterten die Knechte und Mägde ihre Glückwünsche zum Einzug der neuen Bäuerin, und dann verflüchtigten sie sich.

Hustend erklärte Anderl, sich sofort ins Bett legen zu müssen. Verängstigt folgte Annamirl dem Gatten in die Schlafstube, die beim Kerzenscheine sich ebenfalls geschmückt erwies: mit Fichtenreisern umwunden die Türen, Tannenkränze an den Wänden. Waldesluft wehte würzig durch den stillen Raum.

Annamirl sah wohl diese gutgemeinte Zimmerzier,

vermochte aber darüber nicht zu sprechen, sie mußte flink zugreifen, den vom heftigen Hustenanfall gepeinigten, im Gesichte fast blau gewordenen Anderl zu Bett bringen.

In bequemer Lage ruhend, meinte Anderl: „Ist frei aus der Weiß', wie mich der Husten plagt. Wird' etliche Täg liegen bleiben müssen, auf daß das Rasseln in der Brust nachläßt. Sei nit hart, Annamirl, ich kann nichts dafür! Ein zwiderer Einstand für dich im neuen Heimat!“

„Nit aufregen, Anderl, nit so viel reden! Ich werd' dir Kamillentee kochen, und da wird's schon besser werden. Von nun an hast ja eine aufmerksame Pflegerin.“

Anderl nickte dankbar. Als Annamirl mit der Tasse heißen Tees in die Schlafftube kam, war der junge Gatte bereits eingeschlafen. Er lag ruhig im Bette. Aber das Rasseln in der Brust war immer noch deutlich zu hören.

Nun ging auch Annamirl zur Ruhe, aber Sorge und Angst um den Gatten ließen sie nicht einschlafen.

Mehrmals im Laufe der Nacht rief Anderl nach ihr, der Hustenreiz stellte sich des öfteren ein und quälte ihn sehr. Annamirl reichte ihm Tee und hielt Anderl aufrecht im Bette, bis der Anfall wich.

Endlich brach der Morgen an, trüb und grau mit trostlosem Fadenregen. Die Nässe und der Nebel ließen die Gegend im Schiefer düster und schaurig erscheinen, so daß Annamirl erschrak, als sie einen Blick durch das Fenster auf die schwarzen Felswände warf.

Im Flur traf die junge Bäuerin den Sepp, der, zu einer Bergfahrt gerüstet, eben nach dem Bergstock greifen und den Marsch trotz des schlechten Wetters antreten wollte — vielleicht auch ausweichen dem Glück des jungen Ehepaares.

Der Anruf Annamirls bannte ihn; überrascht drehte er sich um und fragte nach den Wünschen der Bäuerin.

„Möchtest heut nit daheim bleiben und nach dem Rechten sehen? Dem Anderl geht's nit gut, er muß im Bett bleiben.“

„Gern will ich bleiben! Wo fehlt's denn beim Anderl?“

„In der Brust ist's nit in Ordnung.“

„Seltsam tät das sein! Ist ja seither nie was zu merken g'wesen!“

Annamirl unterdrückte eine naheliegende Frage, ließ sich vom Schwager die Räume zeigen, und dann bereitete sie für den Gatten ein warmes Frühstück.

Sepp hatte nach seiner Art hinauf in die Felsen wandern wollen, Gebrauch machen von dem ausbedungenen Rechte, nur dann zu arbeiten, wenn ihm der Sinn danach stand. Da nun aber die Schwägerin ihn gebeten hatte, für den kranken Bruder einzutreten, unterzog er sich nicht nur willig, sondern mit allem Eifer den Geschäften und Arbeiten des Hofbesizers. Die Knechte, die seither von der Anwesenheit des Bauers wenig gespürt hatten, staunten, wie Sepp, der doch nicht mehr Eigentümer war, also eigentlich nichts mehr zu befehlen hatte, in Stellvertretung Anderls zur Arbeit antrieb, selbst tüchtig zugriff und scharf die Ausführung seiner Anordnungen überwachte.

In der Mittagspause und des Abends fragte Sepp in Anderls Stube, wie es stünde, und die Bäuerin bat er jeglichen Tag um ihre Zustimmung zu den nötigen Anordnungen in so ergebener Weise, daß bei aller Sorge und Angst Annamirl lächeln mußte. Es war drollig und tat wohl, von dem sonst so rauhen, bärbeißigen Sonderling so zärtlich behandelt zu werden.

Als der Arzt angefahren kam, grollend und polternd über die durch Steinschlag gefährliche Reise, und als Annamirl ihn geschäftig in die Krankenstube geleiten wollte, trat Sepp dazwischen und gebot der Schwägerin, unten in der Küche zu bleiben.

Dem Arzte erklärte Sepp die Ursache der Fernhaltung Annamirls: „Die junge Frau braucht derweil nit zu wissen, wie es um den Bruder steht! Sie soll sich nit zu viel ängstigen!“

Oben nahm der Arzt eine sorgfältige Untersuchung des Patienten vor und horchte ihn an der Brust und am Rücken ab, und fragte schließlich nach der Todesursache des alten Lusner.

„Der Vater selig ist an der Lunglsucht g'storben. Mir fehlt aber nichts, drum glaub' ich nit, daß der Anderl etwa die Lunglsucht geerbt hat.“

Die Konsultation endete mit dem Ratsschlag, es solle Anderl den Winter in dem milden Klima Südtirols verbringen und erst im Juni in die Schieferheimat zurückkehren.

„Hat er denn wirklich die Lunglsucht?“ fragte Sepp erschrocken.

„Derweil noch nit, aber Anlage dazu ist vorhanden. Demnach muß sich der Anderl sehr schonen, achtgeben auf seine Gesundheit wie ein Haftlmacher, sich sorgsam vor allen Aufregungen hüten, körperliche Anstrengungen vermeiden!“

„Saxendi,“ meinte Sepp, „vorgestern hat er Hochzeit g'habt und jetzt liegt er im Kobel!“

„Sehr mißlich! Zweifellos spielte beim plötzlichen Ausbrechen der Krankheit eine große seelische Aufregung eine Rolle. Haben Sie etwa den Bruder von Ihren Absichten vorher nicht unterrichtet?“

Sepp schüttelte den Kopf. „Ich hab's lang' über-

legt, und wie mein Wille festgestanden hat, hab' ich geredet — eher nit!“

„Und damit dem Ahnungslosen eine seelische Er-
schütterung gefährlicher Art zugefügt.“

„Wär' mir nit lieb! So wie Sie daherreden, wär'
ja eigentlich ich schuld an der Krankheit des Anderl?!“

„Das kann natürlich niemand behaupten. Sorgen
Sie jedenfalls dafür, daß der Patient noch vor Winters-
beginn nach Südtirol gebracht wird und dort sorgsame
Pflege findet. Vielleicht läßt sich dadurch Heilung und
Genesung erreichen.“

Unten im Flur wollte Annamirl den Arzt aufhalten
und befragen, doch sie wurde vom Arzt an Sepp ver-
wiesen, der alles wisse.

„Aber ich bin doch die Frau!“ rief schluchzend die
junge Bäuerin, welche die Verweisung an den Schwa-
ger als Kränkung empfand.

Der Arzt zuckte die Achseln und fuhr davon.

Sepp bat Annamirl in die Wohnstube. „Mit har-
b sein, Schwagerin!“ sagte er mild. „Ich hab' dich
schonen woll'n, deshalb hab' ich dich nit zum Kranken
hinaufg'lassen.“

„Das Eheweib gehört doch zum Mann!“

„Wohl — wohl! Aber das ist ein besonderer Fall.
Na, so Gott will, geht's noch gut aus! Daß die Schwa-
gerin es gleich erfahrt: ihr zwei müßt fort — nach
Südtirol, und in Bozen oder in Meran den Winter
über verbleiben!“

Annamirl erschraf. „Also hat der Anderl die Lung-
sucht! Heiliger Gott, nur sell nit!“

„Hat er nit! Der Doktor sagt, er hat sie noch nit.
Daheim bei uns im rauhen Schiefer könnt' er sie aber
kriegen.“

Die junge Bäuerin schluchzte laut auf.

„Nimm's nit zu scharf, Annamiel! Irren können sich die g'scheitesten Dokters, und der unfere ist nit einmal einer von die G'scheiten!“

„Wie so? Was meinst, Schwager?“

„No ja, sonst könnt' er doch nit sagen, daß ich mit schuld wär' an der Krankheit!“

„Du sollst schuld sein?“

„Blihdumm hat er geschwächt!“ beteuerte Sepp und erzählte der aufhorchenden Schwägerin, was ihm bezüglich der schweren Seelenerschütterung der Arzt mitgeteilt hatte.

Annamiel jammerte: „Da wär' ja das große Glück eigentlich ein fürchterliches Unglück! Und der arme Anderl muß es büßen, weil du so ein — Narr gewesen bist!“

Sepp starrte die Bäuerin an. Ein tiefes Weh zog durch seine Brust, und wie ein geschlagener Hund schlich er davon.

Annamiel aber huschte hinauf zum Gatten, umschlang ihn zärtlich und jammerte unter Tränen so lang, bis Anderl unwirsch ward und nach der Ursache des Geheuls fragte.

„Sie woll'n uns nach Meran schicken!“

„Dumm's Zeug! Ich geh' nit! Wegen dem bißl Husten ist's nit der Müh' wert! Gleich nur ein paar Täg Ruh' im Bett, aft'n steh' ich wieder g'sund und fest auf den Füßen!“

Wie willig die Bäuerin dies glaubte!

* * *

„Wenn nur die Sonn' bald scheinen tät'!“ meinte Anderl nach einigen trostlos trüben Tagen. „Warm's Wetter brauchet ich, an die Luft möcht' ich! Da tät's bald besser werden in der Brust!“

Der Bäuerin waren diese sehnsuchtsvollen Worte wie aus der eigenen Seele gesprochen, doch sie schwieg. Annamirl wollte nicht kundgeben, wie unbehaglich sie sich im neuen Heimatl, im „Schiefer“, fühlte, wie schwer diese Felsenwucht und schauerliche Ode auf die Seele drückte. Unwillkürlich stellte die junge Frau in heimlichen Gedanken Vergleiche an zwischen dem elterlichen Söldnerhäuschen mit seiner Not und dem großen Gehöft, dessen Gebieterin sie geworden war. Fast sehnte sie sich in die ärmlichen Verhältnisse zurück. Aber es hieß ausharren und überwinden.

Einer Empfindung namentlich vermochte Annamirl nicht Herr zu werden: der Abneigung gegen den Schwager, den eigentlichen, wenn auch schuldlosen Urheber der über Anderl gekommenen Krankheit. Der Gedanke daran wirkte wie ein Stachel und wollte die Abneigung steigern bis zum Hass. Zuweilen stellte sich freilich die bessere Erkenntnis ein, daß Joseph am Bruder edel und gut gehandelt hatte, gänzlich schuldlos sei, und daß Anderl nicht so unsinnig hätte rennen sollen. Diese bessere Überzeugung wich aber rasch wieder der düsteren Sorge. Das Herz hing am Gatten, die Abneigung richtete sich gegen den Schwager, den Sonderling, den Narren im Schiefer.

* * *

Auf dem Lusnerhof ging das Leben seinen Lauf wie früher. Sepp mußte seine Wandergelüste wieder unterdrücken, sich ganz an das Haus und rege Arbeit gewöhnen. Bezüglich üblicher Viehverkäufe und der Beschickung des Spätherbstmarktes fragte Sepp den Bruder, der sich nun zwar außer Bett, aber doch nicht besonders wohl befand und wenig Interesse für Geschäftsangelegenheiten bekundete. Unverkennbar war

eine Veränderung bei Anderl vorgegangen, denn die Gleichgültigkeit gegen seine neue Stellung, der Mangel an Selbstbewußtsein war unnatürlich.

Diese Wahrnehmung ging Joseph ganz besonders zu Herzen, ängstigte ihn und gab ihm schließlich Veranlassung zu dem Vorschlag, den Rat eines zweiten Arztes einzuholen oder zu einer Untersuchung in die Kreisstadt zu fahren.

Er verstummte aber augenblicklich, als Anderl, die gutgemeinte Anregung falsch deutend, erwiderte: „Kannst es denn nit erwarten, bis du wieder der Lusner wirst?“

Daraufhin verließ Sepp, ohne ein Wort zu erwidern, die Stube. Die Marktbescheidung unterblieb wie jeglicher Viehhandel, denn Sepp wollte jedes Geldgeschäft lieber vermeiden. Unter dem unbehaglich und gespannt gewordenen Verhältnisse litt Sepp am meisten, doch bestrebte er sich, jeden Groll zu überwinden, besonders aber das manchmal aufsteigende Gefühl, das jeden ehrlichen Menschen überkommt, wenn er sich falsch beurteilt sieht.

Etliche schöne Tage im Spätherbst besserten die Stimmung des Ehepaars. Der lachende Sonnenschein erleichterte der verzagten Bäuerin die Eingewöhnung, milderte die Herbheit der Einsamkeit und Öde im Schiefer. Anderl hockte in Decken gehüllt auf der Bank vor dem Hause und sonnte sich. Seltener quälte ihn das Rasseln in der Brust. Verschwand die Sonne und lag der Hof im Schatten, dann mußte der fröstelnde Anderl freilich schleunigst in die geheizte Stube gebracht werden.

Zu Rathrein hieß es aber, Abschied von der Sonne nehmen für etliche Monate. Im Schiefer stellte zu diesem Termine das Weltlicht seine Tätigkeit ein.

Bald darauf verschlimmerte sich auch der Zustand Anderls wieder.

Hefrige Regengüsse wedten selbst bei den keineswegs ängstlichen Schieferleuten, die an die rauhen Hochgebirgsverhältnisse gewöhnt waren, gewisse Befürchtungen. Das Getnatter des Steinschlags war der Vorbote kommender Ereignisse. Erst prasselten faustgroße Schieferbrocken von den Höhen herab, dann gefährdeten mächtige Felstrümmer den Verkehr auf dem überschwemmten Sträcklein.

Für den Lusnerhof bestand ja zunächst keine direkte Gefahr, mißlich aber war es, für die Zeit des Steinschlags von der Außenwelt abgeschlossen zu sein.

Die Verschlimmerung im Zustande Anderls veranlaßte Annamirl, Sepp zu bitten, den Bruder im Wagen hinauszubringen, ehe es im Winter zum Schneefall kam.

„Soll geht jetzt nimmer. Der Steinschlag laßt keinen Wagen durch,“ erwiderte der Schwager.

„Es muß aber gehen! Um den Anderl steht es nit gut. Wir werden ihn nach Meran bringen müssen, wenn er auch nit will. Ich bitt' dich, Sepp, hilf mir dazu!“

Den Bitten der immer noch heimlich Geliebten konnte Sepp nicht widerstehen, er wollte die Fahrt wagen. Nur war es für heute der vorgeschrittenen Zeit wegen zu spät, doch gleich morgen früh sollte der Wagen eingespannt werden.

Die Bäuerin war zufrieden; Anderl aber weigerte sich entschieden, das Gehöft zu verlassen; er kannte die Gefahren des Steinschlags.

Nach einer stürmischen Regennacht mit heftigem Schneefall in den Höhen brach trüb ein trostloser Morgen im nebelerfüllten Schiefer an.

Auf das Drängen Annamirls hin zog Sepp die Rutsche aus dem Schuppen, während der Rofknecht im Stalle die Pferde anschirrte. Des öfteren hielt Joseph inne und horchte. Das Geknatter hatte nachgelassen, nur vereinzelt plumpsten große Steine dumpf in die Tiefen. Dafür war aber ein Knaden in der Höhe zu hören, ein Knistern, wie wenn Felsen sich aneinander reiben. Dann wieder dröhnte es dumpf.

In der Schlafstube bestürmte Annamirl den schwer hustenden Gatten, die Fahrt wenigstens bis zum Grabendorf zu wagen. Aber Anderl weigerte sich. „Steinschlagsicher ist unser Hof auch,“ sagte er.

„So fehlt's dir halt an der rechten Schneid!“ suchte sie ihn anzufeuern.

„Sell nit, aber in den gewissen Tod will ich auch nit fahren. Kann leicht sein, daß heut der Berg lebendig wird und der Wald läuft. Da bleib' ich lieber im sicheren Haus.“

Vor dem Gehöft stand Sepp und beobachtete den Fichtenwald oben, soweit der flatternde Nebel dies zuließ. Unverkennbar befand sich die stark geneigte Fläche in langsamer Bewegung in der Richtung gegen das Sträßlein, und ebenso schien gegenüber der abgeholzte Steilhang rutschen zu wollen.

Hastig schob Sepp den Wagen wieder in den Schuppen, dem Rofknecht, der eben die Pferde aus dem Stalle führte, befahl er auszuschnirren. Und dann erfolgte der Marmruf: Alles in den Keller flüchten!

Sepp wickelte den Bruder in Decken und trug ihn hinab in den sicheren, starkgebauten Keller, wo sich bereits die zitternden Mägde eingefunden hatten. Rasch kamen auch die Knechte und zuletzt die jammernde Bäuerin.

Nachdem sich Joseph vergewissert hatte, daß alle

Hausbewohner versammelt waren und genügend Proviant nebst Wasser für einige Tage sich im Gewölbe befand, ließ er die dicke Eisentür nieder.

Abend begann das Gesinde zu beten.

Dampf drang das Dröhnen und Krachen in den Keller.

Draußen wütete der Todfeind der Kulturen und des menschlichen Fleisches, Steinmuren liefen zu Tal, die Berge wanderten, aufgelockert von der vielen Masse, haltlos rutschten ganze Flächen nieder; ein Fichtenwald geriet in Bewegung, erst ein langsames Wandern, ein Schwanken, dann mit Zunahme der Schnelligkeit im Sturze schlugen die Bäume krachend aneinander, die Stämme barstten, bildeten einen ungeheuren, unentwirrbaren Knäuel, der, alles mit sich reißend, in die Tiefe stürzte. Diesem Chaos folgten prasselnd und knatternd Ströme von Schieferschutt, die, von dichten Staubwolken begleitet, sich in die Tiefe ergossen, viele Meter hoch alles mit Geröll überschüttend. Steinströme von beiden Seiten stürzten hernieder, ein ungeheures Chaos von Erde, Geröll, Felstrümmern, der zerschmetterte Wald — alles das staute sich im engen Graben, füllte turmhoch die Schlucht. Und zornig, vergeblich nagten die hochgeschwollenen Wellen des Wildbaches an dieser schier undurchbringlichen Mauer, die den Abfluß verhinderte. Schnell entstand ein See, der immer höher wuchs und seine Flut zurückdrängte in die Schieferbuchtung hinein.

Als das Dröhnen und Getnatter nachgelassen hatte, nichts mehr zu hören war, hoben Joseph und zwei Knechte durch kräftiges Anstemmen die Kellertür in die Höhe. Gottlob: innen war das Haus unversehrt.

Nun eilte Sepp ins Freie. Ein Weheruf entfuhr ihm beim Anblick der gräßlichen Verheerung im Graben

knapp vor dem Lusnerhügel. Er sah die wachsende Wassergefahr. Was der laufende Berg verschonte, mußte der im Abfluß gehemmte Wildbach vernichten. Rasch holte Sepp das Gesinde zur Hilfe; man mußte versuchen, dem Stausee einen Abfluß zu verschaffen, ein Rinnsal durch das Chaos zu graben. Allen voran arbeitete er unbekümmert um die noch immer niederrieselnden Geröllmassen.

Aber was konnten die wenigen Menschen leisten? Es erwies sich bald als unmöglich, eine Rinne zu graben. Etliche Tage noch, und der Lusnerhof wird von den Wogen des Stausees verschlungen sein.

Sepp hielt von der Hügelhöhe Umschau. Er mußte durchkommen, um Hilfe zu holen. Die Knechte schrieen auf, als sie sahen, wie Sepp sich anschickte, das Felsenchaos zu überklettern.

Oft rutschte er mit den Geröllmassen nieder, doch immer erneut raffte er sich auf, bis es ihm gelang, die Höhe zu erreichen.

Ein letzter Wink hinüber zu den verzweifelnden Lusnerleuten, dann verschwand Sepp.

Das zurückbleibende Gesinde schaute sich erschreckt an. Es glaubte nicht daran, daß der Sepp Hilfe holen wollte, nein — der „Narr“ wollte sie schmählich verlassen, sich hinaus in den Graben retten. Erst schenkte er den Hof weg, und nun er sah, daß das Gehöft verloren sei, ließ er es feige im Stich.

Schreiend lehrten die Knechte und Mägde in das Haus zurück und berichteten der zitternden Bäuerin die schmähliche Flucht des Schwagers.

Andersl, der in sein Bett gebracht worden war, wollte an die Flucht des Bruders noch nicht glauben, als aber zwei Tage vergingen, ohne daß vom verschwundenen Sepp irgend ein Lebenszeichen erfolgte,

und als die Wogen des Stausees immer näher gegen den Lusnerhof schlugen, da brach auch seine Zuversicht zusammen.

Das Unwetter hatte nachgelassen; neugierig befaß sich die Sonne die Folgen der Katastrophe.

Durch den Boden, auf dem der Lusnerhof stand, lief ein Beben. Die Bilder fielen von den Wänden. In den Mauern knisterte es. Die armen Bewohner verzweifelte. Die Bäuerin verfluchte den „Narren“.

Das Wasser in den Stuben des Erdgeschosses stand schon über ein Meter hoch, als die Hausinsassen sich zur Flucht auf den freilich noch immer unsicheren Steilhang entschlossen. In Bündeln trugen die Knechte und Mägde Kleider und Wäsche durch die Flut zum Steilhang, von dessen Höhe noch immer Schiefergeröll herniederrieselte. Dann sollte der Ackerl durch das Wasser getragen werden.

Oben in der Krankenstube saß Annamirl am Bette des Satten, den Einsturz des Hauses und den Tod erwartend, mit der Verzweiflung im Herzen.

Da erbrauste ein mächtiges Rauschen der Wasserfluten, der Stausee floß ab, das Wasser mußte endlich sich durchgearbeitet haben.

Binnen einer Stunde war der Lusnerhof von der Wassersnot befreit.

Im Graben aber herrschte ein schauerliches Getöse, die ungeheuren Wassermassen stürzten donnernd zu Tal und rissen vom Bergsturz mit, was sich ihnen entgegenstammte. Sie trugen das Unglück nun hinaus ins Tal.

* * *

Im Lusnergehöfte wurden die unteren Räume vom Schlamm befreit, die Dienstboten wagten wieder zu hoffen, daß das Ärgste überstanden sei.

Annamiet saß oben in der Kammer bei ihrem Mann und erklärte, daß sie nicht länger im Schiefer verbleiben, sondern das Unglücksgehöft verlassen wolle für immer. Anderl solle, so bald die Verbringung in das Grabendorf erfolgt sein werde, den Hof verkaufen.

Aber das wollte der Anderl nicht. „Sell wohl nit! Im Schiefer ist mein Heimat!“

„Heimat! hin — Heimat! her! Wo das Unglück haust, will ich nit bleiben!“

„Das allergrößt' Unglück darf uns nit vertreib'n! Du wirst dich schon noch angewöhnen, denn den Lusnerhof därf ich nit verkauf'n. Der Sepp hat ein Recht, auf dem Lusnerhof zu bleiben.“

In die stille Stube drang das Geschrei der Knechte, die ihrer Überraschung ob der unerwarteten Rückkehr des „Narren“ Luft machten, und gleich darauf erschien der Sepp.

„Nichts für ungut,“ sagte er, „und seid nit böß übers Ausbleib'n! Es hat sein müssen!“

Ehe noch Anderl sprechen konnte, rief die Bäuerin: „Es hat sein müssen! Alles in der Not verlassen und davonrennen, ohne ein Wörtl zu sagen!“

Anderl gab mit der Hand ein Zeichen, das die Bäuerin veranlassen sollte, die Vorwürfe einzustellen.

Erbittert fuhr die aber fort: „Es wird immer schöner im Schiefer! Nit einmal fragen därf man, wo der Herr Schwager bleibt!“

Sie stand auf, und gleich darauf fiel die Tür krachend hinter ihr ins Schloß.

Sepp trat an das Krankenbett des Bruders. „Sei nit böß, Anderl! Die Not hat mich getrieben, die Leut' vom Grabendorf zu holen. Sogar Militär hab' ich zur Hilf' rufen müssen, und wir hab'n fleißig gearbeitet, bis das Wasser den Abfluß gefunden hat. Gott sei's

gedankt — es ist geglückt! Aber abg'sperrt bleibt der Lusnerhof noch lang, denn das Wegräumen wird nit so g'schwind möglich sein.“

Wortlos reichte Anderl dem Bruder die Hand und drückte die blutig gerissenen Finger.

* * *

Der Winter fiel ein. Bis zu den Fenstern des oberen Stockwerkes reichte der Schnee. Zur Stalltür war ein Stollen ausgeschaufelt worden. Für Verminderung des gefährlichen Schneedrudes auf das Hausdach hatte Sepp nach Möglichkeit gesorgt.

Für die Lusnerleute war die winterliche Gefangenschaft nichts Neues. Aber die im Grabendorfe draußen aufgewachsene Bäuerin empfand sie sehr lästig. Was sollte werden, wenn der Anderl ärztliche Hilfe brauchen würde, oder wenn im Hause Feuer entstände, oder die Lebensmittel auf die Neige gingen?

Es schneite ununterbrochen. Zoll um Zoll wuchs die Schneehöhe.

Der Sepp richtete zwar nie ein Wort an die Bäuerin, war ihr aber schon durch seine bloße Anwesenheit lästig. Die Abneigung gegen den Mann, der in ihr Schicksal durch seine närrische Schenkung so tief eingegriffen hatte, wuchs wie der Schnee vor dem Hause.

Manchen Abend verbrachte der in letzter Zeit stark abgemagerte Anderl am Ofen in der Eßstube des Erdgeschosses, um durch Beteiligung an Gesprächen mit dem Gesinde doch etwas Zerstreuung und Unterhaltung zu haben. In solchen Stunden schnitten beim Scheine der Hängelampe die Knechte Spreißelholz, die Mägde strickten oder spannen Flachs. Sepp hoakte gewöhnlich am Tische und las. Die Bäuerin flichte Wäsche mit heftigen Stichen, ärgerlich auf sich und die lästige Ge-

fangenschaft, und direkt zornig ward sie, als der Kleinknecht erzählte, wie hart sich der Winter im Pannauntale zuweilen anlasse mit einem so ungeheuren Schneefalle, daß jedes einzelne Haus für viele Wochen vom Verkehre abgeschnitten sei, und daß ein während dieser Gefangenschaft Verstorbenen im Speicher dem Frost ausgesetzt werden müsse.

„Halt 's Maul mit dem Geschwätz!“ schrie sie den Knecht an.

Verwundert blickten die Dienstboten auf. Still ward es in der Stube. Nur die Standuhr in der Ecke tickte weiter.

Da nahm der Anderl das Wort und sprach: „Sein tut's grad', als ging ein Engel durch die Stuben! Wird wohl ein Bote vom Sensenmann sein!“

„Hör auf! Ich will das nit hör'n!“ rief Annamirl.

„Muß aber doch wohl ein Engele sein, das mir die Schmerzen abnehmen will! Merkwürdig, wie mir jetzt leicht und lind worden ist! Sollt' ich 'leicht gar g'sund werden wollen im schwersten Winter und daheim im Schiefer?“

Aller Augen richteten sich auf den ganz weiß im Gesicht gewordenen Bauern. Auch der Sepp blickte auf, gewahrte die Totenblässe des Bruders und schritt eilig zu Anderl hin.

Und wieder sprach der: „Reine Sorg', Sepp! Mir ist seltsam wohl! Laß dir danken für deine Guttat, Sepp! Und bleib ein braver Schaffer und Sorger der Annamirl, auch dann, wenn sie hart ist auf dich und unser Heimat!“

Annamirl stürzte schluchzend zum Gatten und umklammerte seine Kniee.

„Reine Sorg', Annamirl! Mir ist ja so wohl! Bloß kalt, arg kalt in den Füßen!“

Sepp wollte zugreifen, um den Bruder hinauf in die Schlafstube und zu Bett zu bringen.

„Nit — nit!“ wehrte der ab. „Ich will herunten bleiben bei den Leuten — und beim Engele! Nit ins Bett, dort müßt' ich heut nacht sterben!“

„Anderl! Was hast denn nur um Gottes willen?“ schluchzte die Bäuerin.

Die Mägde weinten und begannen zu beten.

Andreas nickte und legte die kalte Hand auf Annamirls Kopf. „Bitten möcht' ich dich, hab' unser Heimatl lieb, wenn's auch hart und grob ist im Schiefer! Und vergiß nie nit, daß der Sepp mein größter Wohltäter gewesen ist! Sell ist er, ja, Gott weiß es!“

Ein Seufzer quoll von den bleichen Lippen. Sanft glitt das Haupt auf das Kissen.

Vom wildesten Schmerz gepeinigt, warf sich Annamirl auf die Leiche, Gott und die Heiligen anrufend um Hilfe in ihrer Verzweiflung.

Die Knechte und Mägde knieten auf der Diele nieder und beteten die Sterbgebete.

Liebreich und sanft wollte Sepp, dem die Augen voll Tränen standen, die Schwägerin stützen.

Doch Annamirl schrie auf und schlug nach ihm. „Du bist an allem schuld! Du bist der Mörder meines Anderl!“ Schrill gellten diese Worte der wildesten Verzweiflung durch die Stube.

Erschreckt hielt das Gesinde im Beten inne. Wie eine Furie schlug Annamirl auf den Schwager ein, der sich ohne Abwehr schlagen ließ.

Die Knechte griffen endlich zu und trennten die vor Schmerz schier wahnsinnig gewordene Bäuerin vom Sepp, und die Dirnen brachten Annamirl auf ihre Stube und verblieben bei der Bäuerin zum Troste und Gebet.

Abwechselnd hielten Sepp und die Knechte die Totenwache über Nacht. Geweihte Wachsterzen wurden geholt und angezündet. Leise knisterten die Flämmchen.

Und am Morgen versammelte sich alles wieder in der Stube. Vor der Leiche des Zusner wurde gebetet. Sepp sprach die Abschiedsworte als Stellvertreter des Pfarrers, der in die Weltabgeschiedenheit des Schiefers nicht kommen konnte. „Sind wir Schieferleut' abgeschlossen von allem, doch nit von Gott dem Herrn, der trotz Bergschutt und Schnee auch bei uns ist! Gott gib dem armen Toten die ewige Ruh'!“

Bisher hatte sich die Bäuerin ruhig und gefaßt verhalten. Als die Knechte sich aber anschickten, die Leiche wegzutragen, stürzte sie sich auf den Toten und schrie gellend, daß sie die Leiche nicht forttragen lasse.

Ratlos blickten die Knechte auf Sepp, der nun befahl, es solle die Leiche in die Stube der Bäuerin gebracht werden, wenn sie sie nicht von sich lassen wolle.

Da gab Annamirl endlich nach, und die Leiche wurde in den Speicher getragen und dem Gefrieren ausgesetzt.

* * *

Das Gesinde nannte den Sepp nun wieder „Zusner“, weil sie ihn wieder für den Herrn und Gebieter auf dem Anwesen hielten. Doch sofort wies er darauf, daß die Witwe seines verstorbenen Bruders die Eigentümerin des Gehöftes, daß also Annamirl die „Zusnerin“ sei.

Die Dienstboten schüttelten die Köpfe, und unter sich meinten sie, daß der Sepp wahrhaftig ein richtiger Narr sei; es erschien ihnen unbegreiflich, daß der Sepp nach dem Ableben Anderls das Anwesen abermals ver-schenke, der Witwe überließe, die doch den Schwager

als Todfeind betrachtete, ihm deutlich Haß und Verachtung zeigte. Weiterer Anlaß zu derartigen Erörterungen war aber so lange nicht gegeben, als man völlig eingeschneit und abgeschlossen war. Annamirl verblieb die meiste Zeit im oberen Stock, in die gemeinsame Eckstube kam sie selten und entfernte sich sofort, wenn der Sepp eintrat.

Eine offene Auflehnung gegen den Sepp wagten die Diensthoten aber doch nicht; nicht nur war der Sepp doch der frühere Eigentümer, er hatte auch eine besondere Art, seine Befehle zu erteilen, die ein Ignorieren nicht rätlich erscheinen ließ. Schließlich wußten sie auch nicht, wie sich die Besitzfrage noch klären werde.

So lebten die Leute in ihrer Gefangenschaft unter einem bänglichen Druck, in einer gespannten Erwartung vor einem Ereignis, das eine Lösung oder einen gewaltfamen Bruch bringen mußte.

Mißtrauen und eine gewisse Scheu erweckte in ihnen das Verhalten der Witwe, der in ihren Augen lodernde Haß, ihre Zurückgezogenheit und ihr bedängstiges Schweigen. Mit Sehnsucht wurde die Schneeschmelze erwartet, obgleich sie für die Leute im Schiefer immer die Gefahr der Lawinen und Steinmuren brachte.

Spurlos gingen die winterlichen Festtage im Gehöft vorüber, man achtete ihrer in der Gefangenschaft nicht; es war ein Tag gleich dem anderen mit derselben schnell erledigten Arbeit und der trostlosen Öde.

Der Sepp litt schwer unter dem Haß der Schwägerin, stumm kämpfte er die Versuchung nieder, mit Annamirl abzurechnen, die qualvoll gewordene Lage durch ein energisches Auftreten zu klären. Der Mannesstolz wollte sich doch in ihm regen. In seiner kalten Kammer fragte sich Sepp immer wieder, was den Haß, die tief verletzende Verachtung Annamirls nur erzeugt haben

könnte. Begreiflich erschien der Schmerz über den Tod Anderls, Sepp konnte sich's annähernd denken, wie schwer eine Frau leiden muß, welcher der Gatte nach so kurzer Ehe für immer genommen wurde. Berechtigte aber dieser Schmerz zu so unsinnigen Anklagen, zu einem so wahnwitzigen Haffe?

Sepp wußte sich frei von jeglicher Schuld. Den frühen Tod des Bruders beklagte Sepp von ganzem Herzen; er hatte Anderl glücklich machen wollen, und trotz der feindseligen Haltung Annamirls wollte er auch der Schwägerin beistehen in der Bewirtschaftung des Hofes.

Ein Gedanke aber machte Sepp erzittern. Was sollte werden, wenn Annamirl als Eigentümerin ihn vom Lusnerhofe wies? Das Recht dazu hatte sie, denn im notariellen Vertrage war der Verzicht Sepps klar vereinbart. Mit jeder Faser seines Herzens hing aber der Sepp an der Heimat; sie verlassen zu müssen, wäre entsetzlich für ihn gewesen. Ründigte ihm zu Georgi die Bäuerin, so mußte er gehen.

Die Reue nagte im Herzen. Es war doch unklug gewesen, sich ohne jeden Vorbehalt des Besizes entäußert zu haben. Möglich wäre es ja, den Verzicht umzustößen, eine Art berechtigter Notwehr wäre es ja, wenn der Sepp in dieser Hinsicht vorgehen würde, um sich die Heimat zu retten, das Verbleiben zu sichern. Sepp stöhnte in der Angst vor der Ründigung. Seine Gedanken wurden wirr. Sein Sonderlingwesen, der Versuch, in ein Menschenschicksal einzugreifen, den Bruder glücklich, sich selbst freier zu machen, sich die aussichtslose Liebe aus dem Sinn zu reißen, hatte ihn in eine trostlose Lage gebracht, machte ihn nun selbst wegen des drohenden Heimatverlustes unglücklich.

* * *

Dem Kalender nach sollte es Osterfest sein. Draußen wütete ein Schneegestöber wie um Weihnachten. War die alte Schneedecke gesunken bis zur Höhe der Fenster im Erdgeschoß, der Neuschnee brachte wieder Zuwachs. Es war ein überlanger Winter diesmal im Schiefer. Die Dienstboten fragten den Sepp, wie es mit den Ostergaben gehalten werden solle. Eier, Rauchfleisch und Rotwein zu den Feiertagen wollten sie haben.

Sepp verwies die Leute an die Bäuerin.

Wider Erwarten zeigte sich Annamirl den Wünschen des Gesindes zugänglich. Eine weichere Stimmung schien über die junge Witwe gekommen zu sein. Die Bewilligung nützte aber nicht viel, denn die Hühner legten noch nicht, die Vorräte an Rauchfleisch waren aufgezehrt, nur Wein war genügend vorhanden.

Den Kalender hatte Sepp an sich genommen. Täglich strich er die Tage aus, der Georgitermin näherte sich bedenklich.

Oft hatte Annamirl den im Speicher liegenden toten Satten besucht, der linnenumwickelt auf einem Strohsack ruhte und der Verbringung in die geweihte Erde des Friedhofes im Grabendorfe harrete. Je öfter aber die junge Frau ihr Gebet an der Leiche verrichtete, desto mehr gewann sie Ruhe im Herzen.

Am Morgen des Georgentages weilte sie wieder bei dem Toten. Zunächst betete sie andächtig für sein Seelenheil, dann flüsterte Annamirl: „Ist ein Jammer, Anderl, ein großer Jammer, daß du so früh hast weg müssen von mir! Wird freilich der Wille Gottes g'wesen sein! Ich muß dir's aber sagen, Anderl, daß wir ein Kind bekommen! Hörst, Anderl, ein Kindl, das seinen Vater nimmer sehen wird! Sell wird ein großer Jammer sein! Aber du kannst sicher sein, Anderl, ich werd' das Kindl treulich aufziehen zu einem braven, guten

Menschen, sollst zufrieden sein in der Ewigkeit mit Mutter und Kind! Wenn es ein kleiner Lusner wird, soll er deinen Namen in der Tauf' erhalten. Ich muß dir noch was sagen, Anderl: dem Rindl zulieb und auf daß es gleich von Anfang an sein Heimatl hat fürs ganze Leben, will ich auf dem Lusnerhof verbleiben, werd' nit wegziehen, wie ich's ehnder im Sinn g'habt hab', weil es gar so grob ist im Schiefer! Wird dir wohl recht sein, Anderl? — Weißt, Anderl, ich bring' das Opfer dem Rindl und auch dir! Dem Sepp nit! — Was hast g'sagt, Anderl?"

Annamirl horchte ein Weilchen und setzte dann das Gespräch fort.

„Kann ja sein, Anderl, daß ich zu scharf auf den Schwager g'wesen bin, aber weißt, Anderl, ein Weib leidet bitter, arg ist der Schmerz der Frau, die ihren Mann hinsterben sieht und weiß, daß es keine Hilf' geben kann! Ich seh' es jetzt ein: der Schwager hat's am Ende doch gut gemeint, er hat es so wenig wie wir wissen können, daß du die Krankheit bereits in der Brust g'habt hast. Wenn du meinst, Anderl, will ich dem Schwager nimmer harb sein, nur gleich ein gutes Wort geben, sell kann ich jetzt noch nit. Es wird aber schon recht werden, muß es werden wegen dem Rindl! Ich allein tät' mich ja hart als Bäuerin, die keinen Mann nit hat. Dem Rindl zulieb werd' ich Frieden machen! Hab' oft und lang darüber sinniert, Anderl! Erst ist mir zuviel Bitternis im Herzen g'wesen, ich hab' ja nit anders können, hab' den Sepp für unseren Todfeind, für deinen Mörder g'halten! Es ist anders worden, seit ich weiß, daß ich Mutter werd'. Wird dir wohl recht sein, daß ich Frieden mach'! Das alles hab' ich dir sagen müssen, Anderl. Sei nit harb und wart halt noch ein bißl, einmal muß der Schnee ja fort,

dann kriegst schon dein Grab, wie sich's g'hört und recht ist für den Lusner im Schiefer! Und jetzt b'hüt dich Gott, Anderl! Der Herr geb' dir die ewige Ruh', das ewige Licht leuchte dir, Amen!"

Annamirl machte das Kreuzeszeichen über die Leiche und verließ leisen Schrittes den Speicher.

* * *

Endlich hub auch im Schiefer ein Nieseln an, der Regen träufelte aus dunsterfüllter Höhe in dünnen Faden hernieder; jedes Tröpflein biß in den Schnee, und der Schneefeinde wurden immer mehr, der Warmregen nahm an Stärke zu, er ließ sich peitschen und jagen vom Höhenwind, der aus vollen Baden blies und in der Bergesenge ein wirbelnd Spiel trieb.

Ein Stöhnen, Krachen und Bersten ging durch den Schiefer, gierig warfen sich die Winterfeinde auf den Hermelin des Eisherrschers; alsbald wurden die Felsen schwarz, der Schiefer bekam seine Naturfarbe wieder, der ernste Charakter des Urgebirges zeigte sich düsterer denn je, als die Wassermassen der Schneeschmelze über die Wände flossen.

Ein Fließen und Rauschen erfüllte die enge Schieferwelt. Zwischen hinein dröhnte der Donner stürzender Schneemassen, das Poltern des Steinschlags.

Vor dem Lusnerhose wühlten der Sepp und die Knechte, eifrig wurde an der Freilegung der Zugänge gearbeitet, eilig, munter und hoffnungsfreudig. Die Knechte lachten vergnügt und wickelten über den „Schorfchl“, der so ginnig dem Schnee auf den Leib rückte.

Gegen Mittag steigerte sich die Kraft des Föhnwindes, der Regen hörte auf, die Dunstwolken und Nebelschwaden verflüchtigten sich, das Himmelsblau

ward sichtbar, und lachende Sonnenstrahlen fielen in die Schieferwelt.

Die Mägde riefen zum Essen. Am Tische der Mägde fand sich die Bäuerin ein und löffelte mit ihnen die Bohnensuppe. Sepp saß bei den Knechten, konnte aber fast nichts essen.

Es gab nach der Suppe blinde Knödel mit Sauerkraut. So sehr die Knechte die Knödel ohne Fleisch oder Speck haßten, sie schluckten tapfer, da die Bäuerin anwesend war.

Annamirl schien die Gedanken der Knechte erraten zu haben und sprach begütigend: „Ein bißl noch begnügt euch nur mit blinden Knödeln! Ihr wißt's ja, das Rauchfleisch ist aufgezehrt. Ist aber der Schnee weg, kann man hinaus ins Grabendorf, so soll sofort frischer Proviant hereingebracht werden. Also zufrieden sein derweil, und nun laßt uns beten!“

Das Dankgebet wurde im rauhen, unverständlichen Gemurmur verrichtet. Dann entfernte sich das Gesinde bis auf die aufräumende Magd.

Auch der Sepp wollte die Stube verlassen, hatte schon den Finger in das Weihwasserteßelchen neben der Tür gesteckt, um sich nach Sitte und Brauch zu bekreuzen mit geweihtem Wasser, da rief ihm die Bäuerin zu: „Bleib noch ein bißl, Schwager, ich hab' zu reden mit dir!“

Sepp richtete einen forschenden Blick auf die Bäuerin, die auf den Abgang der Magd wartete und dann zum Schwager sprach: „Ich tät' dich bitten, einen Sarg zu zimmern. Es wird warm, in etlichen Tagen ist's aper*), der arme Anderl soll hinabgebracht werden in sein Grab. Und tu' auch gleich sorgen, daß ein Grab-

*) Schneefrei.

stein gekauft wird. Ich geb' dir jede Vollmacht, und Geld kannst nehmen, so viel du glaubst, daß nötig ist.“

„Ist recht, Bäuerin. Hast mir — sonst noch was zu sagen?“

„Ja. Ich möcht' — Frieden machen mit dir!“

„Frieden?“ stammelte, seinen Ohren nicht traugend, der überraschte Sepp.

„Ja — wenn du willst und mir verzeihen kannst!“

„Hab' ich mich nit verhöört? Du gibst mir ein gutes Wort?“

„Wohl — wohl! Gern auch noch!“

Ein Wetterleuchten ging über Sepps bärtig gewordenes Gesicht, die Augen glänzten, er wollte sprechen und brachte keinen Laut über die zuckenden Lippen.

Annamirl trat zu ihm, reichte ihm die Hand und fuhr fort: „Vor allem muß ich sagen, Sepp, du bist gewiß kein Narr! Ein braver Mann bist, der mir seit-her ein treuer Sachwalter g'wesen ist. Ich weiß es wohl, hab' gut aufgepaßt!“

Sepp drückte die Hand der Schwägerin so kräftig, daß Annamirl ausrief: „Mit so arg, du tust mir ja weh!“

Erschreckt ließ Sepp die Hand los und stotterte: „Wie wird mir denn? Es dreht sich ja alles im Schädel! G'meint hab' ich, die Bäuerin wird mir heut zu Georgi aufklünden.“

„Sell wär' wohl unsinnig von mir.“

„Ich bin ja aber ein Narr, so meinen die Leut'!“

„Ich aber mein', es wird gut stehen um den Lusnerhof, solange der — Narr im Schiefer lebt und schafft!“

„Dank schön für die gute Meinung! Jetzt aber will ich ein Baml*) suchen zu einem hölzernen Rödl für den Anderl.“

*) Bäumchen.

Annamirl nickte unter Tränen und eilte aus der Stube.

* * *

Mit Schneereifen an den Füßen, mit Beil und Säge versehen, war der Sepp ausgezogen, eine Lärche zu suchen, die das Holz für den Sarg Anderls liefern sollte. Im Schiefer und auf den Lusnerischen Gründen gab es keine Lärchen, wohl aber hoch oben am Steilhang neben dem klaffenden Riß, den die letzte Steinmure gezogen hatte.

Nach einem mühevollen Aufstieg erreichte Sepp jene Stelle, ein Lärchenwäldchen auf ärarischem Grunde, also Staatseigentum. Das wußte Sepp recht wohl, und darum hütete er sich, einen ihm brauchbar scheinenden Stamm zu fällen. Er band nur Beil und Säge an ihn, dann eilte er, den Lawinestrichen vorsichtig ausweichend, zu Tal und ins Grabendorf zum Förster.

Der alte schwerhörige Beamte staunte ob des überraschenden Besuches. „Verlaubt denn der Schnee ein Herauskommen aus dem Schiefer?“ fragte er. „Ich hab' gemeint, ihr seid auf dem Lusnerhof noch für eine Weil' eing'schlossen.“

„Ich bin ja nit auf dem Straßl heraus, ich komm' von der Höh'.“

„Was willst, Lusner?“

„Bitten möcht' ich um einen Lärchenstock, er soll aber nichts kosten.“

„Wozu brauchst du denn einen Lärchenstock?“

„Einen Sarg muß ich machen für meinen Bruder, der im Winter verstorben ist.“

„Was? Der Lusner Anderl ist g'storben? Mein Beileid! Ich werd' ein Vaterunser für ihn beten. Und den Lärchenstock kannst schon haben; ich glaub'

aber nit, daß du aus einem Strunk Holz genug für einen Sarg gewinnst.“

Absichtlich auf die Schwerhörigkeit des Försters spekulierend, brummte der Sepp in seiner Bauernschlauheit, es stünde freilich ein „Baml“ auf dem Lärchenstocke.

Der halblaubte Förster glaubte, daß der Sepp in seiner stillen Art gedankt habe und meinte: „Ist schon recht und nit des Dankes wert! Nimm dir nur den Lärchenstock! Mußt halt die kurzen Bretter übereinandernageln, ansonsten wirst keinen Sarg machen können! Und schön wird der Sarg nit grad' werden! Warum nimmst nit einen Fichtenstamm aus deinem Gehölz?“

Stolz erwiderte Sepp: „Ein Lusner wird nit im fichtenen Rittelle begraben! Da muß allemal ein Lärchenholz her!“

Der Förster hatte die Worte verstanden. „Ihr Bergbauern seid aber schon b'sondere Querköpfl! Kaprizieren sich auf einen fürnehmen Lärchensarg, wollen aber nichts dafür bezahlen und betteln beim Arar um einen Rodungsstock!“

Der Sepp hielt eine Aufklärung nicht für notwendig, dankte mit kräftigem Handschlag und suchte nun den Pfarrer auf, um das Ableben des Bruders und die Beerdigung anzumelden.

Selbstverständlich wollte der Pfarrer einen bestimmten Termin für die Bestattung nebst Seelengottesdienst haben, Sepp verwies jedoch auf die zur Zeit noch unsicheren Schnee- und Wegverhältnisse, auch sei es ungewiß, ob man die Leiche über oder durch die Trümmer des Bergsturzes und die Schuttmuren bringen könne.

Unter diesen eigenartigen Umständen wurde ver-

einbart, daß die Leiche Anderls, sobald sie zugeführt werden konnte, in der Schädelkammer über Nacht aufbewahrt, die Beerdigung dann am nächstfolgenden Tage vorgenommen werden solle.

Erst spät am Abend und völlig erschöpft kam der Sepp im Gehöft an. Aber er war höchlich zufrieden mit dem erreichten Erfolg beim Förster. Darüber sprach er aber nicht, und der Schwägerin sagte er bezüglich der Transportverhältnisse nur, daß der Anderl noch einige Zeit auf die Beerdigung warten müsse.

Früh am nächsten Morgen stieg der Sepp wieder bergan, hinauf zu seinem „Lärchenstöckl“. Listig lächelnd begann er die Fällungsarbeit, die Lärche, ein dicker Stock, auf dem das „Baml“, in Wahrheit eine mächtige Lärche, stand, wurde spannhoch über dem Boden durchgesägt und bald zu Fall gebracht.

„So, Anderl, jetzt kriegst einen noblichten Lärchenkittel — und billig dazu!“ sprach Sepp befriedigt vor sich hin.

Mittags kamen die Knechte herauf, die nicht schlecht staunten über die Tatsache, daß der Sepp einen ärarischen Baum zu fällen wagte, aber nichts weiter darüber sagten. Mit Stricken wurde der Lärchenstamm zum Gehöft gezogen.

Auch Annamirl staunte ob des prächtigen Stammes, noch mehr aber über die Mitteilung des Schwagers, daß der Förster die Lärche zum Zweck der Anfertigung des Sarges geschenkt habe. „Werd' mich wohl bedanken müssen beim Förster,“ setzte sie hinzu.

Trocken erwiderte Sepp: „Sell hab' ich schon getan. Ist nit nötig. Und der Förster hört schlecht, er hat's auch nit gern mit den Weibets.“

Aus dem Holze des Lärchenstammes zimmerte Sepp zunächst Anderls Sarg. So viel Holz blieb übrig,

daß noch ein halb Duzend Tröge verfertigt werden konnten.

Im Speicher lag Anderl nun im noblen Lärchenfarge. Aber die rasch zunehmende Wärme drängte zur baldigen Beerdigung. Und nach Verlauf einer Woche konnte der Transport denn auch gewagt werden.

Die Knechte trugen den geschlossenen Sarg auf einer Bahre durch den Schnee; ihnen folgten die schluchzende Witwe und der Sepp, hinterdrein schritten betend die Mägde.

Das Sträßlein wurde, je weiter man ins Tal kam, bald schneefrei, war aber vom Schmelzwasser überschwemmt. Von den schwarzen Felswänden sprangen Steine ab, die polternd auf dem Sarge aufschlugen und dann zu Boden fielen.

Der wasserreiche Wildbach lärmte und schleuderte seine braungelben Wellen in die Höhe.

Das Gebet verstummte, als der Zug vor der großen Schuttmure angelangt war.

Zielbewußt traf Sepp seine Anordnungen. Die Knechte mußten den Sarg das Bett entlang tragen, das dem Wildbach gegraben worden war. Die Weiber aber schürzten die Röcke, kletterten über die Mure und rutschten auf der anderen Seite hinab.

Sepp ließ halten für eine Weile. Ein Knecht wurde vorausgeschickt zur Anmeldung des Leichenzuges, den der Mesner feierlich „einläuten“ solle, und dann reihte der Sepp sich als Träger ein.

Das feierliche Geläute, das mit allen Glocken sonst nur den Bischof empfing, brachte die ganze Dorfbewölkerung auf die Füße, auch den alten Förster, der sich nicht wenig für den Sarg aus erbetteltem Stochholz interessierte.

Mit dem Hut in der Hand erwartete der Förster

am Straßenrande den Leichenzug, und in sich hinein brummte er über das mächtige Geläut, das doch schwer Geld koste. Beim Anblick des unverhüllten Sarges aus bestem, allerbestem Lärchenholz riß er aber die Augen weit auf.

Alles, was gehen konnte, folgte betend den Schieferleuten auf dem Zuge zum Friedhofe. Nur der Förster ging nicht mit; er schlug die Richtung ein, die zum ärarischen Lärchenwald hoch oben im Gebirge führte. Das merkwürdige „Stöckl“ wollte er auffuchen, aus dem der Lusner den prachtvollen Lärchenfarg gezimmert hatte.

* * *

Joseph Malfertheiner, der Lusner geheißten, stand in der Kanzlei vor dem k. k. Bezirkshauptmann und wies demütig den Vorladungszettel vor.

„Also der Lusner aus dem Schiefer seid Ihr! Eine interessante Persönlichkeit, von der ich schon mancherlei gehört habe!“

„Wird nit sein!“ meinte ängstlich der Sepp.

„Eine merkwürdige Charaktermischung — jawohl! Noblese und Knickerei vereint in einer Bauernseele — psychologisch sehr interessant! Ihr seid doch jener Lusner, der seinen Hof weggeschenkt hat, damit der Bruder heiraten konnte?“

„Ist sell verbot'n?“ fragte der Sepp und verzog das Gesicht zu einer Jammermiene.

Der Amtmann lachte. „Nein, das ist nicht verboten, hingegen ist jeglicher Holzfrevel streng untersagt! Gegen Euch ist vom k. k. Forstamt Anzeige wegen Entwendung eines ärarischen Lärchenstammes erstattet worden. Wie kommt Ihr dazu, der Forstverwaltung einen so großen Baum zu entwenden?“

Sepp rief betuernd: „Soll hab' ich nit getan! Der Förster hat mir den Lärchenstod geschenkt!“

„Der Förster behauptet mit aller Bestimmtheit, daß er Euch wohl den Stod, nicht aber die darauf gestandene Lärche geschenkt habe.“

„Wohl — wohl! Auch das Baml, was drauf stand, hat mir der Förster g'schenkt, weil ich ihn darum gebittet hab'!“

„Davon weiß der Förster nichts, er hat auch davon nichts gehört!“

„Mit Vergunst, Herr Bezirkshauptmann! Ich kann wahrlich nichts dafür, daß der Förster nit gut hört! Ich hab' ihn ganz besonders um das Baml gebittet, das auf dem Stod g'wesen ist!“

„Das ‚Baml‘ war aber eine starke, voll ausgewachsene Lärche! Einen so großen, wertvollen Stamm durfte der Förster ja gar nicht verschenken, selbst wenn er wollte. Es muß irgend etwas dazwischen liegen, irgend ein Bauernkniff. Ihr müßtet Euch doch selber sagen, daß aus einem Rodungsstode nicht so viele Bretter gewonnen werden können, um daraus einen Sarg zu zimmern! Gesteht ein, daß Ihr den Förster habt übers Ohr hauen wollen!“

„Ich hab' um den Stod und das Baml, was darauf war, gebittet! Selle Bitt' muß der Förster rein überhört haben, wenn er sagt, er tät' nichts davon wiss'n!“

„Habt Ihr diese Bitte um das ‚Baml‘ laut und verständlich, so kräftig gesprochen, daß sie der Förster hören und verstehen mußte?“

„Mit Vergunst, Herr Bezirkshauptmann! Geschrien hab' ich natürlich nit!“

„Aha! Vermutlich nur gemurmelt, auf die Schwerhörigkeit des Försters spekuliert mit echter Bauern-

pfiffigkeit! Nun, wir werden den Fall rasch erledigt haben; der Förster wird jeden Augenblick erscheinen — vielleicht ist er schon da.“

Der Amtmann trat in die Schreibstube, wo richtig der alte Förster bereits wartete.

Sepp richtete einen ängstlichen Blick auf den eintretenden Beamten, und scheu schielte er nach dem Bezirkshauptmann.

Der erörterte nochmals den Sachverhalt und sprach laut: „Der Lusner behauptet also, er habe nicht nur um den Lärchenstock, sondern auch um das ‚Baml‘, das darauf stand, gebeten. Was haben Sie darauf zu sagen, Herr Förster?“

Der alte Weidmann erwiderte: „Von einer Bitt' um ein Baml hab' ich nichts gehört.“

„Sie sind etwas schwerhörig?“

„Ja.“

„Geben Sie die Möglichkeit zu, in Folge Ihrer Schwerhörigkeit die Bitte um schenkungsweise Überlassung eines Lärchenbäumchens überhört zu haben?“

„Ich habe die weiteren Worte Lusners als Dank für den geschenkten Lärchenstock aufgefaßt. Jetzt ist's mir freilich klar, daß der Lusner absichtlich so gemurmelt hat.“

„So wie der Fall liegt, ist nichts zu wollen. Von einem Forstfrevel kann nicht gesprochen werden, also auch nicht von einer Bestrafung. Der Lärchenstamm ist freilich sozusagen erschlichen worden, aber zu machen —“

„Ich möcht' bitten, daß dieser Forstfrevel unbedingt bestraft wird. Und wenn ich bis ins Ministerium laufen müßt', der Lusner muß verknarrt werd'n!“

Da trat der Sepp vor. „Ans Ministerium soll der Förster nit laufen, ansonsten erfahren die Höheren, daß der Förster nit gut hört und dienstuntauglich ist, und

der Förster tät pensioniert werd'n! Sell tät das Lärchenbaml nit wert sein.“

Der Amtmann lachte hellauf und rief: „Lusner, allen Respekt vor Eurer Pffiffigkeit! Den Namen ‚Narr im Schiefer‘ führt Ihr zu unrecht! — Ihr könnt gehen!“

„B'hüt Gott mitsammen!“ Sepp grüßte höflich, und schmunzelnd verließ er die Kanzlei.

Nun wandte sich der Bezirkshauptmann zum Förster. „Es geht doch nichts über Bauernschlauheit! Rein Zweifel, der Lusner hat auf Ihre Schwerhörigkeit spekuliert! Aber was ich nicht in Einklang damit bringen kann, das ist Lusners Noblesse bei Abtretung seines Anwesens an den Bruder. Wirft ein schönes Eigentum weg, knaufert aber um etliche Kronen für einen Sarg! Die Bauernseele scheint unergründlich zu sein.“

Grimmig erwiderte der alte Förster: „Glauben Sie mir, Herr Bezirkshauptmann, in den meisten Fällen haben die Bauern überhaupt keine Seele. Und drei Bauern sind allemal fünf Spitzbuben. Man kann gar nit genug aufpassen!“

„Stimmt. An die höhere Instanz aber werden Sie wohl nicht gehen — was?“

„Freilich nit. Das ist ja das Ärgerlichste bei der Geschicht', daß ich mir den Bauernspott auch noch ins Gesicht sagen lassen muß! Aus der Haut fahren könnt' ich vor Gift!“

„Na, fahren Sie lieber nicht! Der Ärger wird schon verrauschen. Ich bin wahrlich gespannt darauf, was wir vom Lusner noch alles erleben werden.“

* * *

Still, fast feierlich ruhig war es im Schiefer. Ein klarer warmer Herbsttag ging zur Rüste mit aller Farbenpracht des romantischen, zaubervollen Hochgebirges.

Die bis zu den Höhen hinauf begrüntem Steilhänge waren noch hell beleuchtet, wie von einem Goldströme überflutet, der dunkle Tannenwald erglänzte im scheidenden Lichte, die Felsenzinnen flammten in roter Lohe. Aber der Bergeinsamkeit wölbte sich das blaue Firmament klar und duftig. In der dunklen Schlucht rauschte der Wildbach, um Herbsteszeit und bei trodener Witterung ein zahmer Gefelle; nur draußen am Tobel, wo die kleine Welt des „Schiefer“ endete und noch immer die Schuttmassen jenes Bergsturzes als unentwirrbares Chaos lagerten, dort tosten die Wellen, zornig durchbrausten sie den aufgezwungenen Abfluß durch das geröllreiche Bett.

Von der Höhe herab kam eilig der Sepp zum Lusnerhofe gelaufen, sichtlich erhitzt strebte er dem einsamen Hause zu, den forschenden Blick auf den Vorplatz gerichtet. Aber das Gesicht flog ein Freudenschimmer, als Sepp hart am Haustor ein Rinderwägelnchen gewahrte. Doch als Rindergeschrei ertönte, war er mit wenigen Sätzen am Wägelnchen, griff das Knäblein heraus, und mit zärtlichen Worten suchte er es zu beruhigen. „Bubele — brav sein! Bubele — lieb sein! Anderl feines Bubele sein!“ Fürsorglich hielt Sepp das Kind in seinen Armen und schaukelte es mit leisen Bewegungen.

Und das Bubele ward ruhig, ballte die Händlein und lachte vergnügt.

„Ah so wohl, du kleines Tröpfel! Sel, Bubele, wenn der Sepp nit bei dir ist, ast'n fehlt dir was, und Bubele schreit Mordio! Bist ein feines Bubele, freilich eppas gar z' fein für ein Bauernkind, nit recht schieferig! Macht aber nichts, arbeiten braucht der Anderl nit. Dafür ist der Sepp da! Dem Bubele zulieb hab' ich mir das Streunen abg'wöhnt! Fürs Bubele arbeit' ich gern!“

An den Stalltüren erschienen Knechte, die sich mit den Ellbogen anstießen und verständnisvoll flüsterten, als sie gewahrten, wie zärtlich der Lusner das Kind der Bäuerin behandelte.

Sepp hatte nur Augen und Sinn für das Bubele, für den winzigen Brudersohn, der erst nach Anderls Tod das Licht der Schieferwelt auf dem Lusnerhofe erblickt hatte.

Klein-Anderl schien rechten Hunger zu haben, denn er begann abermals zu schreien.

„Was hast denn, Bubele? Warum schreiest denn? Hast eppa eine Puffscher' in der Fatschen! Wär' nit z'wider!“ Mit dem Knäblein in den Armen trat Sepp an die Haustür und rief laut in den Flur: „He, Bäuerin, außerkomm'n! Das Bubele will was!“

Im Flur lohete das Küchenfeuer auf, Annamirl kochte eben das Abendbrot für das Gesinde. Hell rief die Bäuerin: „Gleich komm' ich! Laßt den Kleinen nur ein bißl im Wägele liegen, er wird nit verhungern!“

Sepp aber ließ sich nicht beschwichtigen, er trat in den Flur und rief: „He, Schwagerin! Z'erst kommt der Prinz, aft'n kommen die Eh'halten — verstanden!“

Jetzt kam Annamirl herausgelaufen. „Ja, was ist denn das? Ist der Schwager schon von der Alm herunteren? Und den Anderl hat er natürlich wieder in den Armen! Friß den Kleinen nur nit auf, Sepp! Ist ja narret — das Getue mit dem Bubele!“ Die Bäuerin nahm den Jungen lächelnd auf ihren Arm und nickte dem Schwager dankend zu.

Sepp gebot mit scherzhaftem Zorn: „Nach jetzt, daß das Bubele seine Sach' kriegt! Sell ist das Wichtigst'! Derweil Koch' halt ich!“

Annamirl lachte hellauf: „Ist nit zu glauben, wie der Schwager verändert ist, seit das Bubele den Hof

regiert!“ Und nun verschwand die junge Mutter mit dem Bublein.

Joseph guckte in die Küche und gab dem Herddirndl Auftrag, an Stelle der Bäuerin die Krapsen aus dem heißen Fett zu nehmen. Dann machte Sepp die Runde durch die Ställe, bis die Hausglocke zum Abendessen rief.

Als Annamirl in die Eßstube kam, fragte Sepp sogleich, ob dem Bubele etwas fehle.

„Keine Angst, Schwager! Es wird nichts von Bedeutung sein!“

„Nur nit zu sorglos, Bäuerin! Ich will lieber gleich gehen, auf daß morgen in der Früh der Doktor hereinkommt!“

„Wär' nit übel! Von der Alm krachmüd heimkommen und gleich wieder fortrennen, bloß weil 's Bubele 's Bauchgrimmen hat! Nein — nein! Nur nit überängstlich sein!“

Hin und her wurde geredet. Sepp wollte sich nicht beschwichtigen lassen und schickte sich in der Tat an, trotz der inzwischen eingetretenen Dämmerung den weiten, beschwerlichen Marsch über die Höhen anzutreten.

Da wurde die Annamirl wild. „Der Schwager bleibt daheim, das sag' ich, die Bäuerin — verstanden! Ich hab' zu befehlen auf'm Hof! — Sei vernünftig, Sepp! Eine Mutter wird von der Kindspfleg' allweil noch mehr verstehen als ein — alter Jungg'sell! Also bleibt der Schwager daheim! Wird müd' genug sein!“

Widerwillig fügte sich der besorgte Joseph. „Ich werd' aber nachschauen in der Hausapothek'n und ein Trankl suchen! Was einem Raibl gut tut, kann dem Bubele nit schaden!“

Annamirl lachte. „Es wird allweil netter! In seiner

Ängstlichkeit wachst sich der Schwager wirklich noch völlig zum — Narren aus!“

Da beruhigte sich endlich der Sepp und streckte sich auf der Ofenbank aus, denn er war doch recht müde geworden.

„Geh lieber ins Bett, Schwager! Das Liegen auf der harten Bank macht nur noch mehr müd!“

„Na — na! Zum Bettgehen ist's noch zu früh! Gleich nur ein bißl will ich liegen! Die Nachtwach' fürs Bubele werd' ich selber halten!“

Ernst verwies Annamirl dem Schwager das übertriebene Getue und die unnötige Sorge. „Es muß ein End' nehmen! Sorg du dich um die Arbeit und Wirtschaft auf dem Hof, auf daß alles nach Recht und Ordnung geht. Die Rindspfleg' aber überlaß getrost der Mutter! Auf die Weis' werd'n wir gut hausen und wirtschaften. So, wie der Schwager es jetzt treibt mit dem Bubele, so geht's nit weiter.“

„Sei nit harb, Schwagerin! Ich hab 's Bubele halt narrisch gern und deswegen eine solchene Angst, daß das Bubele krank werd'n könnt'.“

„Du bist und bleibst halt doch der — Narr im Schiefer; ein lieber, guter und braver Narr! Nimm mir sell Wort nit übel, Sepp! Aber was z'viel ist, ist nit gut! — Was willst denn jetzt schon wieder?“

Der Sepp hatte sich erhoben und horchte. „Ist mir grad' g'wesen, als hätt' ich 's Bubele schreien g'hört! Ich werd' nachschau'n!“ Mit wenigen Griffen schob Sepp sich die plumpen Bergschuhe von den Füßen, in den grobgestrickten Socken huschte er davon.

„So ein quecksilbriger Narr!“ zankte die Annamirl. Zu dem Gesinde aber sprach sie nun: „Tut beten und oft'n geht zur Ruh'!“ —

In der Stube oben bot sich der Bäuerin ein lieb-

liches Bild beim schwachen Scheine des Nachtlichtchens. Sepp saß auf einem Stuhle und summt dem Kleinen auf seinen Armen ein Schlummerliedchen vor, bis Klein-Anderl wirklich wieder einschlief.

Ein Weilchen ließ Annamirl den Schwager gewähren, dann nahm sie ihm behutsam das Kind ab und legte es ins Bett.

Sepp erhob sich und flüsterte: „Soll ich nit den Doktor holen? 'leicht sind's die Fraisen, die das Bubele quälen! Ich hab' solchene Angst!“

Ein Lächeln der Dankbarkeit lag auf den Zügen der jungen Mutter. Aber sie schüttelte den Kopf und erwiderte leise: „Wart noch einen Tag! Sollt' es wirklich schlimmer werd'n, so kann ja der Schwager den Arzt hol'n. Gut Nacht jetzt, Sepp!“

* * *

Neblich begann ein neuer Morgen, ungewöhnlich lau mit zunehmender Trübung; der Föhn stellte sich ein als Vorbote eines Wettersturzes. Schon mit Tagesgrauen hatte Sepp die Arbeit begonnen, aus dem die Einsamkeit suchenden Sonderling war ein fleißiger Wirtschaftler geworden, der offensichtlich bestrebt war, der Schwägerin alle Sorgen und Lasten abzunehmen.

Dabei lag oft ein Leuchten auf seinem Gesicht, das es ganz veränderte und verschönte.

Die Eßglocke rief zur Morgensuppe. Sepp erschien in der Küche und fragte nach dem Befinden des Kleinen.

Aus den geröteten Augen der Mutter sprach die Sorge so deutlich, daß der Sepp ohne weiteres nach dem Bergstock griff.

Annamirl wehrte nicht ab, nur meinte sie: „Laß dir aber Zeit! Nit so rennen! Und sag dem Doktor, er

soll ein Baldriantrankl mitbringen. Das Bubele wird wohl die Fraisen hab'n. — Laß dir also Zeit und komm gut wieder heim!“

„B'hüet Gott! Das Trankl bring' ich gleich mit.“

Ohne Frühstück lief der Sepp weg. Die Sorge trieb ihn die Felsen hinan in einem Tempo, das dem Bergsteigerbrauche völlig widersprach. Ehe der Wanderer es gewahr wurde, hatte er den „gachen Blick“ schon hinter sich.

Reuchend erreichte Sepp die Grathöhe, aus allen Poren schwitzend. Scharf wehte der Wind, grau verhängt war das Firmament.

Sepp brummte vor sich hin: „Werd' mir schon Zeit lassen!“ Aber er rannte doch weiter, nahm den Abstieg mit großen Sprüngen und hastete zu Tal, als würde er verfolgt.

Erschöpft kam er im Dorfe an, und zu seinem Schrecken erfuhr er, daß der Doktor über Land zu einem Patienten gefahren sei und erst spät Abends wieder heimkommen werde. Von der Frau des Arztes erhielt er auf Ansuchen aus der Hausapotheke den gewünschten Baldriantee und Ratschläge für die Behandlung des kranken Kindes. Dann meldete der Sepp noch, der Herr Doktor müsse zu Fuß in den „Schiefer“ wandern, weil die Bergsturzmassen einen Wagenverkehr nicht gestatteten, nahm im Gasthof etwas Suppe, und dann trat er bei Regen und Sturmwind unverweilt den Rückmarsch an.

Zwei Stunden später befand er sich unweit der klippenreichen, schwarzragenden Grathöhe, die von einem wütenden Schneesturm umtost wurde. In das Geheul der Windsbraut mischte sich das Geknatter des Steinschlages. Geröll und Glimmerbroden prasselten

hernieder, dem Bergsteiger entgegen als warnende Sendboten aus dem Bereich der kämpfenden Elemente.

„Sell wird grob!“ brummte der Sepp und wich schnell einem stürzenden Schieferblock aus, der in mächtigen Sprüngen daherflog. Dann suchte er Schutz vor dem Steinschlag in einer kleinen Ausbuchtung der schwarzen Schieferwand. Sie bot nur wenig Raum, doch genügend Schutz, denn die Geröllmassen hüpfen im Bogen über die Wand hinaus.

Niedergekauert wartete Sepp auf ein Nachlassen des Sturmes und des Geröllregens. Er ärgerte sich über den Zeitverlust, und die Sorge um das kranke Kind nagte ihm im Herzen.

Aber stundenlang wütete der Sturm, bis endlich die Sonne wieder durchbrach. Hastig lief jetzt der Sepp bergab. Je tiefer er kam, desto geringer wurde die Gefahr des Steinschlages. Am „gachen Blick“ zeigten sich aber wieder klaffende Risse im Boden, der Berg schien laufen zu wollen.

Sepp sprang in rasender Eile über die gefährdete Stelle, und kurz vor Beginn der Dämmerung erreichte er das Gehöft — keuchend, mit fliegendem Atem, durchnäßt und schwer ermüdet.

„Wie geht's dem Bubele?“ fragte Sepp hastig, als er das Päckchen Baldriantee der Bäuerin überreichte.

„Vergelt's Gott für die Guttat! Mußt mir jetzt helfen, Schwager, denn allein bring' ich dem Bubele nit das Stück Holz zwischen die Riefer.“

„Wohl — wohl!“ Eifrig und fürsorglich half der Sepp, und alle Ratschläge der Doktorsfrau brachte er vor, als eben wieder ein Krampfanfall das Kind peinigte. Behutsamer hätte eine Amme nicht zu Werke gehen können.

„An dir ist eine Hebamme verloren gegangen,“ lobte ihn Annamirl.

Während sie aber den Baldriantee einflößte, erdröhnte ein dumpfer Donner; erschreckt horchte die Bäuerin auf. „Was tut das wohl bedeuten?“

„Der Berg rutscht. Ist ein Glück, daß ich noch drüber 'kommen bin!“ Ein Schüttelfrost erfaßte den Sepp, die Zähne schlugen ihm aufeinander.

„Bist recht narret gerennt? Und in den Sturm 'kommen? Ja — ja, jetzt hast den Frost im Blut. Gleich legst dich nieder! Ich bring' dir einen Glühwein. Folg, Schwager, denn mit so was ist nit zu spaßen, kann leicht eine Lungentzündung draus werd'n.“

„Ah bah, wird nit sein! Zimperlich und wehleidig bin ich meiner Lebtag nit g'wesen.“ Wieder durchrüttelte ihn ein Frostschauer, der kalt über den Rücken fuhr. „Saxendi! Jetzt hab' ich eine Gän's'haut auf'm Buckel!“

Nun ging der Sepp doch in seine Kammer.

Annamirl lief zur Treppe und rief dem Herdbrndl zu, für den Sepp schnell einen Glühwein zu machen.

* * *

Tags darauf traf der Arzt ein, der beim Kind die Sichter, beim Sepp nach genauer Untersuchung eine Lungenentzündung feststellte. Er erteilte der erschreckten Bäuerin bezüglich der Pflege entsprechende Weisungen und ließ ihr die nötigen Medikamente zurück.

Den ersten Schrecken überwand Annamirl verhältnismäßig rasch, zumal es beim Kind keine Gefahr hatte. Am Krankenlager des Schwagers, der bereits vom Fieber erfaßt war und mit heftiger Atemnot kämpfte, erkannte die Bäuerin alsbald die Notwendigkeit, den Patienten aus seiner dumpfen Kammer in eine größere

Stube mit möglichst frischer Luft zu bringen, und so wurde denn der schwerkranke Schwager in Annamirls eigene Stube getragen.

Sepp phantasierte im Fieber viel vom laufenden Berg und vom stürzenden Kreuz, das alles Glück der Lusnerleute mit in die Tiefe reiße.

Der wirren Reden achtete Annamirl anfangs nicht; sie wurde erst aufmerksam, als der Kranke von einer Liebe sprach, die er nicht hätte haben sollen, und wie verzweifelnß beteuerte, sie unterdrückt zu haben. Hefstige Anfälle der Atemnot unterbrachen die wirren Klagen und Beteuerungen. Sepp schrie wirr und in abgerissenen Sätzen: „Nit so, Anderl! — Ist nit wahr! — Nur gern g'sehen hab' ich sie — ehrlich und in Ehren!“

Annamirl horchte auf jedes Wort in schwerer Beklemmung.

„Nit so lieb sein! — Nimmer derpacken können! — Anderl, nit glauben, hab' dir die Braut nit rauben wollen! Hab' auf alles verzichtet! — Keine Sorg', Anderl, alles bleibt der Annamirl und dem Bubele!“

Annamirl hatte erschüttert dem Geständnisse des Schwagers gelauscht. Jetzt galt es, den Kranken zu beruhigen. Kaum verspürte Sepp der Pflegerin Hand auf der Stirne, so ward er schon ruhig und fügsam.

Annamirl fühlte, wie jetzt ihr selbst heiß das Blut zum Herzen drängte. Die Gedanken jagten sich einander. Jauchzende Freude und tiefe Trauer vermengten sich, namenlose Angst um den Kranken peinigte sie. Was soll werden in der Zukunft, nun die Bäuerin sich geliebt weiß vom Schwager, von dem besten Menschen, den die Erde trägt? Kann und darf die Schwägerin ihm die Hand zum Ehebunde reichen? Steht nicht der Tote hindernd im Wege? Braucht sie aber nicht die Hilfe eines Mannes, soll der Sepp immerdar

bis an sein Lebensende der „Narr“ bleiben, der in seiner Herzengüte alles hingegeben hat?

Bittere Erinnerungen quälten die junge Frau, peinigende Gedanken an ihr Verhalten, an die Vorwürfe und Anklagen, die sie gegen den Schwager geschleudert hatte. Einen Mörder hatte sie den Mann genannt, der nur aus Liebe zu ihr auf alles verzichtet hatte, der jetzt noch sein Leben einsetzte, um ihrem Kinde das junge Leben zu retten!

„Lieber Gott, laß ihn wieder gesund werden! Maria, hilf!“ flüsterte Annamirl in ihrer Seelennot.

Ubergroß wurden die Anforderungen an die Kräfte der jungen Frau. Dennoch wollte Annamirl die Pflege nicht mit einer Magd teilen, wenigstens so lange nicht, als der Schwager so wirre Reden führte.

Der zwölfte Tag brachte endlich die Krisis mit heftigem Schweißausbruche, die Temperatur wurde normal, das Bewußtsein lehrte zurück.

Der Sepp wurde wieder ausquartiert, und noch vor Eintritt des Winters war wieder alles gesund auf dem Lusnerhofe.

Aber nichtwürdig — eine rechte Freude wollte nicht einkehren. Der Sepp ging der Bäuerin aus dem Wege, wo er konnte, und die Annamirl setzte eine immer trozigere Miene auf. Sie wurde sogar wieder grob zum Schwager.

* * *

Lichtmeß war es, und das Gesinde war zur Kirche ins Grabendorf gegangen, denn der Schnee war in diesem Jahre nicht so arg.

In der Eckstube traf Annamirl den Sepp, wie er eben andächtig im Gebetbuche las. Erschreckt suchte er zusammen, flammende Röte schoß in sein Gesicht, als

die junge Frau vor ihn trat und sprach: „Schwager, ich muß heut mit dir reden. Hör mich an und werd' nit harb!“

Der Sepp stand auf und wußte in seiner Hilflosigkeit nicht, wohin er Hände und Füße bringen sollte.

„Sag mir bloß das eine, Sepp: warum weichst du mir aus, wo du kannst? Was hab' ich dir getan?“

Der Sepp streckte abwehrend die Hände aus: „Nit lieb sein! Lieber grob!“

„Aber, Sepp, ich kann ja eigentlich gar nit anders als lieb sein zu dir, und das Bubele hat dich ja auch so arg gern.“

„Ja, das Bubele, mein liebes Bubele!“

Annamirl' atmete auf. Sie wollte den Sepp, den Narren, schon packen. Leicht flossen ihr jetzt die Worte von den Lippen, zuletzt als Haupttrumpf die Bitte, es möge der Sepp doch dafür sorgen, daß das Heimatl fest und sicher dem Bubele erhalten bleibe.

Verwundert fragte da der Sepp: „Aber wer will denn dem Bubele das Heimatl nehmen?“

„Du.“

„Ich?“

„Ja, weißt, Sepp, es ist in mir die Angst aufgestiegen, du könntest — heiraten, den Verzicht auf den Lusnerhof zurücknehmen und mich und 's Bubele verstoßen aus'm Heimatl.“

Sogar die Tränen kamen jetzt der Annamirl. Schluchzend führte sie die Schürze an die Augen.

Da schrie der Sepp in wilder Erregung auf: „Was — ich soll euch das Heimatl nehmen? Ich? Annamirl, wie hast sell nur glauben können einen einzigen Augenblick?“

„Schau, Sepp, erst bist du voll Lieb' und Gutheit g'wesen, und auf einmal bist mir und dem armen Bubele feindlich 'worden.“

„Ich — dir und dem Bubele feindlich? Mein Herzblut tät' ich ja für dich und 's Bubele hergeben!“

Zubelnd rief die Annamirl und fiel ihm um den Hals: „Lieber, guter Sepp, so hast du uns doch ein bißl gern!“

„Mit so lieb sein!“ wehrte der Sepp, der wieder glühendrot geworden war, sie ab. „Sei lieber grob, das vertrag' ich besser!“

„Wehr dich, solange du magst, Sepp, ich weiß es jetzt: gern hast mich und willst es nit sagen! Ist's wahr oder nit?“

„Wird nit sein! Kann nit sein!“

„Hast es aber selber eing'standen, Sepp!“

„Wüßt nit, wo und wann.“

„Stad' vorhin hast's gesagt. Dein Herzblut tätst hergeben für mich, hast du gesagt. Und was du erst im Fieber geschwätzt hast, das mag ich gar nit wieder-sag'n.“

Der Sepp ließ sich schwer auf die Bank fallen, denn die Füße versagten ihm den Dienst. Die Lippen bewegten sich, doch kein Ton kam hervor. Aber die leuchtenden Augen sprachen deutlich, ein sehnächtiges Hoffen auf Glückseligkeit kündete der zärtliche Blick.

Annamirl setzte sich an seine Seite und flüsterte: „So es Gottes Wille ist und kein Hindernis besteht, wollen wir also dem Bubele gute Eltern werden, im Frieden leben und schaffen. Der Anderl selig wird unseren Bund gewiß gern segnen!“

Nach einer Weile stammelte der Sepp: „Heut noch geh' ich und frag' den Herrn Pfarrer.“

* * *

Als der Joseph Malferttheiner in der Dämmerung der Heimat wieder zuwanderte, wollten ihn die Füße

kaum tragen. Schwer war ihm der vornüberhängende Kopf, ein Stein lastete auf der Brust, an den Füßen glaubte der niedergeschmettete Lusner Bleiklumpen hängen zu haben.

„Ich bin und bleib' halt der Narr im Schiefer!“ stöhnte er während dieses bitteren Heimganges. Alle Einzelheiten der langen eindringlichen Rede, die der Geistliche an ihn gerichtet hatte, waren im Bauerngehirn nicht haften geblieben, wohl aber die Hauptsache, der Hinweis auf das turmhohe Hindernis, das seiner Verheiratung mit der Schwägerin im Wege stand. Die bange Ahnung hatte sich erfüllt — weit schlimmer, als er befürchtet hatte.

Nur an die vom Pfarrer erwähnte Möglichkeit, das Hindernis zu beseitigen, konnte sich der Sepp klammern. Je länger er aber darüber sinnierte, desto mehr verwandelte sich diese Möglichkeit in das Gegenteil infolge des vom Lusner eigensinnig festgehaltenen, in eine bestimmte Richtung gebannten Gedankenganges. Möglich wäre es ja, mit kirchlichem Dispens die Schwägerin zu ehelichen, dennoch aber unmöglich nach der Meinung Sepps, denn so ein Dispens kostet Geld.

„Sell tu' i nit!“ ächzte der Lusner.

Hoffnungsfreudig begrüßte die Bäuerin den Schwager.

Der aber redete kein Wort, ging auf seine Kammer, stopfte das Nötigste in den Rucksack und rüstete sich zum Verlassen des Hofes. Als er fertig war, setzte er sich, brütete vor sich hin und hing den auf ihn einströmenden Gedanken nach. Im Schädel sumimte es ihm, deutlich vermeinte er eine Stimme zu hören, die ihn einen wirklichen Narren schalt, der eigensinnig sein Lebensglück verschzerzen wolle. Aber auch die andere Stimme hörte

er, die ihm zurief, seine Heirat sei ein Unrecht, denn da sei Strafgeld darauf gesetzt.

Da trat plötzlich die Bäuerin über die Schwelle. Erschrocken sah sie seine Reisevorbereitungen. „Sepp, was ist's mit dir?“ rief sie zärtlich und bangend, ihre Augen kündeten Angst und Sorge.

„Aus'm Weg will ich dir! Fort will ich — fort muß ich!“

„Wer schafft dir denn das Fortgehen vom Heimatt? Warum willst du mich und 's Bubele verlassen?“

Sepp zuckte wie unter einem Peitschenhieb. Sein Blick irrte an die Decke. Bornig stieß er die Worte heraus: „Schwagerleut' dürfen nit heiraten, wenigstens nit ohne Dispens.“

Aufatmend rief Annamirl: „Also, dann sag, Sepp, wie ist's zu machen? Wer auf den Dispens verwiesen hat, der hat dir sicher auch g'sagt, wie die Sach' angepact werden muß, und was es kostet.“

„Kosten, ja! Zahlen! Wozu soll'n wir zahlen, wenn's doch verboten ist? Und ich kann ja gar nit zahl'n, weil ich 's Geld nit hab' dazu!“

„So willst du also truzig sein, weil dir 's Geld fehlt, weil du den Dispens nit zahl'n kannst?“

„Hast's erraten! Ruht dir aber alle G'scheitheit nichts! Ich will nit, ich mag nit, und wer's nit hat —“

„Weißt was, Sepp, jetzt bist wirklich ein Narr und ein Dickshädel dazu! Was mir g'hört und dem Bubele, sell g'hört doch wohl auch dir, und wenn du sell nit haben willst, so streck' ich dir halt bis nach der Hochzeit das Geld vor. Alles hast uns g'schenkt, nichts für dich selber behalten, und jetzt wurmt's dich noch, daß du nit wieder so nobel sein und die Dispenskosten selber zahlen kannst. Hab' ich recht oder nit?“

Sepp guckte die Schwägerin groß an. Und dann

kam die echte Schieferernatur zum Vorschein, als er trocken antwortete: „Bist ein g'scheites Weibsbild, wirst wohl nit alt werd'n!“

Annamirl lachte: „Schimpf dich aus, aft'n wird dir leichter! Und jekt pack den Schnerfer wieder aus und verzähl' richtig, was der Herr Pfarrer gesagt hat!“

Sepp berichtete nun, daß ein Gesuch um Dispens nach Rom gerichtet werden müsse. Auf die Bewilligung könne aber gerechnet werden, da es sich um ein aufzuziehendes Kind und um die Bewirtschaftung eines Anwesens ohne Herrn handle.

„Und wie hoch sind die Gebühren?“

„So an die fünfundvierzig Kronen wird die G'schicht' kosten, sagt der Herr Pfarrer.“

„Du bist halt doch der richtige Narr!“ rief die Annamirl.

Etliche Monate später wurde das Paar getraut. Der Sepp heißt immer noch der Narr im Schiefer. Jekt lacht er aber dazu, und die Annamirl lacht, und der Herr Pfarrer lacht, nur der Förster lacht nicht, denn der hat dem Sepp den schönen Lärchenstamm noch nicht vergessen.





Bei den kanadischen Indianern.

Von Alex. Cormans.

Mit 9 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Als die kanadische Regierung im Jahre 1867 die selbständige Verwaltung der zu einem einheitlichen Staatswesen verschmolzenen ehemaligen britischen Provinzen im Norden Amerikas übernahm, fand sie in Bezug auf die Behandlung der indianischen Urvölkerung feststehende, seit vielen Jahrzehnten bewährte Normen vor, von denen abzuweichen keine Veranlassung vorlag.

Engländer und Franzosen hatten bei der Gestaltung ihrer Beziehungen zu den Eingeborenen ihrer amerikanischen Besitzungen von Anfang an so ziemlich die gleiche Politik befolgt, mit dem einzigen Unterschiede vielleicht, daß die Franzosen auf die Bekehrung der Indianer zum Christentum ein erheblich größeres Gewicht legten, als es von britischer Seite geschah. In der Hauptsache aber war das Bestreben beider Kolonisationen lediglich auf eine Niederhaltung der kriegerischen Instinkte ihrer in dieser Hinsicht nicht sehr zuverlässigen rothhäutigen Untertanen gerichtet gewesen.

Die Mittel, deren sie sich zu diesem Zweck bedienten, waren natürlich dem Charakter und dem Kulturzustande der Rasse angemessen, mit der man in Frieden und Freundschaft zu leben wünschte. Nach dem Grundsatz: „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft“ suchte man die einzelnen Stämme durch möglichst reichliche

Zuwendung von Geld und Naturalien mit dem Verlust ihrer Unabhängigkeit auszuföhnen und ihnen die mit dem neuen Regiment eingezogenen Segnungen der Kultur durch ausgiebige Zufuhr von Rum und anderen heißgeliebten Spirituosen zum Bewußtsein zu bringen.



Jimmy Swain, ein alter indianischer Führer.

Vom Standpunkte der Humanität aus läßt sich gegen diese Art der Zivilisierung gewiß mancherlei einwenden; aber es ist sicher, daß sie durchaus nach dem Herzen der kanadischen Urbevölkerung war. Wenn in der jetzt lebenden Indianergeneration von der berühmten Wildheit und Grausamkeit ihrer Vorfahren, von deren Kriegslust und Haß gegen die Bleichgesichter überhaupt noch etwas vorhanden ist, so kann es sich höchstens um die letzten Funken eines unter der Asche verglimmenden Feuers handeln, und es würde schon eines gewaltigen Sturmwin-

des bedürfen, sie noch einmal zur lodernden Flamme anzufachen.

Was mit Gewaltmaßregeln ohne Zweifel nur nach furchtbaren und langwierigen Kämpfen zu erreichen gewesen wäre, haben die Dollarnoten und die Rumfässer in verhältnismäßig kurzer Zeit ohne alles Blut-

vergießen zuwege gebracht, zumal man nebenher klug genug war, auch dem Stolz und dem nach mancher Richtung hin sehr entwickelten Ehrgefühl der Indianer durch Zugeständnisse harmloser und unverbindlicher Art gebührend Rechnung zu tragen. Man dachte nicht daran, sie mit dem Rechte des Stärkeren einfach ihrer Jagdgründe zu berauben und sie — wie es in den Vereinigten Staaten geschah — in sogenannte Reservations zu verweisen, in denen es teilweise an allen natürlichen Voraussetzungen für die Fortsetzung ihrer gewohnten Lebensführung fehlte. Man behandelte sie vielmehr scheinbar wie eine gleichberechtigte Macht, mit der man

Verhandlungen führte und Verträge abschloß, bei denen Leistung und Gegen-

leistung nach den Grundsätzen strengster Gerechtigkeit bemessen schienen. Immer erhielt man sie in dem Glauben, daß sie sich ihrer Ländereien lediglich durch freiwilligen Verkauf entäußert hätten, und die Bedingungen dieser Verkaufsverträge mußten ihnen in einem um so vorteilhafteren Lichte erscheinen, als der einzige Nutzungswert, den das Land bisher für sie besessen hatte, die Ausübung der Jagdgerechtigkeit nämlich, durch die Abtretung wenig oder gar nicht



Ein Indianer vom Albanyflusse.

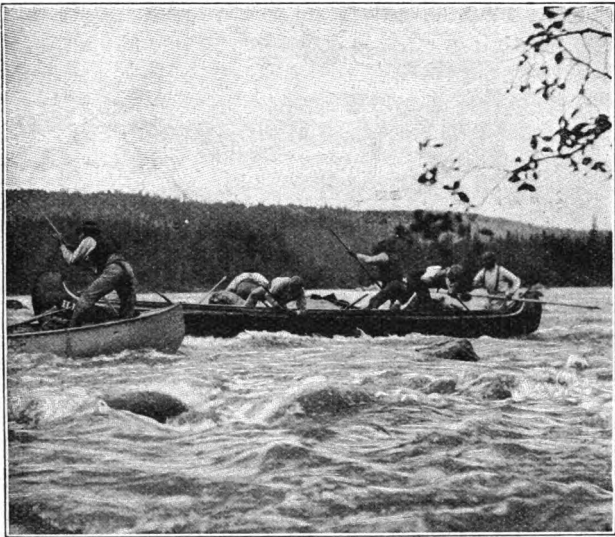
geschmälert wurde, und als man überdies jedem von ihnen ein beträchtliches Stück Land zu uneingeschränktem Eigentum beließ.

Diese Verträge, deren erster im Jahre 1784 durch den Gouverneur Haldimand mit einem indianischen Häuptling abgeschlossen wurde, und durch den der König von England wie der Häuptling und beider Nachkommen gebunden sein sollten, „solange die Sonne scheint und das Wasser rinnt“, können in Wahrheit als ein Meisterstück praktischer und zweckmäßiger Indianerpolitik bezeichnet werden. Sie haben die kanadischen Rothhäute dahin gebracht, sich bei der Hingabe ihres Besitzes als die Beschenktten anzusehen und den großen Britenkönig als einen Wohltäter zu verehren, der väterlich auf das Wohl seiner armen roten Kinder bedacht ist und ihnen in unerschöpflicher Großmut viel gibt, um wenig dafür zu empfangen. Natürlich läßt sich die Regierung durch solche Verträge immer nur jene Landstrecken abtreten, für deren Nutzbarmachung ihr jeweils die Mittel zur Verfügung stehen, und man berechnet die so gewonnene Bodenfläche zurzeit auf ungefähr 90,000 englische Quadratmeilen.

Der jüngste Vertrag kam im Jahre 1905 zum Abschluß, da die Vorarbeiten für den geplanten Bau einer Bahnlinie von Quebec nach Winnipeg die rechtmäßige Erwerbung ausgedehnter Landstrecken, die von den Indianern bis dahin noch als ihr freies Eigentum betrachtet wurden, zur unumgänglichen Notwendigkeit machten. Man entsandte drei Regierungskommissäre, um in mündliche Verhandlung mit den in Frage kommenden Häuptlingen einzutreten. Einer dieser Beauftragten, Duncan Campbell Scott, hat von den Eindrücken, die er bei dem Verkehr mit den Indianern gewonnen, eine recht interessante Schilderung ent-

worfen, der wir zur Charakteristik jener noch vielfach verkannten Rasse einige bemerkenswerte Züge entnehmen wollen.

Scott erzählt, wie er sich von Dinorwic, einer kleinen Station der kanadischen Pazifikbahn, 200 Meilen östlich von Winnipeg, mit seinen beiden Kollegen, einem



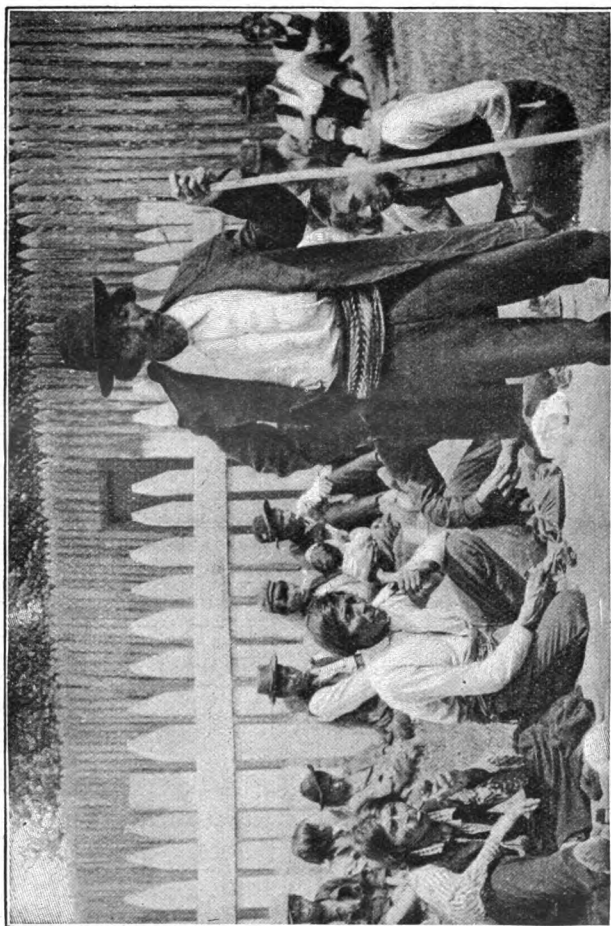
In den Stromschnellen des Abitibiufusses.

Arzt, einem Beamten der Hudsonbai-Kompanie, zwei Konstablern der kanadischen Polizei und einer größeren Begleitmannschaft von indianischen Führern und Trägern auf den Weg gemacht habe, um nach einer langen und beschwerlichen Reise den St. Josephssee, das erste große Sammelbecken des Albanyflusses, zu erreichen. Geben wir für die weitere Schilderung seiner Fahrt ihm selbst das Wort.

„Unsere Flottille bestand aus drei Booten, von denen das größte bei einer Länge von 32 Fuß, neben einer Besatzung von elf oder zwölf Mann auch noch unser Gepäd im Gewichte von beiläufig 2500 Pfund und die eiserne Geldkassette mit 30,000 Dollars in kleinen Noten aufnehmen mußte. Unsere indianische Begleitung mußte zeitweilig von zwölf auf siebzehn Köpfe vermehrt werden, und da ihre Vornamen durchweg der heiligen Schrift entnommen waren, waren wir zeitweilig von allen großen Propheten des Alten Testaments, von etlichen Aposteln und einer stattlichen Anzahl von Heiligen umgeben. Es waren viele prächtige Burschen darunter, so der alte David Sugarhead, der nur noch eine halbe Lunge hatte und dabei arbeitete, als ob er deren vier besäße, oder der elegante Thomas, das Eigerl unserer Gesellschaft, der niemals anders als in schwarzen wollenen Handschuhen ruderte, oder Daniel Wascowin, der treffliche Koch unserer Mannschaft und ein Muster würdevoll gedämpfter indianischer Fröhlichkeit. Die Perle von allen aber war Jimmy Swain, der alte Bootsmann vom Albanyfluß, der mit seinen 67 Jahren körperlich und geistig einen Fünfundzwanzigjährigen hätte beschämen können. In ihm schienen sich in der That alle sympathischen Eigenschaften der indianischen Rasse zu verkörpern. Er war treuherzig und uneigennützig, vorsichtig, aber furchtlos, voll von jener Freude am Leben, die sich in fröhlich vollbrachter Tätigkeit äußert, die sorglos den Augenblick genießt und doch gerne bei den Erinnerungen an die Vergangenheit verweilt. Man mußte das Leuchten seiner Augen sehen, wenn er seine alten Geschichten erzählte oder uns mit seinen noch immer gelenkigen Gliedern alte, halbvergessene Tänze vorführte.

Er hatte ohne Zweifel eine glanzvolle Jugend ge-

habt, der wackere alte Jimmy, und es war sicherlich nicht übertrieben, wenn er uns erzählte, mit welcher Leichtig-



Der blinde Häuptling Mishabay bei einer Ansprache an seine Stammesgenossen.

keit er Lasten von 600 Pfund (englisch) getragen oder auf Schneeschuhen in sechs Tagen die Post von der Moose-

faktorei nach Michipicoten — eine Entfernung von 500 englischen Meilen — gebracht habe, einzig mit einer wollenen Decke, einer kleinen Portion Hartkäse und einer Handvoll Tee ausgerüstet. Noch jetzt leistete er mehr als irgend ein anderer der Mannschaft. Und er war außerdem ein Künstler. Wie er es fertig brachte, mit seinen knotigen Fingern die Geige zu spielen, war uns allerdings ein immer neues Rätsel. Sein Instrument war nicht von der Art, wie man sie in unseren Konzertsälen zu sehen gewöhnt ist. Jimmy selbst zwar pflegte mit Stolz zu versichern, es sei eine wunderschöne Fiedel, die ihm vor vierzig Jahren ein Dr. Scovil geschenkt, und die nach seiner Schätzung mindestens zehn Dollars gekostet habe. Aber sie hatte ihr ursprüngliches Aussehen im Laufe der Zeit einigermaßen verändert, da Jimmy aus irgendwelchen Gründen die Politur abgetraht und durch eine reichliche Tränkung mit Rizinusöl ersetzt hatte. Auch befanden sich in jeder der vier Seiten einige Knoten. Dies alles aber tat der Freude des glücklichen Besitzers an seinem Instrument und seiner Kunstbegeisterung keinen Abbruch. Allabendlich entzückte er seine andächtigen Hörer durch Melodien, die vor vierzig bis fünfzig Jahren in Albany in der Mode gewesen sein mochten, und auch wir wurden nicht müde, ihm zuzuhören.

Einen hübschen Beweis von indianischer Dankbarkeit und Uneigennützigkeit erhielten wir, als es galt, den durch seine Stromschnellen berühmten Abitibi-Fluß zu überschreiten, und als unser Gepäck über eine sehr schwierige Landstrecke geschafft werden mußte. Der Häuptling Esau bot uns dazu aus freien Stücken seine und seiner Leute Hilfeleistung an. Obwohl diese in der That recht mühevoll Arbeit für sie eine Art von Haupt- und Staatsaktion bedeutete, zu der sie mit

Weibern, Kindern und Hunden vorrückten, und die mehrere Tage in Anspruch nahm, erklärte uns doch der Häuptling, der in einem früher abgeschlossenen Vertrage seine Ländereien abgetreten hatte, von vornherein: ‚Wir erwarten weder Geld noch Lebensmittel. Solange die Arbeit währt, werden wir uns selbst ernähren. Ihr habt uns viel gebracht, wir haben nur wenig zu geben; aber das wenige geben wir gern.‘

Die erste Station, auf der wir unsere diplomatischen Künste zu erproben hatten, war Osnaburgh am Albanyflusse. Es war ungefähr zwei Uhr Nachmittags, als wir bei der Niederlassung landeten, die aus einigen Gebäuden der Hudsonbai-Kompanie, einem kleinen Gotteshause



Der Häuptling Moonias.

der anglikanischen Mission und den armseligen Zelten des Indianerlagers besteht. Die Wärme des Empfanges blieb ein wenig hinter unseren Erwartungen zurück, denn obwohl wir wußten, daß die Kunde von dem Zweck unseres Erscheinens und von den Schätzen, die wir mit uns führten, uns weit vorausgeeilt war, sahen wir uns doch weder mit jubelnden Zurufen noch mit Freudenschüssen begrüßt, wie wir's uns ausgemalt hatten. In langer Reihe hatten sich

alle erwachsenen männlichen Angehörigen des Stammes längs des Ufers aufgestellt, ihr blinder Häuptling Missabay an der Spitze, und in tiefstem Schweigen, regungslos wie Holzbilder, sahen sie unserer umständ-



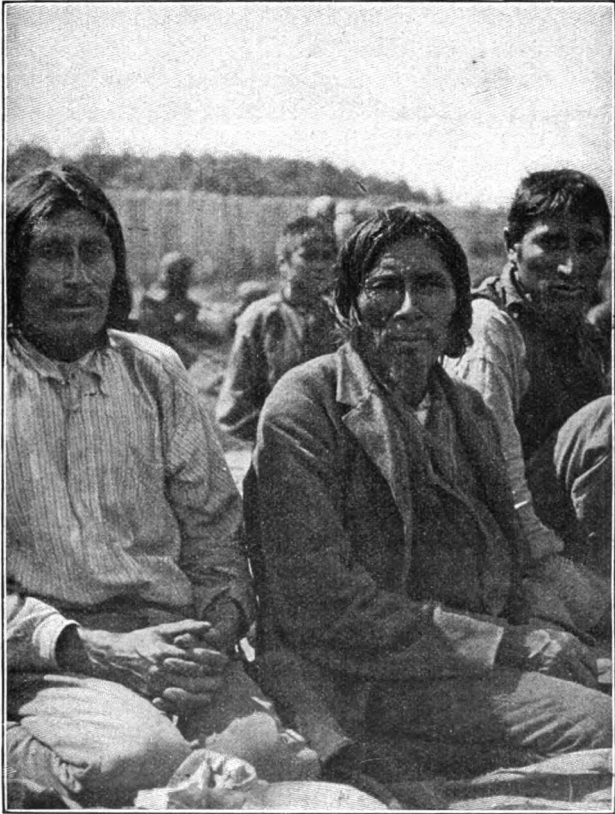
Indianerin aus Fort Hope mit ihren Kindern.

lichen Landung zu.

Sicherlich bildete die Ausschiffung unserer Ausrüstung eines der interessantesten Schauspiele, das jemals die Eintönigkeit ihres armfeligen Lebens unterbrochen hatte, und ohne allen Zweifel prägten sie unsere äußere Erscheinung, unsere

Hantierungen und das Bild jedes einzelnen, ihnen bisher unbekanntes Gegenstandes unauslöschlich ihrem Gedächtnis ein, um vielleicht noch nach vielen, vielen Jahren an ihren Feuern davon erzählen zu können. Aber keiner von ihnen stellte eine Frage, und keiner sprach auch nur ein einziges Wort.

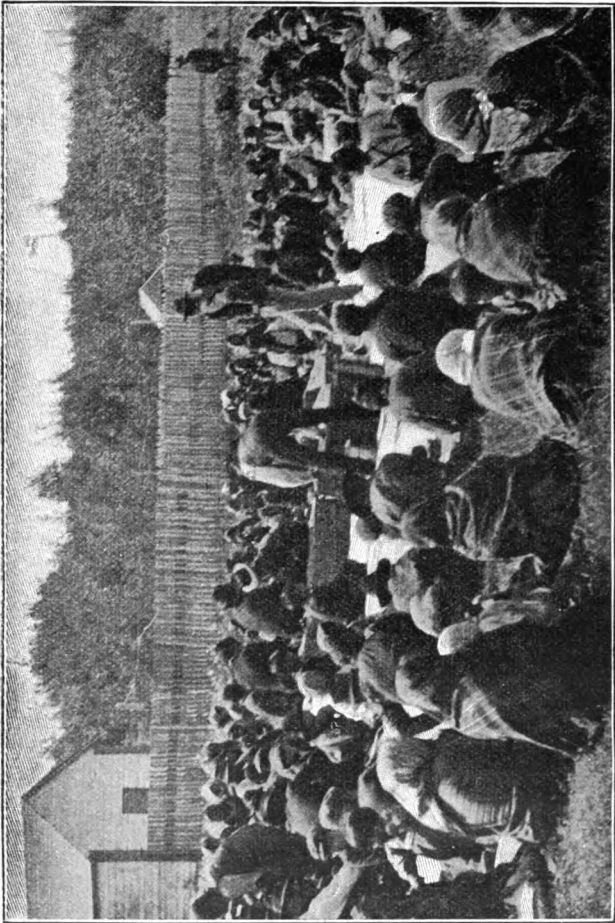
Es ist unmöglich, sich eine vollkommenere Verkörperung stoischer Ruhe vorzustellen, als sie in einem auf



Gruppe von Indianern aus Fort Hope.

irgendwelche große Ereignisse wartenden kanadischen Indianer zu Tage tritt, und man muß die tragische Geschichte wie die nach unseren Begriffen tief bemit-

leidenswerte Lebensführung dieser Rasse kennen, um eine Selbstbeherrschung zu verstehen, die in Wahrheit nichts anderes ist als die dumpfe Ergebung eines bis ins Innerste von dem Gefühl seiner Ohnmacht und Schwäche durchdrungenen Menschen. Durch die rauhe Natur ihres unfruchtbaren Landes von jeher zur äußersten Genügsamkeit erzogen, unbekannt mit den zahlreichen Hilfsmitteln einer höheren Kultur, aber unbekannt auch mit allen jenen Listen und Kniffen menschlicher Habgier, die sich ja naturgemäß nur da herausbilden können, wo überhaupt eine Möglichkeit der Bereicherung gegeben ist, wurden diese naiven Naturkinder seit dem Augenblick ihrer ersten Berührung mit der ihnen in den Ränken der Gewinnsucht so weit überlegenen weißen Rasse zu einem nur allzu bequemen und willfährigen Objekt rücksichtsloser Ausbeutung. Die Pelzhändler, die der indianischen Anspruchslosigkeit und einfältigen Ehrlichkeit zumeist den Erwerb großer Vermögen zu danken haben, wußten sie in kluger Wahrnehmung ihres Interesses allezeit in dieser Anspruchslosigkeit und Einfalt zu erhalten. Von jenem Wettbewerb, der anderswo den Bauern oder Jäger bald zu einer angemessenen Verwertung seiner Erzeugnisse gelangen läßt, ist hier keine Rede. Der Indianer erhält für seine unter tausend Mühseligkeiten und Gefahren erbeuteten Felle niemals mehr, als zur kümmerlichen Fristung seines Daseins unumgänglich nötig ist, und man berechnet ihm die Waren, die er als Gegenwert empfängt, überdies zu Preisen, die ihm das Gefühl erzeugen müssen, von den hochherzigen Bleichgesichtern schier überreich belohnt zu sein. Die fremden Eindringlinge sind auf solche Art für sein zu allerlei abergläubischen Vorstellungen geneigtes Gemüt zu einer Art von Vorzehung geworden, deren Ratschlüssen er sich in



Ein indianisches Festmahl in Fort Hope.

Demut und Geduld auch da unterwirft, wo er sie nicht versteht.

Wir empfangen von dieser Auffassung auf unserer Reise mehr als einen Beweis. Die erste Wirkung unserer

Vorschläge auf die Indianer war hier in Osnaburgh wie später in Fort Hope ein grenzenloses Erstaunen über die unergründliche Güte des Königs, des ‚großen Vaters‘, der seine Sendboten eine weite und beschwerliche Reise machen ließ, nur um seine armen roten Kinder mit Geschenken zu überhäufen.

‚Seitdem ich aufgehört habe, ein Kind zu sein,‘ sagte der Häuptling Moonias von Fort Hope, ‚habe ich alles bezahlen müssen, was man mir gab, jede Stecknadel und jedes Stück Tuch. Ihr aber bringt uns Geld, ohne dafür etwas von uns zu verlangen. Das ist doch kein ehrlicher Vertrag.‘

Es kostete große Mühe, ihn daran glauben zu machen, daß die Abtretung der Landstrecken, die seit undenklichen Zeiten die Jagdgründe seines Stammes gewesen waren, für den König auch dann einen Wert habe, wenn sie dort nach wie vor ihre Schlingen legten und ihre Fallen aufstellten. Erst als es gelungen war, ihn davon wenigstens halbwegs zu überzeugen, entschloß er sich zu der Unterzeichnung des Vertrages, in innerster Seele der unverbrüchlichen Heiligkeit jener Versprechungen gewiß, die da von beiden Beteiligten gemacht wurden.

Auch der blinde Missabay hatte sich eine vierundzwanzigstündige Bedenkzeit ausgebeten, ehe er sein Einverständnis erklärte, und wir sahen, wie die Männer bis tief in die Nacht hinein in ernster und lebhafter Beratung um das Feuer saßen. Aber es war einzig die Größe unserer Versprechungen, die sie bedenklich machte. Acht Dollars auf der Stelle für jeden Mann, jedes Weib und jedes Kind, und alljährlich vier weitere Dollars für jeden Kopf, ‚solange das Gras wächst und das Wasser rinnt‘. Außerdem für jede Familie von fünf Köpfen eine Quadratmeile Landes zu unbeschränk-

tem und unantastbarem Eigentum, und für den Häuptling eine wunderschöne Flagge. Das war in der Tat eine überwältigende Fülle von Gaben, und als Missabay, mit rührender kindlicher Liebe von seinem erwachsenen Sohne geführt, in Begleitung der angesehensten Männer des Stammes bei uns erschien, um sich zur Annahme



Eine Indianerfamilie auf der Reise.

des Vertrags bereit zu erklären, war er voll tiefer Dankbarkeit für den großen König, der so gute Männer geschickt hätte, um ihrer Schwachheit Stärke zu verleihen. ‚Alles, was wir haben,‘ sagte er, ‚kommt von dem weißen Manne, und so wollen wir eure Freunde sein, solange die Luft über dem Wasser ist, und solange die Kinder und Kindeskinde leben, die nach uns kommen werden.‘

Den selben in allerlei feierlichen Redewendungen immer wiederholten Inhalt hatte auch die Ansprache, die er, auf seinen langen Stab gestützt, in langsamem Auf-

und Niederschreiten später an seine versammelten Stammesangehörigen richtete, und der die ernstblickenden roten Männer in andächtigem Schweigen lauschten.

In Osnaburgh wie in Fort Hope besiegelte ein von den Regierungskommissären gegebenes Festmahl den feierlichen Akt des Vertragschlusses, und auch hierbei offenbarte sich die Eigenart des indianischen Charakters in einer für unser Empfinden beinahe rührenden Weise. Das aus den Vorräten der Hudsonbaitompanie bestrittene Mahl bestand aus Hafertuchen mit Rosinen, aus fettem, gekochtem Schweinefleisch und Tee. Die Herstellung der Gerichte aber wurde den Indianern selbst überlassen, die damit einen wegen seiner Kochkünste berühmten Stammesgenossen betrauten. Im Kreise um die Kochstelle lagerten sich, ernst und schweigsam wie immer, die Männer, während sich hinter ihnen Weiber und Kinder auf dem Rasen gruppierten. Nicht ein Wort wurde während der Zubereitung der üppigen Mahlzeit vernehmlich, und stumm nahm jeder nach langem Warten die für ihn bestimmte Portion in Empfang. Aber keinem fiel es ein, auch nur einen Bissen davon zu genießen, ehe nicht auch der letzte Teilnehmer mit dem ihm zukommenden Anteil versehen war. Auch dann folgte erst noch eine lange Ansprache des Häuptlings, und als das Oberhaupt des Stammes endlich das Zeichen zum Beginn des Mahles gab, waren Hafertuchen, Fleisch und Tee in den Händen der geduldig Wartenden und sicherlich sehr hungerrigen Festgäste längst erkaltet.“

Ein kleiner, aber äußerst charakteristischer Zug, der dem Verfasser des Berichts mit Recht bezeichnend schien für das Wesen einer beklagenswerten, mit Sicherheit einem langsamen Untergange geweihten Rasse.





Wohltun?

Nach Tatsachen mitgeteilt von Wilhelm Hille.

□ □

(Nachdruck verboten.)

Wir, das heißt mein Freund, der Landschaftsmaler Lillienfeld, und meine Wenigkeit, saßen auf der Terrasse des Hotels Siebenmann in Locarno-Orselina; wir tranken unseren Astiwein und rauchten unsere echten Sumatra. Selbstverständlich waren wir beide hingerissen von der Schönheit des Lago Maggiore, der sich an diesem Abend bemühte, alle seine Reize vor uns zu entfalten. Die Sonne war schon hinter der Bergwand, an der die Häuser von Orselina in vier oder fünf Staffeln emporklettern, verschwunden, aber die gegenüberliegenden Höhenzüge tauchten noch ein in das rötliche Strahlenmeer und warfen einen sanften Rosaschein auf die regungslosen Fluten des Sees. Mein Freund war entzückt und hielt mir einen längeren Vortrag über Farbenreflexe und Perspektive, den ich aufmerksam anhörte, ohne viel davon zu verstehen. In Wirklichkeit interessierte ich mich in diesem Augenblicke mehr für ein niedliches Mädchen, das von Gruppe zu Gruppe ging und Blumen feilbot. Sie sagte kein Wort dabei, verstand aber ihren kohlschwarzen runden Augen einen so reizenden Ausdruck von Begehrlichkeit und Schüchternheit zu geben, daß ich in die Tasche griff und nach einer Münze suchte. Als sie an unseren Tisch kam, warf ich ihr das Geldstück auf die Blumen.

„Mille grazie, signore,“ flüsterte sie und sah nun zu meinem Freunde auf.

Sein Angesicht verfinsterte sich. „Scher dich zum Henker!“ sagte er kurz; und dann, als sich die Kleine immer noch nicht entfernte, wiederholte er die freundliche Aufforderung: „Va al diavolo, maladetta! Va al diavolo!“

Das Mädchen ging, indem es trotzig den Kopf zurückwarf.

„Du bist wohl heute nicht in der Sebelaute?“ sagte ich und schob in Gedanken den Ärger, der sich deutlich auf den sonst so wohlwollenden Zügen meines Freundes abspiegelte, darauf, daß die kleine Episode ihn in seinem lehrhaften Vortrage gestört hatte.

„Das bin ich überhaupt grundsätzlich nicht,“ erwiderte er. „Wenn irgend etwas mir den Aufenthalt in Italien und an den oberitalienischen Seen verleiden kann, so ist es diese verwünschte Bettelei, die einen auf Schritt und Tritt verfolgt und zu keinem ruhigen Lebensgenuß kommen läßt. Daß die Behörden das dulden, begreife ich nicht. Bei uns gibt es doch Schutz dagegen. Ich habe mir voriges Jahr auf meinem Gute bei Leipzig einen bissigen Rötter zugelegt, der keine andere Aufgabe hat, als jedem Strolch, der sich bei mir blicken läßt, an die Beine zu fahren. Seitdem habe ich Ruhe.“

„Aber,“ wandte ich ein, „die Bessergestellten haben doch auch gewisse Pflichten gegen ihre vom Glück weniger begünstigten Mitbrüder. Almosen zu geben, wenigstens in gewissen Grenzen, halte ich einfach für eine Pflicht der Reichen. Außerdem sagt das Sprichwort: „Wohltun trägt Zinsen.““

„Zinsen? Ja, Zinsen — Zinsen von dieser Art hier!“

Mit diesen Worten nahm er ein seidenes Halstuch ab, ohne das ich ihn noch nie gesehen hatte, und wies

mit dem Finger auf eine fast um den halben Hals hinlaufende rote Narbe. „Ich könnte dir noch zwei oder drei solcher Zinserträgnisse vorführen, wenn wir da drüben wären“ — er wies nach dem Gestade von Ranzo hin, wo man einige badende Knaben sehen konnte — „Zinserträgnisse, die ich nicht mit der Couponschere, sondern mit einem tüchtigen Rückenmesser eingeheimst habe.“

Ich machte ein erstauntes Gesicht.

„Ja, ja, mein Junge,“ lachte er und stieß eine dicke Dampfwolke von sich, „du kennst die Bestie im Menschen noch nicht. Um deine Einsicht in diesem Punkte etwas zu erweitern; und damit du deine Groschen ein anderes Mal in der Tasche behältst, will ich dir die Geschichte erzählen.“

* * *

„Hast du meinen Herbstabend in der Lüneburger Heide einmal gesehen? Nun, ich werde dir das Ding zu Hause zeigen, ich habe noch eine Kopie davon. Es war mein erster größerer Erfolg. Ich erhielt einen Preis in der Berliner Kunstausstellung dafür, und ein paar Tage später war es für dreitausend Mark an einen Liebhaber verkauft.“

Ich hatte mir das nicht träumen lassen. Noch niemals bis dahin hatte ich mehr für ein Gemälde erzielt als einige Hundert, wenn ich auch monatelang daran gearbeitet hatte. Und dies elende kleine Ding, das mich kaum vierzehn Tage beschäftigt hatte, brachte dreitausend! Ich war sprachlos, ich war überwältigt.

Als mir der Briefträger das Geld einhändigte, als ich die dreißig blauen Lappen vor mir liegen sah, wurde es mir ganz unheimlich zumute vor so viel Glück. Ich kam mir vor wie Polykrates von Samos, und ich

begann mich zu fürchten vor dem Neide der Götter. So viel war sicher, ich mußte den Zorn der Himmlischen beschwichtigen durch irgend eine gute Tat. Aber wie? Einen kostbaren Ring ins Meer werfen? Ich hätte mir erst einen anschaffen müssen, und dann hätte ich ans Meer reisen müssen. Beides war mir zu umständlich.

Da fielen mir so einige Sprüche ein, die mich unsere Gouvernante gelehrt hatte — Gott verzeihe ihr, wie ich ihr verzeihen habe. ‚Wohltun und mitzuteilen vergesse nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl.‘ Und ‚Wohltun trägt Zinsen‘, oder ‚Wer den Armen gibt, gibt Gott‘, und dergleichen. Mein Entschluß war gefaßt. Ich wollte einen von den blauen Lappen dazu benützen, Gutes zu tun, Elend zu lindern, Tränen zu trocknen.

Ich brachte die Scheine zu meinem Bankier, nur drei behielt ich zu Hause.

Den ganzen Tag über wimmelte es von Besuchern, die kamen, um mir zu gratulieren. Am Abend feierten wir in unserer Stammkneipe das frohe Ereignis mit Sekt, natürlich auf meine Kosten. Um Mitternacht kam ich nach Hause.

Ich legte mich zur Ruhe. Trotzdem ich die nötige Bettchwere besaß, wälzte ich mich schlaflos hin und her. Die Eindrücke des glorreichen Tages wogten in meinem Gehirn auf und nieder, und dann begann ich darüber zu grübeln, wem ich die dazu bestimmten hundert Mark zuwenden wolle. Die Sache schien mir jetzt gar nicht so einfach. Das Geld einem meiner minderbemittelten Freunde anzubieten, ging nicht. Er hätte es ausge schlagen, sich wohl gar beleidigt gefühlt. Einem jungen aufstrebenden Talente damit unter die Arme greifen? Ich hatte mich schon öfter in der Rolle des Gönners versucht und immer schlechte Erfahrungen damit ge-

macht. Es meiner Ausgeherin schenken? Das junge Mädchen war etwas kokett veranlagt; sie hätte sich ohne Zweifel eingebildet, daß ich bis über die Ohren in sie verliebt sei. Kurz — überall Schwierigkeiten.

Als ich am anderen Morgen meinen Kaffee trank, mit dumpfem Kopfe und trockener Zunge, die Folgen des reichlichen Alkoholgenusses, ärgerte ich mich ordentlich über den so schwer anbringlichen Schein. Ich kam auf den Gedanken, ihn einfach aus dem Fenster zu werfen und es der Glücksgöttin zu überlassen, darüber zu verfügen. Wirklich öffnete ich das Fenster, das auf die Straße hinausging. Da fiel mir ein, daß mich der Spaß unter Umständen teuer zu stehen kommen konnte. Wenn ich nicht den Dufel hatte, daß gerade ein Strolch des Weges kam, der die für meinen Zweck nötige Unehrllichkeit besaß, so wanderte die Note zur Polizei. Man forschte nach, man erließ Bekanntmachungen. Entdeckte man meine Spur, so forschte man nach dem Motiv. Auf Verständnis für die alte Polykratesidee war bei diesen nüchternen sächsischen Polizeibehörden nicht zu rechnen. Ich sah mich bereits entmündigt, unter Kuratel gestellt, womöglich im Irrenhause.“

„Aber erlaube mal,“ unterbrach ich hier Liliensfeld, „konntest du denn die Note, wenn du sie durchaus los sein wolltest, nicht dem ersten besten Bettler schenken? Mir scheint, das wäre doch sehr einfach gewesen.“

„War es auch — du wirst schon sehen. Also auch ich landete schließlich bei dieser naheliegenden Idee. Es kamen häufig genug Bettler zu mir, und ich Esel hielt es immer für meine Pflicht, sie nicht unverrichteter Dinge abziehen zu lassen, wodurch ich sie natürlich immer mehr an mich gewöhnte. Dicht neben meiner Stubentür war eine Büchse angebracht mit der In-

schrift: ‚Wohltun trägt Zinsen.‘ Meine Ausgeberin hatte Befehl, alle kleine Münze, die sie von ihren Einkäufen wieder zurückbrachte, da hineinzuworfen, und trotzdem sie ihrer Anweisung mit größter Gewissenhaftigkeit nachkam, war die Büchse alle Augenblicke leer.

Ich faßte also den festen, unwiderrüflichen Entschluß, dem ersten Bettler, der bei mir anklingeln würde, die hundert Mark zu geben. Mochte Fortuna sich ihren Günstling selber aussuchen!

Ich setzte mich in den Schaukelstuhl, zündete meine Pfeife an und harrte mit einer Neugierde, die nicht frei von Anruhe war, der Dinge, die da kommen sollten.

Endlich klingelte es.

Auf meinen Ruf schob sich ein bärtiges Säufergesicht in die Türspalte.

Ich erschrak. Niemals in meinem Leben hatte ich so viel Verworfenheit in so deutlichen Zügen auf einem menschlichen Antlitz gelesen. Leidenschaften und Ausschweifungen aller Art predigten diese roten, aufgedunsenen Züge; die funkelnden Augen hatten den unstillen Ausdruck des Verbrechers; die tiefen, bläulichen Schatten darunter bezeugten das von der moralischen Verkommenheit unzertrennliche physische Elend. Dem Aussehen nach mochte er etwa vierzig Jahre zählen, aber es war sehr wohl möglich, daß ihn das Laster älter machte, als er in Wirklichkeit war.

Das war also der von der Fortuna ausgewählte Glückspilz! Innerlich die Blindheit der Göttin erwünschend, stand ich auf. Ich hatte das Gefühl, daß ich den Kerl nicht die Schwelle meiner Tür überschreiten lassen dürfte.

‚Ein armer Reisender!‘ sagte der Strolch mit der Demut eines geprügelten Hundes, der gern beißen möchte.

Ich war ungeschlüssig. Diesem Kerl die Note geben? Besser war es, ich zerriß sie und warf die Fetzen ins Feuer. Aber ich hatte es mir gelobt! Du weißt, ich habe es immer als einen Ehrenpunkt betrachtet, das, was ich einmal bei mir festgesetzt habe, unweigerlich auszuführen. Charakter muß der Mensch haben, sonst hat das ganze Leben keinen Zweck.

„Kommen Sie her,“ sagte ich zu dem Manne, indem ich mit Mühe meinen Widerwillen bezwang. „Ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

Der Strolch warf mir einen mißtrauischen Blick zu, während er meiner Einladung folgte. Er stand so abscheulich nach Schnaps, daß ich das Bedürfnis fühlte, die Sache abzukürzen.

„Hören Sie, mein Lieber,“ begann ich, „Sie müssen dies Bettelleben aufgeben. Sie sind nicht mehr jung, Sie sollten nun endlich anfangen, ein ordentlicher Mensch, ein nützlichcs Mitglied der Gesellschaft zu werden.“

Der Strolch riß die Augen auf. Er wartete offenbar darauf, wohin ich abzielte.

Ich begann mir in meiner Rolle zu gefallen. „Sie können doch unmöglich so weiter dahinvegetieren. Sie trinken —“

„Niemals, jnädiger Herr, nie 'nen Tropfen!“ erklärte er in Berliner Dialekt und gab dabei einen so entsetzlichen Fuselbust von sich, daß ich beinahe in Ohnmacht gefallen wäre.

„Ich will Ihnen einmal etwas sagen. Wenn Sie mir versprechen, ein neues Leben zu beginnen, so werde ich Ihnen mit etwas Geld unter die Arme greifen. Ich habe gestern Glück gehabt, mehrere tausend Mark gewonnen, und da nahm ich mir vor, an dem ersten, der heute hilfesuchend bei mir anklopfen würde, ein

gutes Werk zu tun. Hier ist ein Hundertmarkfchein. Sie können sich damit Handwerkszeug kaufen und auf Ihre alten Tage ein ehrlicher, anständiger Mensch werden. Wollen Sie das? Versprechen Sie mir das?’

Der Strolch antwortete nicht sogleich auf meine Frage, sondern bewahrte ein diplomatisches Schweigen. Er war der Situation gewachsener als ich. Er drehte den Schein hin und her. ‚Ob der woll echt is?’ meinte er dann lauernd und sah mich von der Seite an mit einem Blicke, der mein Blut zu Eis gerinnen machte. Ich hatte es in seinen Augen gesehen, daß die Bestie in ihm zu erwachen begann.

‚Sie wollen ihn nicht?’ Ich hatte erwartet, daß er mir mindestens zu Füßen fallen würde, daß er meine Hände küssen würde, daß er meine Ohren mit glühenden Dankesbeteuerungen anfüllen würde. Nichts von alledem! Ja, die Romanschreiber, die uns mit Vorliebe solche Szenen schildern, kennen die Wirklichkeit nicht. Mein Strolch betrachtete noch immer aufmerksam die kostbare Note; war er innerlich erregt, so verstand er jedenfalls meisterhaft, sich zu beherrschen. Und dann sah er auf und musterte auch das Zimmer, wobei er es indessen vermied, mich anzusehen.

‚Sie wollen ihn also nicht?’ wiederholte ich. ‚Na, dann geben Sie wieder her! Ich hatte es jedenfalls gut gemeint.’

‚Wer sagt denn, dat id ihn nich will?’ sagte er lachend und schob das Papier in die Tasche. ‚Dat er echt is, gloobe id ja nich, aber id kann ihn ooch so jebrauchen. Es gibt immer noch Dumme jenug, die man hereinlegen kann.’

Ich fühlte, wie mir die Zornader schwoll. Er hielt mich für einen Fälscher, für einen Verbreiter nachgemachter Banknoten. Das war der Lohn für meine

Gutmütigkeit. Ich beschloß, es mit List zu versuchen, ihm die Note wieder aus den Händen zu locken. „Sie haben recht, lieber Freund,“ sagte ich lachend und klopfte ihm auf die Schulter. „Es ist allerdings nur eine Blüte. Ich wollte Sie einmal auf die Probe stellen. Einen echten Hundertmarkschein verschenkt man nicht. So dumm ist keiner. Geben Sie das Ding nur wieder her, und nehmen Sie als Entgelt dafür ein wirkliches, echtes Zehnmarkstück. Warten Sie, ich werde eines holen.“ Ich ging auf meinen Schreibtisch zu, schloß ihn auf, öffnete meine Kassette und nahm das Goldstück heraus.

Er verfolgte alle meine Bewegungen mit der größten Aufmerksamkeit.

„Hier,“ sagte ich und bot ihm das Goldstück, „geben Sie mir dafür die Blüte wieder.“

„Ne, Männken,“ lachte mein Strolch, „so haben wir nich jewettet. Da Sie mich dat Goldstück dafor anbieten, so wird es woll keene Blüte sind. Ich will mal mit dem Fegen hin zu dem lahmen Willem, dat ist ein Freund von mich, der sich noch besser uff die Noten versteht als die Bankiers. Wenn mich der sagt, dat es 'ne Blüte is, dann bringe ich se Ihnen wieder, und Sie jeben mich dafor det Goldstück; und wenn Sie mich dann det Goldstück nich jeben, so zeige ich Ihnen wegen Verausjabung falscher Noten an.“

„Hinaus!“ brüllte ich, meiner Sinne nicht mehr mächtig.

Der Mann trollte sich.

Ich warf mich in den Schaukelstuhl zurück in dem erhebenden Bewußtsein, eine gräßliche Dummheit begangen zu haben.

Eine Viertelstunde später klingelte es noch einmal.

Es war ein altes Mütterchen, die sich schon öfter ein Almosen bei mir geholt hatte. Blaugefroren von

dem weiten Wege, vor Frost zitternd, hatte sie kaum die Kraft, ihre Bitte um ein kleines Almosen auszusprechen. Ich schlug mich mit der Hand vor die Stirn. Wo hatte ich nur meine Gedanken gehabt! Diese Alte, die niemanden auf der Welt hatte, der für sie sorgte, wäre die richtige Empfängerin für meinen Schein gewesen, sie hätte mich gesegnet und mich jeden Abend in ihr Gebet eingeschlossen.

Ich gab ihr das Goldstück, das der Strolch zurückgewiesen hatte. Sie starb fast zu meinen Füßen vor Freude und Nührung.

Ich ging zur gewöhnlichen Zeit zu Bett, froh darüber, das in der gestrigen Nacht Versäumte nachholen zu können.

Als ich einige Stunden geschlafen hatte, weckte mich ein eigentümliches Geräusch. Es fingerte jemand an meiner Stubentür herum.

Mein Schlafzimmer befand sich hinter der Stube, nur durch einen Vorhang von ihr getrennt. Der Vorhang war des Nachts über zurückgeschlagen, um die Wärme des Zimmers in den Schlafräum gelangen zu lassen. Ich setzte mich im Bette auf und horchte. Es gab ein kleines Knacken, wie wenn jemand mit einem Haken oder Dietrich den Kiegel zurückschiebt. Dann tat sich die Tür auf.

Es war mein Freund von gestern morgen. Er hatte große, starre Augen, seine Lippen und Wangen waren verzerrt. In der linken Hand hatte er eine Blendlaterne, in der rechten verschiedene Gerätschaften. Zwischen den Zähnen hatte er ein großes starkes Küchenmesser. Über seine Absichten konnte kein Zweifel bestehen. Sein Freund hatte ihn offenbar über die Echtheit der Note aufgeklärt, und nun kam er, um sich das übrige zu holen.

Als mich der Kerl aufrecht im Bette sitzen sah — ich war vor Schreck keiner Bewegung fähig — blies er hastig die Blendlaterne aus und stürzte sich auf mich. Ich streckte ihm die Hände entgegen und fiel dabei hintenüber. Eine wüste Balgerei entspann sich. Ich suchte seine Hände zu packen, um ihm das Messer zu entwenden, und er suchte eine Gelegenheit, mir einen wirklichen Stich beizubringen. Bald hier, bald da fühlte ich die scharfe Klinge. Er war stärker als ich und bewaffnet, der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein. Zum Glück war er stark angetrunken, ich merkte das an der unsicheren, planlosen Art seiner Stöße.

Ich schrie um Hilfe, so laut ich konnte. In dem Maße, wie sich mein Leib nach und nach mit Wunden bedeckte, wie ich den warmen Lebenssaft über mich hinrieseln fühlte, wurde ich schwächer und schwächer. Eben fühlte ich den Stahl an meinem Halse, als wenn er mich köpfen wollte, da pochte jemand ans Fenster.

„Zu Hilfe — zu Hilfe!“ schrie ich mit ersterbender Stimme. Dann verlor ich das Bewußtsein.

Als ich wieder erwachte, standen mehrere Menschen um mein Lager herum. Eine Frau, die ich als Mieterin aus dem ersten Stock erkannte, wusch meine Wunden. Der Doktor Neumann von nebenan beugte sich über mich.

„Sie sind ja abscheulich zugerichtet, Verehrtester,“ sagte er freundlich lächelnd. „Aber wir wollen Sie schon wieder zurechtbringen. Es sind keine edlen Organe verletzt.“

Ich sah mich um. Zwei Polizisten standen am Fußende meines Bettes und sprachen leise miteinander. An einem kleinen Toilettentischchen in der Ecke saß ein dicker Wachtmeister und nahm mit majestätischer Miene das Protokoll auf. Als ich mit einiger Mühe den Kopf seitwärts drehte, gewahrte ich bei der Stubentür meinen

Strolch zwischen zwei anderen Polizisten. Er hatte ganz blutige Hände und hielt den Kopf gesenkt.

„Glender,“ rief ich ihm zu, „also das war der Lohn dafür, daß ich dir das Geld geschenkt habe?“

„Sie haben ihm Geld geschenkt?“ sagte der Wachtmeister aufhorchend.

„Ja — hundert Mark, und zum Dank dafür kommt er, um mich umzubringen.“

Die beiden Polizisten am Fußende des Bettes wechselten einen Blick miteinander, der Arzt griff nach meinem Pulse.

„Das ist eine wichtige Aussage,“ erklärte der Wachtmeister. „Wenn das wahr ist, bekommt er mildernde Umstände.“

„Mildernde Umstände?“ schrie ich und sank, von meiner Empörung mehr als von meinen Schmerzen überwältigt, auf das Kissen zurück.

Einige Wochen später war die Verhandlung. Ich war so weit wiederhergestellt, daß ich als Zeuge auftreten konnte. Sein Verteidiger hatte wirklich die Stirn, die Tatsache, daß ich dem Angeklagten hundert Mark geschenkt hatte, dazu zu benutzen, auf mildernde Umstände zu plädieren. Er meinte, einem Menschen wie seinem Klienten eine solche Summe in die Hände zu geben, sei geradezu eine Aufforderung zum Verbrechen, und wenn er auch das Motiv, aus dem heraus ich gehandelt, nicht beanstanden wolle, so müsse er doch erklären, daß mich eigentlich nur die gerechte Strafe für meine Unklugheit getroffen habe.

Der Gerichtshof war wenigstens so vernünftig, sich diese Anschauung nicht anzueignen. Der Kerl bekam sechs Jahre Zuchthaus, immerhin in Anbetracht seiner zahlreichen Vorstrafen eine verhältnismäßig milde Strafe.“

Lilienfeld schwieg und trank das vor ihm stehende Weinglas auf einen Zug aus.

„Da bist du ja böse hereingefallen, armer Junge,“ sagte ich, indem ich mich nach Kräften bemühte, ernsthaft zu bleiben. „Und daß du auf solche Erfahrungen hin ein wenig Menschenfeind geworden bist, muß man dir schon verzeihen. Aber weshalb einen einzelnen Fall verallgemeinern? Es gibt glücklicherweise immer noch Menschen, denen wohlzutun sich der Mühe lohnt. Ich würde es für unrecht halten, um eines Schuftes willen, wie es hoffentlich nicht allzuvielen auf Erden gibt, armen Leidenden, die unverschuldet in Not geraten sind, jede Hilfe zu entziehen.“

Er zuckte die Achsel. „Kellner — zahlen!“ rief er.

Wir stiegen den Berg hinab. Als ich mich an der Piazza Antonio von ihm verabschieden wollte, brach er plötzlich in sein leises Lachen aus und sagte: „Willst du das Nachspiel auch noch hören?“

„Ah, deine Geschichte ist noch nicht zu Ende?“

„Es fehlt noch ein kleiner Zug, der dies Gemälde menschlicher Verworfenheit vervollständigt. Weißt du, was sein erster Weg war, als sich die Tore der Strafanstalt vor ihm wieder geöffnet hatten? — Zu mir! Ich fiel fast auf den Rücken vor Schrecken, als ich ihn eines schönen Tages vor meiner Tür stehen sah. Mit demütiger Miene und zitternder Stimme bat er mich, ich möchte ihm noch einmal hundert Mark schenken. Er wisse, daß er schlecht an mir gehandelt habe, aber diesmal wolle er wirklich ein ehrlicher Mensch werden. Und wenn nicht hundert, so wenigstens zehn, und wenn nicht zehn, so wenigstens eine einzige Mark.“

Als ich mich erholt hatte, schrie ich ihm zu, er solle sofort machen, daß er weiterkäme. Er kümmerte sich nicht darum. Er blieb vor der Tür stehen, und als

ihm das Stehen zu sauer wurde, setzte er sich auf die Treppe. Ich sah mich belagert. Eine finstere Ahnung bemächtigte sich meiner, daß mein Leben von nun an unzertrennlich mit dem dieses Strolches verbunden sein würde. Ob es nicht das beste wäre, anstatt sich gegen das Schicksal zu sträuben, gleich mit ihm Brüderschaft zu schließen?

Nein, lieber sterben!

Ich wartete eine Stunde, zwei, drei, ob er weggehen würde. Er dachte nicht daran. Im Zuchthause wird man geduldig, überdies befand er sich sehr wohl auf seiner Treppe. Er verzehrte sein Abendbrot, bestehend aus einer dicken Stulle mit Schinken; ab und zu nahm er einen Schluck aus der Schnapsflasche. Dann zog er ein Exemplar der Leipziger Neuesten Nachrichten aus der Tasche und begann zu lesen. O, er hatte an alles gedacht! Er eröffnete die Belagerung nach allen Regeln der Kunst.

Ich rief endlich vom Fenster aus einen Polizisten und ließ ihn mit Gewalt wegbringen.

Drei Tage wiederholte sich dies. Er kam gleich nach dem Mittagessen, richtete sich auf der Treppe häuslich ein und ging nicht eher, als bis ihn ein Polizist dazu aufforderte. Was ich ausgestanden habe in diesen Tagen, kannst du dir nicht denken. Des Nachts konnte ich kein Auge zutun. Ein geladener Revolver lag neben meinem Bette. Zu meinen Füßen kauerte ein wachsender Wolfshund, der bei dem geringsten Geräusch in Wut geriet. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln empfand ich es jeden Morgen als ein Wunder, wenn ich erwachte und mich noch lebendig fand.

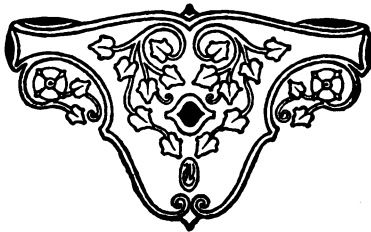
Am vierten Tage blieb er aus, und ich habe seitdem nichts wieder von ihm zu sehen bekommen. Ob er die Belagerung satt bekommen hatte, ob er zu der

Einsicht gelangt war, daß doch nichts bei mir zu holen sei? Das wahrscheinlichste ist wohl, daß sich die gastlichen Mauern des Gefängnisses ihm wieder aufgetan haben. Man sollte solche Leute überhaupt hinter Schloß und Riegel halten, anstatt sie immer wieder auf die unglückliche Menschheit loszulassen. Der Himmel gebe, daß sie ihn diesmal behalten, denn davon bin ich überzeugt: kommt er wieder los, so wird sein erster Weg zu mir sein, seinem Wohltäter!“

Wir lachten zusammen über die groteske Schamlosigkeit des Halunken. Dann verabschiedeten wir uns — ich, um nach Rom zu fahren, er, um auf sein Gut bei Leipzig zurückzukehren.

* * *

Einige Jahre später kam mir in einem Pariser Café ein Exemplar der Kölnischen Zeitung in die Hände. Ich flog die Depeschen durch. Da sah ich eine Notiz aus Leipzig, die berichtete, daß der bekannte Landschaftsmaler Julius Liliensfeld in seinem Atelier erschlagen aufgefunden worden sei. Die Umstände lassen auf einen Raubmord schließen, hieß es am Schlusse der Notiz.





Moderne Fortschritte im Ausstopfen.

Von A. Fratschner.

Mit 8 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Die Kunst, Tiere zu Ausstellungszwecken „auszstopfen“, von den Naturwissenschaftlern Dermatoplastik oder auch Taxidermie genannt, ist keineswegs neu, und in alten Jagdschlössern und Forsthäusern, sowie in Wirtshäusern an den Straßen großer Jagdreviere kann man oft schon recht alten ausgestopften Bären, Hirschen, Rehen, Ebern u. s. w., sowie Raub- und Wasservögeln aller Art begegnen, die einen leidlich lebendigen, naturwahren Eindruck machen. Aber gerade da, wo für wissenschaftliche Zwecke ganze Museen von ausgestopften Tieren angelegt wurden, wie das in vielen deutschen Hauptstädten während des vorigen Jahrhunderts nach und nach der Fall war, zeigte sich der handwerksmäßige Betrieb der Herrichtung der toten Tiere für den Ausstellungszweck vielfach recht ungenügend.

Erst seitdem diese Sammlungen unter die Leitung von dafür geeigneten Zoologen gestellt worden sind, steht das Ausstopfen der Tiere für die von Staat oder Gemeinde geförderten Volksbildungszwecke ganz auf der Höhe der Wissenschaft. Schon vor Jahren kam man darauf, die Tierleiber aufs sorgfältigste aus Holz zu modellieren und alsdann mit dem natürlichen Fell

zu bekleiden, doch ist man von dieser etwas schwerfälligen Methode zu Gunsten eines verfeinerten plastischen Nachbildungsprozesses wieder abgetommen.

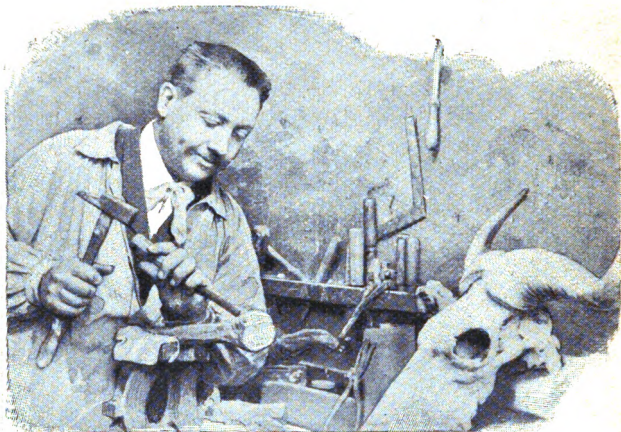


Das Gerben der Büffelhaut.

Wie im Dienste unserer Naturalienkabinette heutzutage in einer wirklich modern eingerichteten dermatoplastischen Werkstätte gearbeitet wird, können wir unseren Lesern heute an der Hand einer Reihe von Abbildungen

erläutern, welche die einzelnen Stadien des Verfahrens an einem Beispiele recht augenfällig machen. Es handelt sich um einen voll ausgewachsenen Raffernbüffel, der kurz vorher in einer Menagerie verendet war. In den Steppen Ostafrikas erreicht der gewaltige Stier bisweilen ein Gewicht von 1000 Kilo.

Ein moderner Taxidermist muß zugleich ein Bild-

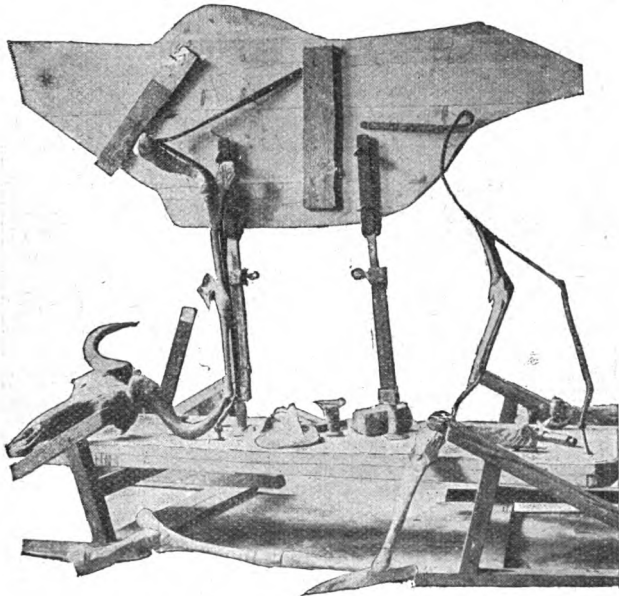


Ausarbeiten der künstlichen Knochen.

bauer und ein geschulter Anatom sein; er muß über die Fertigkeiten eines geschickten Sattlers verfügen und muß gerben und schneiden können.

Als wir den Künstler zuerst besuchten, waren die anatomischen Vorarbeiten bereits getan, auch hatte er das kleine Modell nach einem lebendigen Raffernbüffel schon angefertigt, das ihm jetzt für die Nachbildung in Lebensgröße als Vorlage diente. Es gab mit peinlicher Genauigkeit alle Verhältnisse und den Ausdruck eines solchen im Schreiten begriffenen Tieres wieder.

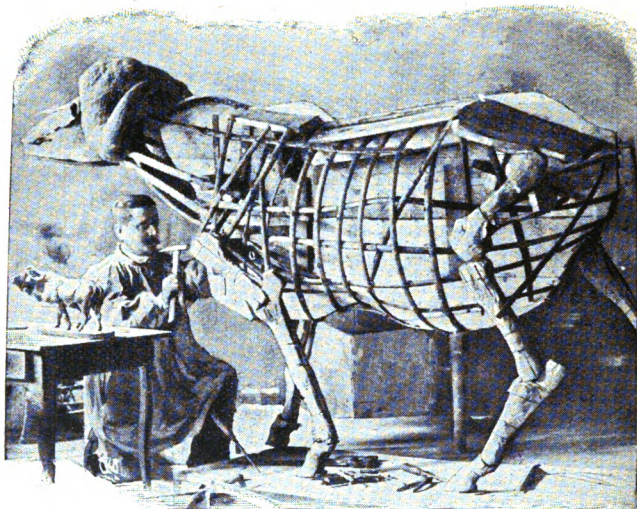
Der Künstler erzählte uns zuerst, daß ihm beim Aufbau des Gerüstes, das bei seinem Werk die Stelle des Skeletts vertritt, eine genaue zeichnerische Aufnahme aller Größenverhältnisse an dem Kadaver, dessen Haut er auszustopfen vorhatte, die wichtigsten Dienste



Aufbau eines Büffelskeletts.

geleistet habe. Wir fragten dann nach dem Fell des Büffels. Es befand sich noch zum Zweck des Gerbens im Alaunbad. Zunächst, wenn das Fell abgestreift ist, erläuterte der Präparator die Auskunft, kommt es in kaltes Wasser. Nach vierundzwanzig Stunden beginnt das erste Salz- und Alaunbad zur Vorbereitung der Reinigung, die nach einigen Tagen erfolgt. Es wird

dabei die Innenseite von allen Fett- und Fleischresten befreit. Auf unsere etwas naive Frage, warum nicht das Knochengerüst des Büffels selbst beim Ausstopfen benützt werde, bekam ich zur Antwort, daß ein solches



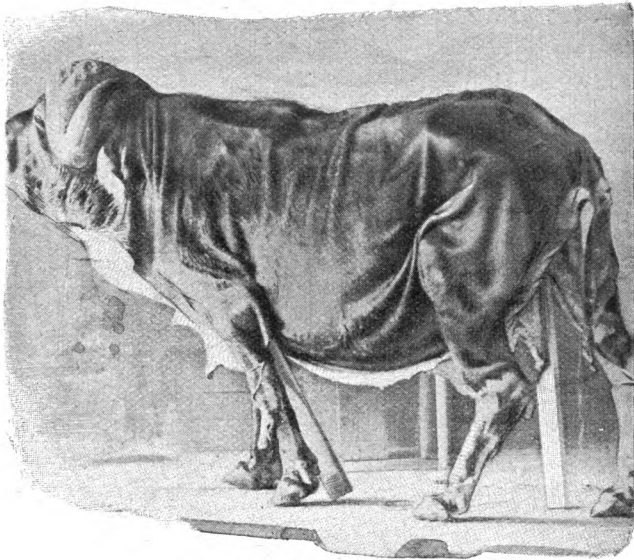
Das fertige künstliche Gerippe.

Gerüst für die anatomischen Museen sehr wertvoll sei und daher für diese zum besonderen Ausstellungszweck aufgebaut werde. Vorher aber verfertigt der Präparator von jedem einzelnen Knochen, sowie vom Schädel Nachbildungen aus Holz.

Mit Genauigkeit wird dann der Hauptteil des Ersatzgerippes, die „Silhouette“, hergestellt. Es ist ein starkes Brett, dessen Umriß den mittleren Längsschnitt des Tieres durch Rumpf und Hals wiedergibt. Die Silhouette wird, wie unser Bild auf S. 189 es veranschaulicht, auf der für das Ganze hergerichteten

Unterlage mit geraden eisernen Trägern vorläufig befestigt. Bei der Zusammensetzung der hölzernen Knochen zu den Gliedmaßen werden eiserne Stäbe durch das entsprechend ausgehöhlte Innere derselben gezogen, welche die Biegungen der Gelenke in voller anatomischer Richtigkeit wiedergeben. Die vier Beine werden fest mit der Silhouette verschraubt und ebenso mit der Unterlage, so daß nun die ersten Träger besetzt werden können.

Beim Bau des Leibes haben an Stelle der Rippen



Anprobieren des Felles.

Fahrreifen zu dienen. Diese künstlichen, genau den Messungen am Kadaver entsprechenden Bauch- und Bruststrippen bekommen durch teilweise bis zum Kopf reichende Längstrippen einen festen Halt. Das tun auch

die starken Holzplatten, die auf dem Rücken, an Becken und Widerrist an den „Rippen“ befestigt werden. Das Schwierigste bei diesem ersten Teil des Werkes ist die Herstellung des Schädels, an dem alle Einzelheiten dem Original genau aus Holz nachgeformt werden müssen,

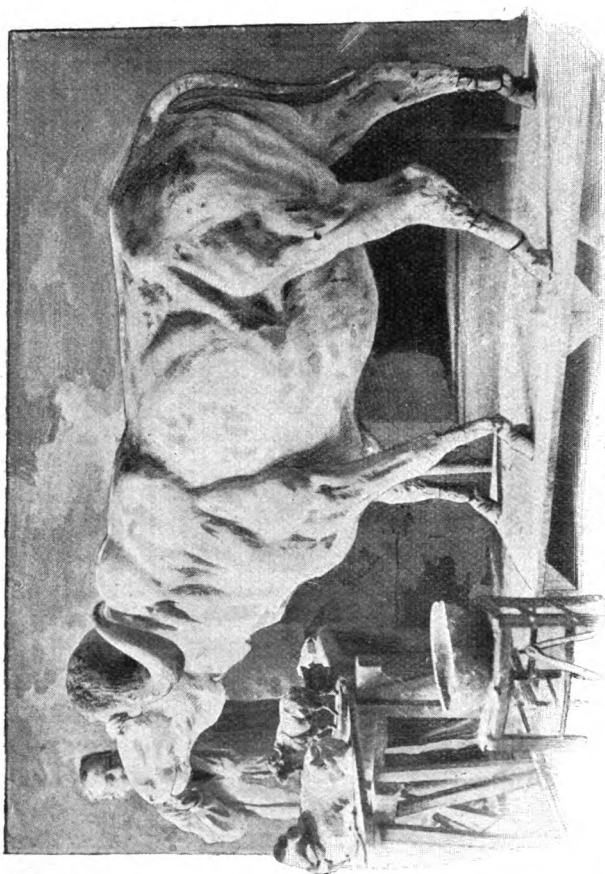


Die äußere Strohülle.

bis auf das Gehörn, das den Vorräten der Gehörn-sammlung des Museums entnommen wird. Das Auf-sehen des schweren Hauptes verlangt viel Geschicklich-keit; seine Stütze findet es in starken eisernen Trägern.

Ehe das eigentliche „Ausstopfen“ dieses künstlichen Gerippes beginnt, erfolgt das Anprobieren des Felles, das zu diesem Zwecke für eine Weile aus dem Bade genommen wird. Die Ränder der Haut werden vor-

läufig unter dem Leib und auf der Innenseite der Beine leicht zusammengeheftet. Es ist eine Probe auf



Die plastische Ausarbeitung.

die Richtigkeit des Aufbaues in allen Teilen; wo sich Fehler zeigen, muß nach der Entfernung des Felles nachgeholfen werden. Besonders ist darauf zu achten,

daß die Gelenkpartien mit dem Fell gut zusammenstimmen.

Dieses Anprobieren ist aber für den Präparator zugleich die unentbehrliche Vorbereitung für den nun beginnenden plastischen Nachbildungsprozeß unter beständigem Hinblick auf das kleine, nach einem lebendigen Kaffernbüffel geschnitzte Modell. Damit er gut gelingt, ist die größte Sorgfalt des Künstlers beim Herausfühlen der Formen erforderlich, die er nur mit Hilfe von Stroh, Werg, Gips zwischen und über dem künstlichen Gerippe nachschafft. Die Haut des toten Büffels kommt wieder in das Alaunbad zurück.

Es ist ein plastisches Gestalten unter ganz besonderem Zwang, an das nun der Taxidermist geht. Ein Idealisieren nach dem eigenen Schönheitsgefühl, wie es das Recht des Bildhauers beim Modellieren in Ton ist, bleibt völlig ausgeschlossen. Es gilt, bis in jede Muskelspannung die Natur wiederzugeben. Der Taxidermist muß deshalb auch wissen, wie im Innern des lebendigen Tieres die Bewegungsnerven auf die Muskeln wirken, wie die Anspannung bestimmter Muskeln die Lockerung von anderen zur Folge hat. Naturwissenschaftliches Denken, das Gefühl des Zoologen für den anatomischen Zusammenhang des Gesamtorganismus, leitet das künstlerische Tun, bei welchem statt der einzelnen Muskelpartien Strohbindel dienen, die durch Draht und Bindfaden miteinander verbunden und an das Gerippe befestigt werden.

Um die Oberfläche sorgfältig im einzelnen ausarbeiten zu können, gibt man der Strohülle noch einen Überzug aus Werg, das in Gipsbrei getaucht und weich aufgelegt wird. Unter dem Modelliereisen des Präparators, so schildert ein Fachmann das Verfahren, erhalten die einzelnen Teile der Muskulatur, insbesondere

der Kopf, nun erst ihren endgültigen, klar ausgeprägten Charakter. Mächtig treten die gewaltigen Muskeln des



Die vollendete Arbeit.

kräftvollen Tieres, die straff gespannten Sehnen der einzelnen Glieder hervor. Gewissenhaft behält der Künstler bei dieser Arbeit sein Modell im Auge, jede Erhabenheit, jede noch so kleine Vertiefung erfordert

Beachtung, da das glatte, kurzhaarige Fell alle Fehler deutlich hervortreten läßt.

Auch der Laie begreift leicht, warum dies Verfahren jenes ältere verdrängt hat, bei welchem man das ganze Tier aus Holz oder Gips nachbildete und diese Figur mit dem natürlichen Fell überzog. Die Gliederformen aus Stroh und Werg wirken, von der natürlichen Haut überspannt, infolge ihrer Nachgiebigkeit lebensvoller; die Haut sitzt auf ihnen so elastisch wie an der Menschenhand ein gut sitzender Lederhandschuh.

Natürlich wird zu diesem Zweck das Fell noch besonders geschmeidig gemacht. Man bearbeitet seine Innenseite mit einer entsprechenden Seife. Beim Beziehen des Büffellkörpers mit dem Fell vom Kopf bis zu den Füßen wird mit den Händen glättend und knetend nachgeholfen. Innig schmiegt sich die Haut der Unterlage an, so daß jede Form plastisch hervortritt. Um die Bildung von unnatürlichen Falten zu vermeiden, werden bei allen Vertiefungen Nadeln eingesteckt. Nun erfolgt die Vernähung längs der Mitte des Bauches und an der Innenseite der Beine. Die allmählich trocken werdende Haut sitzt schließlich wie angegossen am Körper fest.

Den Schluß des ganzen Verfahrens bildet das Einsetzen der naturgetreu aus Glas nachgebildeten Augen.

Das Werk ist vollendet und kann nunmehr nach dem Museum verbracht werden. Da erinnert nichts mehr an die verschiedenen Behelfe des Ausstopfens: wir haben vor uns eine lebensgroße und Leben atmende Nachbildung des Büffels, der kraftvoll vorwärtszuschreiten und die Luft witternd einzuatmen scheint, wie er es im Leben getan hat.





Vögel als Baukünstler.

Von Th. v. Wittembergk.

□ □

Mit 9 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Der Trieb der Vögel, sich eine geeignete Brutstätte zu bereiten und für die Eier und die jungen Nachkömmlinge eine schützende Unterkunft und eine warme Wiege zu schaffen, äußert sich in einer sehr mannigfachen und hinsichtlich der mechanischen Fertigkeit sehr wechselnden Form. Eine beträchtliche Anzahl von Vögeln begnügt sich mit der Anlage äußerst einfacher und sorglos hergestellter Niststätten. Der Strauß scharrt nur den Sand über seinen Eiern zusammen, und die Polartaucher und andere hochnordische Vögel füttern bloß eine seichte Bodenmulde mit einer dünnen Federlage aus. Auch die Höhlenbrüter gehen ziemlich flüchtig zu Werke. Zwar sind die Spechte geschickte Zimmerleute, die ein Astloch fleißig aushacken und glätten, aber bei der Auskleidung der Höhlung mit weichem Polstermaterial geben sie sich keine sonderliche Mühe. Und wer hätte nicht schon über die wirren und liederlichen Nester der geflügelten Straußenjungen, der Sperlinge, den Kopf geschüttelt? Eine andere Reihe von Vögeln dagegen entwickelt in der Befestigung, im Flechten und Weben, im Verkitten und Verkleben eine wahrhaft bewunderungswerte Vollendung, so daß man sie wegen der sinnvollen Ausnützung der gegebenen Bedingungen und der planmäßigen und kunstvollen

Ausführung ihrer Schöpfungen ohne Übertreibung als Baukünstler bezeichnen kann.

Schon unter den Kleinsten der vielgestaltigen Vogel-



Phot. Gebr. Faedtel, Berlin.

Kolibrinest an der Spitze eines Blattes.

welt finden sich vortreffliche Künstler vor. Es ist ein entzückender Anblick, die gefiederten Schmetterlinge, wie man sie genannt hat, die farbenschimmernden

Kolibris vor den Blumentelchen schwirrend schweben und die lange Zunge nach Honig und Insekten in den Blüthengrund hinabtauchen zu sehen, aber nicht weniger Genuß bereitet es, sie beim Bau ihrer Nesterchen zu beobachten und ein solches nach seiner Fertigstellung in Augenschein zu nehmen. Ganz ausgezeichnet versteht in dieser Beziehung seine Sache der graugrüne *Mellisugakolibri*, der nicht viel größer als eine Hummel ist. Zur Anlage seines Nestchens benützt dies winzige Vögelchen mit Vorliebe die Spitze eines langen Farnwedels oder eines Bananenblattes. Hier, an den etwas gekrümmten Rändern, befestigt es zuerst die eiligst herbeigetragenen feinen Baumwollfasern, mit denen es dann später Baumflechten, Würzelchen, Moos und die Schuppen der Farnkrautwedel verwebt. Da sich infolge der Schwere des Nestes die Blattspitze nach unten senkt, so wölbt sich die Blattspreite von selbst darüber, und die kleine Mutter sitzt, wenn sie ihre Eier bebrütet, wie unter einer grünen Laube, durch die sie vor den sengenden Sonnenstrahlen geschützt wird. Merkwürdig ist es noch, daß die einzelnen Kolibriarten immer nur eine bestimmte Baumflechte als Baustoff verwenden. So sucht sich der weißhalsige *Agyrtiakolibri* eine grünlichgraue Baumflechte aus, während der *Sonnentolibri* eine rote Baumflechte auswählt. Durch die Brutwärme gibt die Rottflechte ihren Farbstoff an die Eier ab, die auf diese Weise rot gefärbt werden.

Ihre hervorragende Fähigkeit, Grashalme, Binsen, Bastfäden, Haare und Schafwolle zu einem förmlichen Gewebe miteinander zu verarbeiten, hat den *Webervögeln*, die vorzugsweise in Afrika heimisch sind, ihren Namen verliehen. Die Webervögel sind sämtlich Gesellschaftsvögel, doch unterscheiden sich die einzelnen Arten der Familie dadurch voneinander, daß die einen

in größerer, die anderen in geringerer Anzahl zusammen bauen. Zu den geschicktesten Vertretern der Gruppe



Phot. Gebr. Saeckel, Berlin.

Nest des Webevogels.

gehört der Maskenwebevogel, der ein überwiegend sattgelbes Kleid trägt. Der Vorderkopf ist dagegen schwarz, und auf den Schultern heben sich von dem gelben Untergrund schwarze Flecke ab. Der Baumeister

ist hier das Männchen. Es beginnt die Anlage des Familienheims damit, daß es lange Grashalme um die äußersten Spitzen dünner Zweige wickelt. Diese ersten Halme werden von unten nach oben gezogen und stellen die Längsbalken des entstehenden Nestes dar. Nun werden diese Längsbalken an ihrem oberen Teile durch andere Halme, sowie Haare quer miteinander verflochten und überdeckt, so daß oben ein kugelförmiges Dach heranwächst, an das sich nach unten eine trichterförmige Erweiterung ansetzt. Das runde Eingangsloch dieser Erweiterung ist meist nach Süden gekehrt. An die Wandung des Trichters werden nun wiederum Halme geheftet, die durch feines Faserwerk zu einer langen Eingangsröhre ausgebaut werden, an deren Ende das Einflugsloch liegt. Ist so äußerlich das Nest vollendet, dann wird es im Innern mit Schafwolle und Binsensstücken ausgepolstert.

Ein sehr auffälliger Bautrieb macht sich bei den *Kragenvögeln* bemerkbar. Diese bewohnen die inneren Teile Australiens. Ihre Grundfarbe ist Braun. Die Männchen sind am Hinterkopf mit einem rötlichen, fächerartigen Kragen geschmückt, der der Anlaß zu ihrem Namen wurde. Die Kragenvögel bauen nun zwar auch Nester zum Brüten, die denen unserer Drosseln gleichen und im Gezweig der Dornensträucher errichtet werden, daneben legen sie aber auch noch laubenförmige Nestbauten an, die zu geselligen Zusammenkünften und zum Spielen der Vögel dienen. Man bezeichnet sie daher als „Vereinigungsnester“. Zuerst werden bei ihrer Ausführung Reisigzweige in den Boden gesteckt, deren Spitzen oben gabelförmig zusammentreffen. Dieses Gerippe wird sodann mit Grashalmen durchflochten. Aber das Spielhaus soll auch einen gefälligen Wand schmuck erhalten, und darum wird es im Innern

mit bunten Federn, Beuglappen und hellfarbigen Muschelstücken verziert. Doch auch hierdurch wird der Schönheitsjinn der Kragenvögel noch nicht befriedigt. Vielmehr tragen sie vor dem Eingang der Laube Muscheln, gebleichte Knochenreste und bunte Steinchen



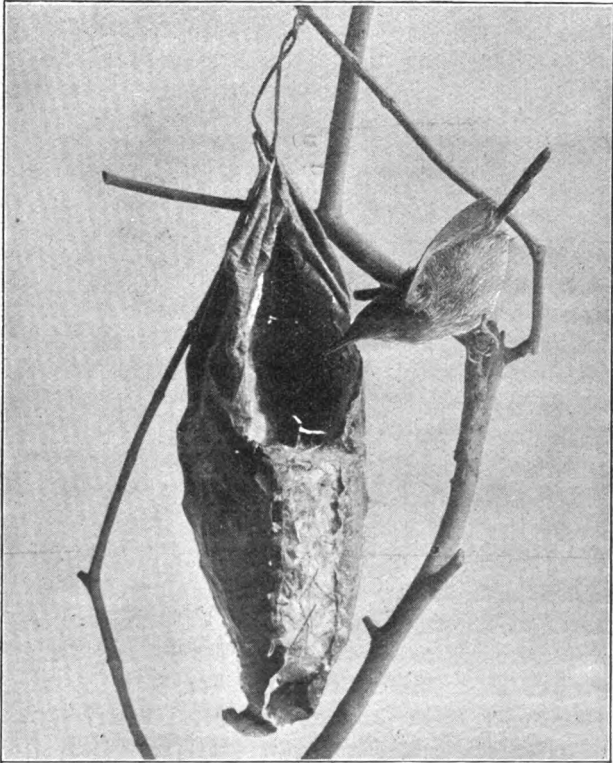
Phot. Gebr. Gaedel, Berlin.

Vereinigungslaube des Kragenvogels.

zusammen, gleichsam, als wollten sie vor ihrem Klublokal ein Teppichbeet anlegen.

Von den Vorbergen des Himalaja an bis hinab nach Java hin ist ein zutrauliches, lebhaft mit dem langen, grünlichen Schwanz wippendes Vögeltchen heimisch, das den Namen Schneidervogel führt. Und ein gefiederter Schneider ist das in der Hauptsache olivengrüne Tierchen in der Tat, wenigstens insofern, als es trefflich zu nähen versteht. Diese seine

Nähkunst aber wendet es zur Herstellung seines lauschigen Nestes an. Zum Nähen gehört ein Faden, eine Nadel und ein Zeugstoff. Als Faden sucht sich



Phot. Gebr. Sackel, Berlin.

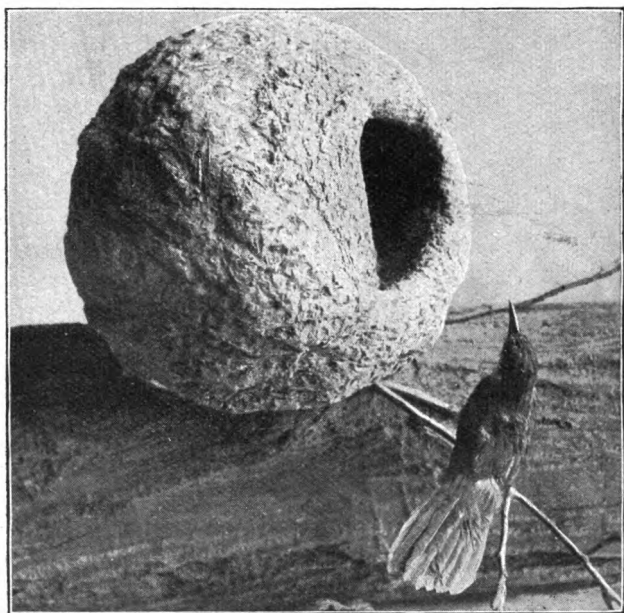
Schneidervogel am Nest.

der Schneidervogel einen dünnen Bindfaden. Kann er diesen nirgends finden, so gerät er dadurch noch keineswegs in Verlegenheit, denn er dreht sich dann aus Baumwollfasern eben selbst einen Faden. Eine

spitze Nadel besitzt er in seinem Schnabel. Den Zeugstoff aber gibt ihm ein breites, weiches Blatt des Amaltusbaumes ab. Von diesem Blatt, an dem der Vogel seine Nähfertigkeit beweisen und sein Nest anlegen will, schiebt er mit den Füßen die Ränder aneinander, während er zugleich in sie mit dem Schnabel Löcher sticht, durch die er dann den Faden zieht. Auf diese Weise geht er von der nach unten hängenden Spitze des Blattes bis etwa zur halben Länge hinauf. Das äußere Gehäuse ist jetzt geschaffen, und es kann daher nunmehr mollig mit Pferdehaaren und Baumwollfasern ausgefüllt werden.

Sehr häufig ist in Brasilien ein rostfarbiger Vogel mit weißer Kehle, der von dem Brasilianer Joao de Barro „Lehmhans“ genannt wird. Dieser Name hat seine volle Berechtigung. Der Vogel ist ein wirklicher Lehmhans, und zwar deshalb, weil er den Lehm als ausschließliches Baumaterial für seinen kugelförmigen Nestbau verwendet. In der wissenschaftlichen Vogelkunde hat er einen ähnlichen Namen. Hier heißt er *Töpfervogel*. Der Töpfervogel liebt die Nähe der menschlichen Ansiedlungen, und man trifft daher seine Nester allenthalben in den Gärten der Dörfer und an den Landstraßen an. Als Niststätte wird der wagrechte oder nur wenig nach oben ansteigende Ast eines Baumes ausgewählt. An der Erbauung des Lehmhauses beteiligen sich beide Geschlechter. Der Baustoff dazu ist überall vorhanden. In besonders geeigneter Beschaffenheit aber findet er sich auf den vom Regen durchfeuchteten Fahrstraßen vor. Dorthin fliegen daher auch die Pärchen, wenn ihre Baulust erwacht, in erster Linie und formen den Lehm zu kleinen Kügelchen, die sie nach dem ausertorenen Ast tragen. Zuerst wird auf ihm durch Treten mit den Füßen der Bodenbelag her-

gestellt. Ist dies geschehen, so geht es an die Aufführung der Wände. Zu diesem Zweck wird rings um den Bodenbelag ein schmaler, aufwärts gerichteter Rand gezogen, der aber ein wenig nach außen geneigt ist. Diesen Randstreifen läßt der Vogel trocknen. Alsdann wird

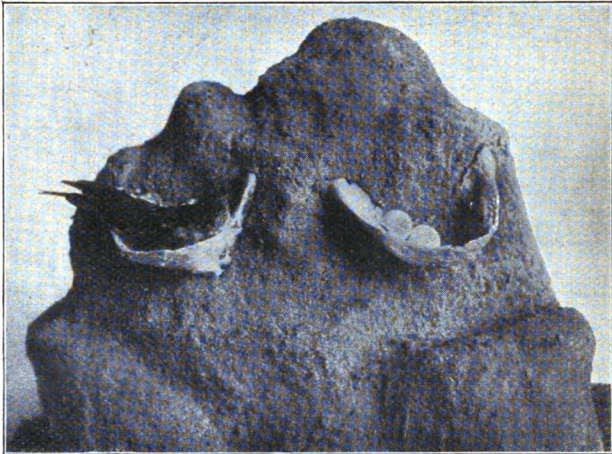


Phot. Gebr. Gaedel, Berlin.

Löffervogelnest.

auf diesen ein neuer Randstreifen aufgesetzt. Ist auch dieser getrocknet, so wird er wiederum durch einen Streifen erhöht, der sich mehr nach innen zu neigt. Auch er muß erst trocknen, bis auf ihm ein neuer Streifen aufgebaut werden kann, der noch stärker nach innen gekehrt ist. In gleicher Weise folgt fortschreitend Streifen auf Streifen, bis sich der Bau endlich oben kuppelförmig

zusammenschließt. Nur an der einen Seite wird das Flugloch offen gelassen. Aber hiermit ist die Nestkugel noch keineswegs fertig. Denn es muß jetzt noch eine senkrechte Scheidewand von vorn nach hinten eingeschaltet werden, von der aus in halber Höhe nach der Außenwandung zu eine wagrechte Decke angelegt wird.



Phot. Gebr. Paetel, Berlin.

Salanganenest.

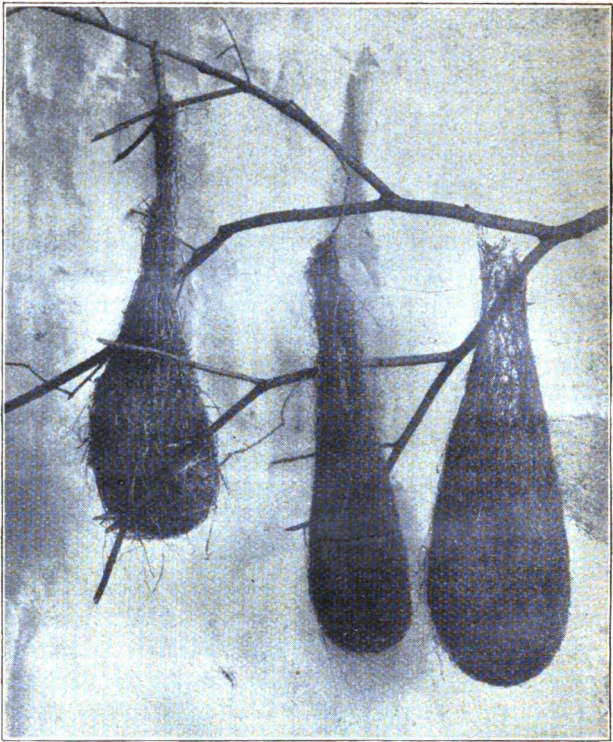
Dieses kleinere Gefäß ist der eigentliche Brutraum, der mit Fasergespinnst austapeziert wird. Ein solches Nest hat in der Regel eine Höhe von 16, eine Länge von 20 und eine Tiefe von 14 Zentimeter und wiegt rund 5 Kilogramm.

Berühmt wegen der Eßbarkeit ihrer Nester sind die *Salanganen*, braungraue, metallisch schimmernde Schwalben von der Größe unserer Aferschwalben. Sie sind in vielen Küstengebieten Südasiens, besonders aber an den Felsgestaden Javas heimisch, wo sie ihre Nester

teils in vom Meere ausgewaschenen Höhlen, teils offen an den Felswänden ankleben. Gestützt auf chinesische Berichte, hat man früher viel über den wunderbaren Baustoff gefabelt, den die Salanganen angeblich beim Nestbau verwenden sollten. Heute steht es fest, daß es nur der gummiartige Schleim ist, den die Speicheldrüsen der Vögel aussondern. Wenn die Brutzeit herannahet, beginnen die Unterzungendrüsen zu zwei großen Wülsten anzuschwellen, und zugleich wird die Aussonderung des Schleimes außerordentlich gesteigert. Der Schleim ist sehr zähflüssig und trocknet demgemäß in ganz kurzer Zeit. Die bauenden Salanganen nähern sich im Flug der für das Nest ausgewählten Stelle, strecken die Zunge hervor und heften den Schleim an das Gestein an. Sodann fliegen sie eine kurze Strecke zurück, haben unterdessen abermals Schleim gesammelt und drücken diesen nun neben dem schon anklebenden Klümpchen an. Dieser Vorgang wiederholt sich zahllose Male. Ist ein schmaler Streifen angellebt, so wird er mehr und mehr verbreitert, bis sich zuletzt das Nest in der Form einer seichten Mulde vorwölbt, in die die Eier abgelegt werden.

Ein höchst absonderlicher Anblick wird dem Reisenden zu teil, der die Urwälder des Amazonasstroms durchstreift. Er trifft hier auf Bäume, die mit Duzenden von über meterlangen, im Winde hin und her pendelnden Beuteln behangen sind. Diese lang ausgezogenen Beutel sind die Nester des *Beutelstars* oder *Schapu*. Der Beutelstar ist ein sehr lebhafter Vogel mit zumeist schwarzem Gefieder und einem kurzen Schopf auf dem Hinterkopf. Nur die äußeren Schwanzfedern zeigen ein helles Gelb, während der Bürzel braunrot gefärbt ist. Das Nest wird im wesentlichen aus Bastfäden von den Wedeln der Maximilianen und

den Sprossen der Tillandsien hergestellt, die der Vogel in origineller Weise gewinnt. Er schält zuerst die Bastfaser etwas ab, faßt sie sodann mit dem Schnabel und

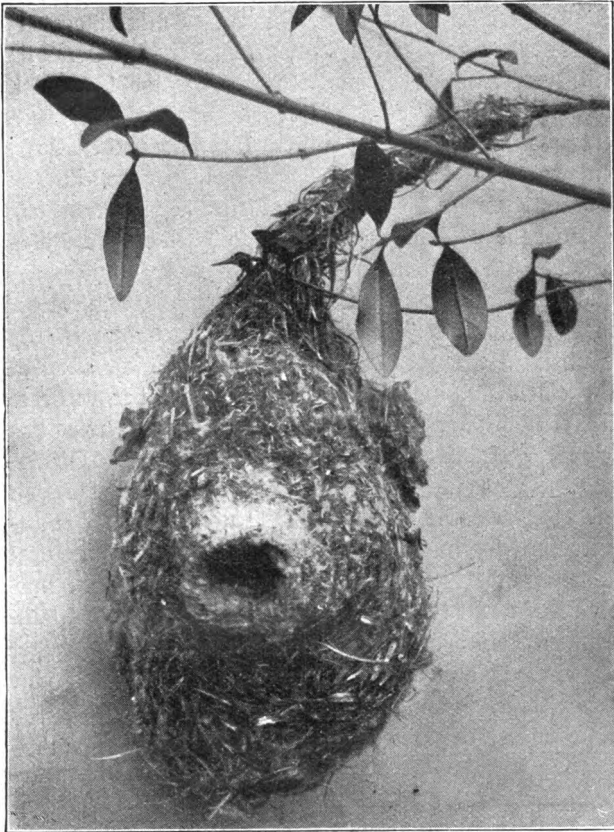


Phot. Gebr. Gaedel, Berlin.

Nest des Beutelstares.

fliegt nun ein Stück weg, wobei er die Faser mehrere Meter lang von dem Splint loslöst und zuletzt abreißt. Die Bastfaser wird darauf mit dem einen Ende um einen dünnen Ast des Brutbaumes geschlungen. In

gleicher Weise wird eine Reihe solcher Fäden an dem Ast befestigt, die nun durch kurze Quersfäden mitein-



Phot. Gebr. Gaedel, Berlin.

Nest der Beutelmeise.

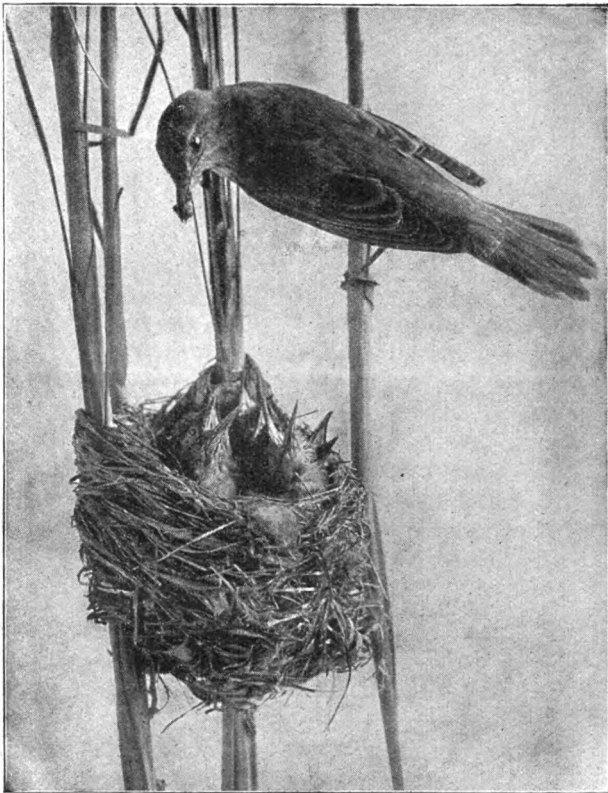
ander verbunden und verfilzt werden. Nach oben hin bleibt ein schmaler Schlitz als Flugloch offen. Das Gewebe ist zwar fest und widerstandsfähig, aber so

dünn, daß man den braunen Bürzel des brütenden Weibchens hindurchschimmern sieht.

Aber nicht nur die tropischen Länder weisen tüchtige Baukünstler auf, sondern auch Europa besitzt einen hervorragenden geflügelten Architekten, der den Vergleich mit den fremdländischen Kollegen sehr wohl aushält. Es ist die *Beutelmiese*, ein vorherrschend rostbraunes Vögelchen, das in den Sumpftegenden Südungarns und der Türkei heimisch ist. Hier, in den Donautiefländern, legt es seine Nester besonders an den Rändern der Rohrdichte an, wo Weiden die Rohrbestände umsäumen. Es baut sein Nest hauptsächlich aus der Samenwolle der Weiden und Pappeln, in die es Bastfäden und Haare hineinwirft. Zunächst wird die Samenwolle eingespeichelt und sodann dicht verfilzt. An einem sich gabelnden Weidenzweig, der mehrere Meter hoch über die Wasserfläche hinausragt, wird das erste Filzgespinnst befestigt. Unter Benützung der Zweigabeln setzen nun Männchen und Weibchen ihre Arbeit in der Weise fort, daß sie von dem immer wieder bereiteten Filz im groben die nach unten hängenden Seitenwände herstellen, die sie am unteren Ende miteinander verflechten. Jetzt gleicht das Nest einem hängenden Körbchen. Nun beginnt man von unten her die eine Seitenwand mit den Filzfasern bis auf eine runde Öffnung zu schließen. An diese wird eine seitlich abstehende Röhre, die als Eingang dient, angefügt, worauf auch die andere Seitenwand mit Filzwerk abgeschlossen wird. Der kleine Kunstbau ist gegen 20 Zentimeter lang.

Ein anderer Rohr- und Sumpffreund ist die *Rohrdrossel* oder der Drosselrohrfänger. In einigen Gegenden nennt man den Vogel wegen seines lautschallenden Gesanges auch Wassernachtigall. Er trägt

ein dunkelbraunes Gefieder, das jedoch an der Kehle lichter ist. Die Rohrdrossel bewohnt die Seen und



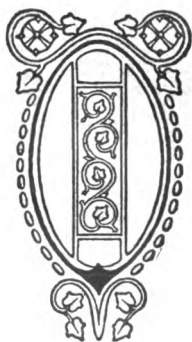
Phot. Gebr. Faedel, Berlin.

Rohrdrossel am Nest.

Flußläufe von ganz Mitteleuropa, soweit sie mit Rohrbeständen bewachsen sind. In diesen baut sich die Rohrdrossel ihre schwankende Niststätte. Am Rande des Rohres wählt sie sich drei bis vier benachbarte Rohrstengel aus,

die die Träger des Nestes bilden. In einer Höhe, daß auch das Wasser beim Steigen nicht an den Bau heranreicht, werden nun die Rohrstengel mit Grashalmen quer umspinnen, so daß sie also die Wandung des Nestes durchsetzen. Ist die dicke Wandung von unten nach oben angelegt, so wird ebenfalls mit Grashalmen sowie mit Bastfasern der Boden eingeseht und darauf der Innenraum mit Raupen- und Pflanzenseide, Pflanzenwolle und Tierhaaren ausgepolstert.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Nestbau aus sehr bescheidenen Anfängen längst verflorener Zeiten hervorgegangen ist. Daher zeigt sich auch an ihm das Bestreben der Natur, vom Einfachen zum Vollkommeneren fortzuschreiten, indem sie von ihren Geschöpfen nur die Tüchtigeren durch Auslese weiterbestehen läßt, deren Fähigkeiten und Fertigkeiten sich dann im Lauf ungezählter Jahrtausende immer mehr steigern und verfeinern.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der gemüthliche Kroat. — In den Tagen nach Niederwerfung des Wiener Aufstandes im Frühjahr 1848 wimmelte es in der Stadt von einmarschirten Truppen, darunter böhmische und polnische Infanterie, mährische Kürassiere, tschechische Artilleristen und zerlumppte Kroaten. Gerade die letzteren waren die eigentlichen Bezwinger der rebellischen Stadt, und sie wußten das und führten sich danach auf.

Ein riesengroßer Serezaner in muschelbefetzter Zipfelhaube, durchlöcherter roten Mantel, den er mit dem Stolze eines spanischen Granden trug, und mit einem Arsenal von Pistolen, Dolchen und Handscharen im ledernen knopfeschemückten Gürtel, spazierte langsam vor dem Wirthshause zum Mondschein am Ende der Heugasse herum, sehnsüchtige Blicke durch das Fenster werfend, denn seine Börse zeigte Ebbe, tiefe Ebbe, absolutes Nichts.

Da kam ein behäbiger Wiener Bürger die Heugasse herab. Den nahm sich der brave Kroat aufs Korn. Höflich zog er die Zipfelmütze und blieb vor dem Manne stehen.

„Hi! Guten Morgen! Wie geht's?“ rief er ihm entgegen und streckte ihm bieder seine schmierige Rechte hin.

„Hab' wirklich nicht die Ehr' — kann mich meiner Seel' nicht erinnern, jemals die werthe Bekanntschaft gemacht zu haben —“ stammelte der Erschrockene und stöhnte dabei schmerzhaft auf, denn der Händedruck des wilden Sohnes der Militärgrenze drohte ihm die Knochen zu zermalmen.

„Oh! Hi! Schod' gar nix! Kenn ich Sie. Sind guter Mann. Werden was Kleines einem armen Kroaten schenken. Nicht wahr?“

„Ah, natürlich. Wird mir eine Ehre sein, einem Retter

unserer Stadt zu dienen," erwiderte der Bürger, zog seine Börse und reichte mit fürstlicher Herablassung einige Kupferstücke dem Serezaner.

„Hi! Hi! Das liebe Gott segne Sie, gute Herr. Ale malo, malo — ferr wenig. Armes Kroat will noch was Kleines!“ Und der baumlange Kerl deutete energisch auf die Börse. Der Bürger suchte alle seine Kupfermünzen zusammen und gab sie her.

„Oh! Serr gutes Herr. Erbarmt sich armes Kroat. Danke, danke. Aber bitt' ich noch was Kleines!“

„Ich hab' kein kleines Geld mehr — das übrige ist ja Silber.“

„Silber auch nicht schlecht. Armes Kroat mag Silber ferr — bitte, bitte, liebes Herr!“

Der Bürger schüttelte verneinend den Kopf, aber der Serezaner lüftete seinen Handschar in der Scheide und jammerte im gutmütigsten Tone der Welt: „Bitte, bitte, gutes Herr!“

Der Bürger reichte ihm einen Sechser.

„Noch mehr, gutes Herr! Silber ist gut für armes Kroat.“ Weitere Sechser flossen in die immer aufs neue ausgestreckte Hand.

„Zwanziger auch! Schöne Zwanziger! Kroat hat noch keinen Zwanziger gehobt. Bitte ferr, gutes Herr!“

„Jetzt wird mir die Geschichte aber zu dumm!“ sagte der Bürger ernst. „Da hab't einen Zwanziger, aber damit basta! — Verstanden!“ Er steckte seine Börse ein und wandte sich zum Gehen.

Aber der Serezaner, über dessen Gesicht ein grimmiges Lächeln zog, vertrat ihm den Weg. Den Handschar hatte er halb aus der Scheide gezogen. „Geht nit gut aus Scheiden,“ murmelte er dabei, „hob' ich ihn beschmiert mit Blut, hob' schönes Weib Ohren abschneiden, weil hat's mir nicht geben wollen Ohrringel.“

Dem guten Wiener rieselte es kalt über den Rücken. Wortlos zog er wieder die Börse, nahm sein ganzes Silbergeld heraus und reichte es dem Serezaner hin.

„No! Sehn, gutes Herr! Silber ist ferr gut. Armes Kroat

hat Weibl und Kindel daheim. Kann Gold auch brauchen. Hab' ich sehen Gold im Beutel. Bitte, Herr — Gold!"

„Das ist aber schon unverschämt!“ schrie der Bürger in einer Mischung von Zorn und Angst.

„Tut nicht weh, Gospodine, Ohrabschneiden. Handschar ist scharf wie Rasiermesser!“ meinte der Serezaner wie mit sich selbst sprechend, blinzelte aber listigen Auges sein Gegenüber an.

„Was wollen Sie denn eigentlich noch?“ brüllte jetzt der Wiener.

„Ai! Ai! Liebes Herr! Gor nir! Nur das bissel gelbes Geld, was sie haben im Beutel, und Beutel auch, liebes Herr! Kleines Andenken an so gute, schöne Herr!“

Der Serezaner rückte dabei so deutlich an seinem Handschar, daß der geängstigte Mann ihm seine ganze Börse hinwarf und sich eiligst entfernen wollte.

„Aber ja! Schönste Dank, gutes, liebes Herr!“ rief der Kroate und ergriff ihn mit fester Hand beim Armel. „Armes Kroat braucht auch schönes goldenes Uhr!“

„Hab' keine Uhr!“ schrie der Bürger.

Aber schon hatte der Serezaner mit affenartiger Geschwindigkeit die goldene Uhr samt Kette abgerissen und grinsend eingesteckt.

„Ai! Ai! Schöne Uhr! Sollen lang leben, gutes Herr! Sollen haben Freud' an Kindel und Kindel von Kindel, weil's san so gutes Herr, was hat Erbarmen mit armes Kroat.“

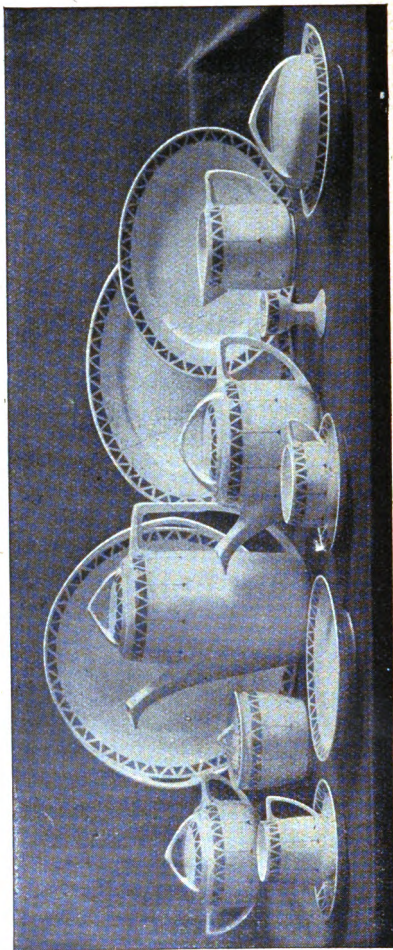
Der auf so schändliche Art Ausgeplünderte hielt es aber jetzt für geraten, so schnell wie möglich aus dem Bereiche des allzufreundlichen armen Kroaten zu entkommen, um nicht etwa doch noch die Ohren zu verlieren. A. D. Borum.

Neue Erfindungen: I. Modernes Frühstückservice „Donatello“. — Ein junges Paar wird bei der Ausstattung für das künftige Heim wohl stets an Mittagbrot und Abendtisch denken und demgemäß auch vollständige Service für sechs bis zwölf oder mehr Personen anschaffen. So reichhaltig diese nun auch sein mögen, sie können beim Fehlen eines Frühstückservices dieses nicht ersetzen, und so

sieht man, trotzdem Möbel, Bilder, Tafelgeschirr u. s. w. in schönster Harmonie zusammenpassen und einen feinsinnigen Geschmack der Besitzer beweisen, auf dem Frühstückstisch meist ein seltsames Durcheinander von Tellern, Rannen, Dosen u. s. w., die durchaus nicht zueinander passen wollen. Hier steht eine silberne Zuckerdose, dicht daneben eine Alfenidkaffeekanne, weiter eine Kristallglasbutterbüchse, dazu ein Porzellanfahrentopf u. s. w. — Vielleicht mögen die

Gebrauchsgegenstände so in ihrer Zusammenstellung, einmal Metall, Glas, das andere Mal Porzellan u. s. w., recht praktisch sein, schön kann aber ein derartiges Durcheinander keineswegs genannt

werden. Unsere Abbildung zeigt eine der letzten und besten Neuheiten der keramischen Industrie. Dieses einheitliche Service hat den ungeteilten Beifall aller Hausfrauen gefunden. Die Formen

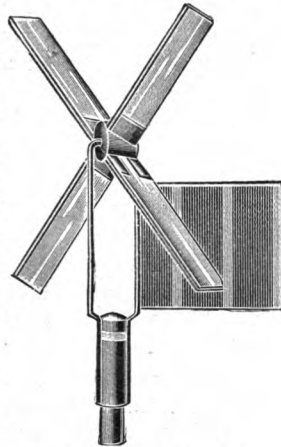


Modernes Frühstückservice.

sind edel und einfach, sie werden von dem dazu passenden, von einem Künstler entworfenen blauen Banddecor wirksam gehoben. Das Decor ist in Unterglasur hergestellt, so daß Beschädigungen selbst beim stärksten Gebrauche ausgeschlossen sind.

Ein besonderer Vorzug des Frühstückservice „Donatello“ ist, daß es sich jeder Käufer nach seinen Wünschen beliebig zusammenstellen kann, worüber die herstellende Firma Stöcking & Co. in Dresden-N., Fürstenstraße 43, gern Auskunft erteilt; auch können Ersatzteile jederzeit sofort nachgeliefert werden.

II. Gartenschuß „Nova“. — Angenagte Früchte sind für den Gartenbesitzer immer ein Ärger und Verlust, denn gerade die schönsten und besten Stücke sucht sich die gefiederte Welt aus, und nicht genug damit, daß Prachteremplare von Äpfeln, Birnen, Aprikosen verdorben sind, es werden noch weitere Exemplare zwecklos angenagt, anstatt den Appetit gründlich an einer einzigen Frucht zu sättigen. Die bekannnten Vogelscheuchen nützen hier soviel wie nichts, da die Späzen und anderes gefiedertes Gesindel genau zu unterscheiden wissen, ob derartige Vorrichtungen gefährlich sind oder nicht; der Obstzüchter wird immer geschädigt werden.



Gartenschuß „Nova“.

Daher sei ein neuer Apparat der Firma Gustav Vofz in Köln a. Rh. erwähnt, der als außerordentliche Verbesserung der gewöhnlichen Vogelscheuche bezeichnet werden muß. Diese Vogelscheuche, als Gartenschuß „Nova“ benannt, ist aus Metall hergestellt und auffällig rot und blau lackiert. Die vier beweglichen Flügel sind aus Spiegelglas hergestellt und drehen sich schon bei ganz leichtem Winde. Durch diese sich fortwährend drehenden Spiegelreflexe werden die Vögel von Bäumen, Beeten,

Sträuchern u. s. w. ferngehalten. Der Apparat besitzt somit viele Vorteile, denn er bringt die Anschaffungskosten in kürzester Zeit ein, da der von der Vogelwelt angerichtete Schaden schon in einem einzigen Jahre ein weit größerer ist.

Spielgeschichten. — Wenn König Ludwig XV. von Frankreich sich beim Kartenspiele befand, vergaß er alles um sich her. Als er eines Tages um hohe Einsätze spielte, sank einer seiner Mitspieler infolge der Erregung vom Schlage getroffen in seinen Sessel zurück. Seine Majestät geruhten, den Zwischenfall zu ignorieren, bis endlich ein Höfling ausrief: „Herr v. Chauvelin ist krank geworden!“

„Krank?“ fragte der König, einen gleichgültigen Blick auf den vom Schlage Getroffenen werfend. „Er scheint mir tot zu sein. Lassen Sie ihn hinaustragen. — Pite ist Trumpf, meine Herren!“

Als der Londoner Arzt Doktor Losby die sterbende Gräfin L. auf den Tod vorbereiten wollte, rief diese, die eine leidenschaftliche Kartenspielerin war, ungeduldig aus: „Genug — genug! Lassen Sie uns lieber noch schnell eine Partie Piktett machen!“

Um ihr noch eine Freude zu bereiten, willigte der Arzt ein, und die Sterbende gewann ihm seine ganze Barschaft ab. Als er ihr ihren Gewinn überreichte, lächelte sie sehr befriedigt, sank in die Kissen zurück und verschied.

Auch Mazarin war ein leidenschaftlicher Spieler, der selbst auf dem Totenbette, als man sogar die Karten für ihn halten mußte, dieser Passion nicht zu entsagen vermochte.

Lord Granville, ehemals englischer Botschafter in Paris, begab sich eines Nachmittags vor seiner Rückkehr nach Paris zu seinem Freunde Graham, um daselbst noch einige Robber Whist zu spielen. Um vier Uhr hatte er den Wagen befohlen, doch als derselbe anlangte, war er so vertieft ins Spiel, daß man ihn nicht zu stören wagte. Um zehn Uhr schickte er heraus und ließ sagen, daß er noch nicht so weit sei, und die Pferde am besten noch einmal gewechselt werden sollten. Sechs Stunden darauf wurde die gleiche Botschaft herausgesandt, und noch zweimal wurden die Pferde gewechselt, ehe er sich mit einem

Gewinn von zweihunderttausend Mark bequeme aufzustehen.

Eine ähnliche Geschichte wurde von Georg Payne, einem bekannten englischen Sportsmann erzählt. Eines Tages saß er in Limmers Hotel in London mit Lord Albert Loudesborough beim Kartenspiel. Stunde auf Stunde verging. Das Spiel ging die ganze Nacht hindurch und noch tief in den Tag hinein, bis er endlich durch eine dringende Botschaft abgerufen wurde. Es war nämlich sein Hochzeitstag, und seine Braut wartete bereits einige Zeit auf ihn in der Kirche St. George am Hannover Square. Sein Vermögen hatte sich inzwischen um die hübsche Summe von sechshunderttausend Mark verringert.

Daß es auch großmütige Spieler gibt, beweist ein Erlebnis, das Horace Walpole in einem seiner Briefe berichtet. O'Birne, ein irischer Gutsbesitzer, hatte von einem Mr. Harvey aus Chigwell hunderttausend Pfund gewonnen.

Da sagte O'Birne zu dem jungen Manne: „Sie können mich wohl kaum bezahlen?“

„Doch,“ antwortete dieser. „Mein Gut reicht gerade zur Deckung der Schuld.“

„Nein,“ sagte O'Birne, „ich will nur zehntausend Pfund gewinnen, würfeln wir jetzt um den Rest. Im Würfeln haben Sie ja gewöhnlich Glück.“

Und richtig gewann Harvey im Würfeln neunzigtausend Pfund zurück.

M. N.

Etwas über das Benehmen. — Der Ausspruch: „Ein schönes Gesicht ist überall ein vortrefflicher Empfehlungsbrief“ hat volle Geltung, allein es gibt etwas, das noch weit höher zu schätzen, weit wertvoller ist als der Reiz der Schönheit, das ist ein lebenswürdiges, gewinnendes Wesen und Benehmen. Ob man daheim oder unter Fremden ist, der Zauber des feinen, einer wahren Herzensbildung entspringenden Benehmens wird sich immer gleich bewähren. Es gibt Männer wie Frauen, alte wie junge Leute, die wir lieben müssen, sobald wir auch nur oberflächlich mit ihnen bekannt geworden sind; sie gewinnen unser Vertrauen, sobald wir nur einige Worte mit

ihnen wechseln. Ihr liebenswürdiges Wesen, das sich in dem offenen Blicke, in der sanften, aufrichtigen Artigkeit, in dem freundlichen Laute der Stimme kundgibt und das ihnen eigen ist wie der Duft den Blumen, gewinnt ihnen alle Herzen.

Die Liebenswürdigkeit besitzt eine magnetische Kraft, deren mächtigem Einfluß sich niemand entziehen kann. Zwischen der kalten, berechnenden Gesellschaft und der Unterhaltung mit jenen seelischen Menschen ist ein Unterschied wie zwischen den Polarländern und den Gegenden, in denen die Orangen gedeihen. Es ist eben die Art, zu sein und sich zu bewegen, die sie unterscheidet. Namentlich gibt es Frauen, die man unmöglich kennen kann, ohne sie liebzuhaben. Sind sie auch nicht schön zu nennen, so sind sie doch bezaubernd; wohin sie gehen, bringen sie Sonnenschein. Wenn sie kommen, freut sich alles und jedermann ist es leid, wenn sie wieder scheiden. Solche liebenswürdige und liebenswerte Geschöpfe haben für die Freuden, wie für die Schmerzen anderer Verständnis und Theilnahme. Liebenswürdigkeit allein, die in der Herzengüte ihren Ursprung hat, ist wirkliche Schönheit. Das meint auch der Dichter Rückert, wenn er schreibt:

Nicht das Schönste auf der Welt soll dir am besten gefallen,
Sondern was dir wohlgefällt, sei dir das Schönste von allen!

Man hat unrecht, unfeines und launisches Benehmen damit zu entschuldigen, daß man es als Charaktereigentümlichkeit oder als Nervosität bezeichnet, denn wie auch der Charakter des Menschen geartet ist, niemals erwächst ihm die Berechtigung, verlegend aufzutreten. Es soll jedermann sich bemühen, in seinem Benehmen gute Manieren und ein gefälliges Wesen zu zeigen. Es kann jeder, auch der beste Mensch fehlen, und ein warmes Herz geht gar leicht mit dem Verstande durch. Das kann entschuldigt, wenigstens mild beurteilt werden; aber es ist wohl nicht zu behaupten, daß der ein gutes Herz habe, der in seinem Benehmen nie etwas anderes zeigt als Rücksichtslosigkeit, Unart und Launenhaftigkeit. Solche Leute können nur zuvorkommend sein, wenn ihr eigener Vorteil es verlangt, aber die eigentliche, wahrhaftige Liebenswürdigkeit des Benehmens ist ihnen fremd; sie ermangeln der geistigen

Grazie, der Herzensbildung, die sich schon in der äußeren Anmut zeigt. Wer nicht aus dem Herzen heraus angenehm zu sein vermag, der entbehrt auch des Wohlwollens für andere; er wird stets nur an das eigene Wohl, nie an das anderer denken.

Es ist natürlich ein großer Unterschied zu machen zwischen wirklich echter Liebenswürdigkeit und jener falschen Freundlichkeit, welche Heuchelei genannt zu werden verdient. Die Art und Weise des Benehmens ist aber durchaus nicht abhängig von der gesellschaftlichen Form und Stellung. Wahre Liebenswürdigkeit zeigt sich überall, wo Menschen sind, im Palast und in der Hütte, sie ist dem Vornehmen und dem Geringen eigen und weder vom Rang noch vom Vermögen abhängig. R. Sch.

Nicht um eine Million. — Der vor fünfzig Jahren an der Hofoper in Berlin mit nahezu ebenso dauernder Kraft seiner wunderbaren Stimmmittel, wie mit dauernder Beliebtheit tätige Bassist Eduard Mantius studierte, bevor ihm eine Verkettung günstiger Zufälligkeiten die sichere Aussicht auf eine glänzende Laufbahn als Opernsänger eröffnete, in Rostock. Sein Jahreswechsel, den ihm sein wenig bemittelter Vater überweisen konnte, überstieg den Betrag von sechzig Talern nicht, eine Summe, die auch in den billigen damaligen Zeiten einem jungen Studenten nur ein lärgliches Leben erlaubte. Mit Mantius in gleicher Notlage sich befindende Kommilitonen, drei an der Zahl, musikalisch wohlgeschult und sangeskundig, hatten sich daher mit ihm zu einem Sängerquartett zusammengetan, das gegen ein kleines Honorar in den Gesellschaften der Professoren und der besseren Bürgerschaft die Gäste mit Gesangsvorträgen unterhielt und überall da bereitwilligst sich einstellte, wo es gefordert wurde. Der Leiter dieses Sängerquartetts war ein Student der Philologie in älteren Semestern, der auch die Bestellungen zum Erscheinen entgegennahm, die Honorare mit den Bestellern vereinbarte und die Genossen dann zusammenrief.

Mantius wohnte in einer ärmlichen Dachstube in einem Hause am Beguinenberg. An einem Novemberabend, an dem ein Wetter war, daß man sich scheute, einen Hund hinauszuführen, hörte Mantius nach sieben Uhr unten auf der

Straße seinen Namen brüllen. Er öffnete einen Fensterflügel, und der unten auf der Straße stehende Dirigent des Sängerkwartetts schrie hinauf: „Um acht Uhr zu Senator Strömer. Große, feine Gesellschaft, also Frack, weiße Weste und weiße Halsbinde. In einer Viertelstunde mußt du bei mir sein!“

„Bei diesem Hundewetter hinaus und obendrein in großer Gala — nicht um eine Million!“ schrie Mantius zurück.

„Ach was — Million! Der Mann erhält anderthalb Taler, und außerdem gibt's beim Senator Strömer immer ein gediegenes Aben. brot.“

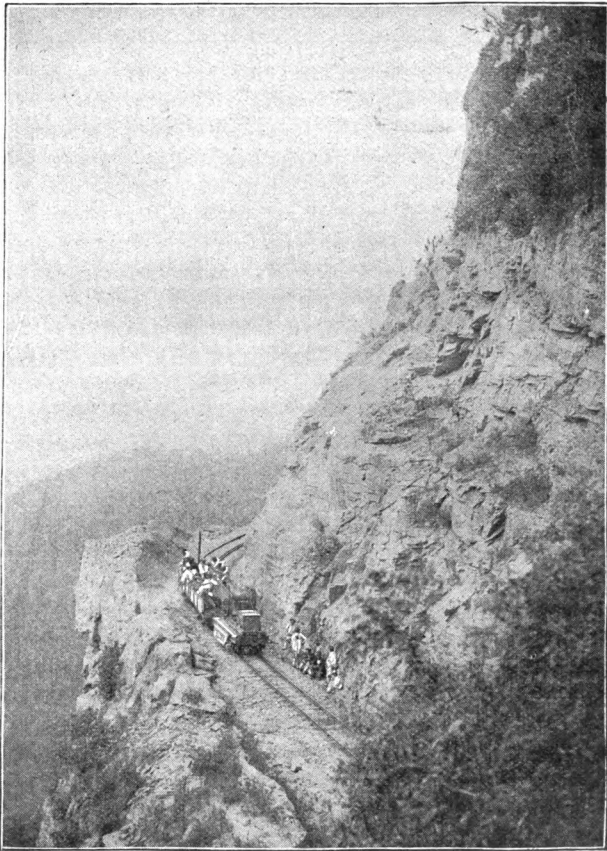
„Anderthalb Taler und ein gediegenes Abendbrot? Das ändert allerdings die Sache!“ schrie Mantius zurück. „In einer Viertelstunde bin ich bei dir!“ E. Sp.

Gemüthliche Kirchen. — Ein sonderbares Gotteshaus ist die neuerbaute Ascensionskirche in Atlantic City in den Vereinigten Staaten, deren Leiter von dem Grundsatz ausgeht, daß sehr viele Männer nicht die Kirche besuchen, weil es ihnen dort zu ungemüthlich ist, und weil ihnen meist die geistige Kost in zu unschmackhafter Weise verabreicht wird. Nun ist der Mann der Ansicht, daß man Gottes Wort und gute Morallehren auch in sich aufnehmen kann, wenn man dabei seine Zigarre oder Pfeife raucht. Er gestattet daher seinen Hörern den Tabak. Damit sie auf ihren Plätzen auch während der längsten Predigt aushalten, hat er die Stühle bequem polstern lassen und erlaubt im Sommer den Herren auch, Kragen und Rock abzulegen.

Ein anderer Geistlicher in derselben Stadt berücksichtigt das weibliche Publikum. Er gestattet den Damen, sich eine Häkel- oder Näharbeit in die Kirche mitzubringen. O. v. B.

Die Verbindungsbahn zwischen Caracas und La Guaira. — Caracas, die Hauptstadt der vielgenannten südamerikanischen Republik Venezuela, dehnt sich im Tale des Rio Guaire aus und zählt etwa achtzigtausend Einwohner. Sie würde ihre gegenwärtige Entwicklung schwerlich erreicht haben, wenn es nicht gelungen wäre, von ihr bis zu dem Hafenort La Guaira eine Eisenbahn anzulegen. Die Erbauung dieser Bahn, die dem geschlängelten Tal des Rio Guaire folgt, war nicht leicht.

Da der Fluß oftmals plötzlich anschwillt, konnte man für den Schienenweg nicht die Talsohle benützen, sondern mußte ihn



Der Höchstpunkt der Verbindungsbahn zwischen Caracas
und La Guaira.

an den Bergflanken entlang führen. Dadurch waren dann wieder bei der Kürze der Strecke von nur 10 Kilometer be-

trächtliche Steigungen zu überwinden. Der Höchstpunkt der Bahn, den unsere Abbildung darstellt und der über 1000 Meter über dem Ausgangspunkt liegt, befindet sich auf dem Soqueron, einem Berg, der von Osten her gegen den Rio Guatre vor springt.

Auf dieser Verbindungsbahn fuhr der vielgenannte Präsident Castro seinerzeit ab, um sich in Berlin operieren zu lassen. Ob er wohl jemals auf ihr wieder zurückfahren wird? Nun, in diesen süd- und mittelamerikanischen Republiken ist alles mög'ich.

Th. S.

Vom alten Kreuzberg. — Eine der bekanntesten Menagerien des vorigen Jahrhunderts war die des alten Kreuzberg. Allerdings war er kein Tierbändiger im modernen Sinne, aber er war einer der trefflichsten Tierkenner, die es je gegeben hat, er studierte die Charaktere seiner Pfleglinge äußerst sorgfältig und wußte jedes einzelne Tier genau nach seiner Eigenart zu behandeln.

Es war in Breslau. Kreuzberg hatte von dem bekannten Tierhändler Dormann eine schöne gefleckte Hyäne angekauft. Das Tier, ein großes, starkes Exemplar, war gut untergebracht worden und lief, wie alle reizenden Tiere in der ersten Zeit der Gefangenschaft, rastlos längs des Eisengitters auf und ab, mit ermüdender Regelmäßigkeit beim Umlehren den häßlichen Kopf in den Käfigecken in die Höhe werfend. Die Hyäne ist ein äußerst kräftiges, muskulöses Tier, besonders die gefleckte, die größte aller Hyänenarten; ihre Kiefern sind so stark, daß sie bequem einen erwachsenen Mann im Rachen forttragen kann. Aber so stark diese Tiere sind, so feige sind sie auch, und alle, deren Geschäft es ist, mit wilden Tieren umzugehen, wissen dies und haben deshalb nicht die geringste Furcht vor den tüdischen Bestien, und am wenigsten war dies bei Kreuzberg der Fall.

In dem Käfig war etwas auszubessern. Kreuzberg betrat mit Hammer und Nägeln unbesorgt den engen Raum, in welchem sich sein neuer Pflegling befand. Das Tier zog sich in eine Ecke zurück und blinzelte aus den grünen, halb zugekniffenen Augen nach Kreuzberg herüber, der unbekümmert die lose gewordene Latte festnagelte. Als er mit der Arbeit fertig

war und den Käfig verlassen wollte, versperrte ihm wider Erwarten die Hyäne den Ausgang. Er rief sie an, er drohte mit der erhobenen Hand, die Bestie rührte sich nicht. Endlich, ungeduldig geworden, versetzte er ihr einen Fußtritt. Da geschah etwas ganz Unerwartetes: statt nach Hyänenart mit heiserem Geschrei davonzuschleichen, sprang das Raubtier gegen seinen Herrn an und warf den Überraschten rücklings zu Boden. Im nächsten Augenblick hatte es die Zähne tief in den Schenkel des Wehrlosen geschlagen.

Es war noch früh am Morgen, und kein Mensch weiter in der Menagerie als ein junger Bursche, der vor kurzem erst in Kreuzbergs Dienste getreten war und noch keinerlei Erfahrungen im Umgang mit den Tieren hatte. Der junge Mensch schrie laut auf vor Entsetzen, als er seinen Gebieter unter den Zähnen des wütenden Tieres hilflos daliegen sah, ohne es jedoch zu wagen, ihm zu Hilfe zu kommen. Kreuzberg selbst verlor indessen keinen Augenblick die Besonnenheit. Er kannte die Art der Hyänen durch und durch und wußte, daß sie ihr Opfer so, wie sie es mit dem ersten Biß gepackt haben, eine Zeitlang festzuhalten pflegen; außerdem war ihm die Fangmethode der Araber wohl bekannt. Er zog sich, den Schmerz unterdrückend, die blihenden Augen fest auf das Tier richtend, den Oberrod aus, was allerdings in seiner Lage äußerst schwierig war; mit einer schnellen Bewegung warf er der Hyäne den Rod über den Kopf und schnürte die Arme um ihren Hals. Augenblicklich ließ das Tier los und stand unbeweglich still, denn sobald die Hyänen nicht sehen können, sind sie wehrlos und lassen sich mit einem Knüttel erschlagen. Ohne weiter angefochten zu werden, verließ Kreuzberg den Käfig.

Welche eigenartigen Mittel Kreuzberg überhaupt in kritischen Fällen anwendete, beweist folgender Vorfall, welcher sich ebenfalls in Breslau zutrug. Ein prächtiger sibirischer Wolf war beim Verbringen in einen anderen Käfig entsprungen, und alle Mühe des Personals, ihn einzufangen, war vergebens. Kreuzberg wurde endlich ärgerlich und schickte sämtliche Wärter hinaus. Er besaß ein Paar zahme indische Jagdleoparden, welche er, zum Schrecken des Publikums, durch Breslau an der Leine

spazieren zu führen pflegte. Diese ließ er aus ihrem Käfig und bezte sie auf den Wolf. Nach wenigen Minuten wilder Jagd hatten die geschmeidigen klugen Raizen ihn gepackt und hielten ihn fest, so daß Kreuzberg ihm ohne Gefahr Vorder- und Hinterfüße binden konnte. Etwas zerzaust, aber sonst wohlbehalten wurde der grimmig fauchende und heulende Wolf in sein Verhältnis zurückgebracht.

Ein nicht minder aufregendes Ereignis trug sich Anfangs der Sechzigerjahre in der Kreuzberg'schen Menagerie zu, als diese in Halle zur Schau gestellt war. Damals besaß Kreuzberg ein überaus seltenes Tier, einen Bastard von Löwe und Tiger, ein Raubtier, das die ungeheure Kraft des Wüstenkönigs mit der Geschmeidigkeit, dem Blutdurst und der unbezähmbaren Wildheit des bengalischen Tigers verband. An Gestalt glich es mehr dem Tiger wie dem Löwen, war aber gedrungener und dabei höher, als die Tiger durchschnittlich werden; das Fell hatte die Farbe des Löwen und war völlig streifenlos. Kreuzberg versicherte, daß während seiner langen Laufbahn als Menageriebesitzer dieser Löwentiger das einzige Tier gewesen sei, über das er auch nicht die geringste Macht gewinnen, auf das er nicht den geringsten Einfluß ausüben konnte. Dieses Raubtier und ein riesenhafter afrikanischer Elefant, der größte, der je in Deutschland gezeigt wurde, waren die Glanzstücke seiner damaligen Menagerie.

Kreuzberg schlief in einem Raume dicht neben den Tieren. Er hatte eines Abends, nachdem der letzte Besucher sich entfernt, alle Käfige, wie er stets zu tun pflegte, persönlich untersucht und alles in Ordnung gefunden; dann war er zur Ruhe gegangen. Mitten in der Nacht erwachte er von einem furchtbaren Lärm, die Löwen, Tiger, Panther, Bären, Wölfe brüllten und heulten wie besessen, es herrschte eine furchtbare Aufregung unter den Tieren. Erschrocken sprang er aus dem Bett und eilte in die Menagerie. Hier wurde ihm ein Anblick, der ihm das Blut in den Adern erstarren ließ. Der Löwentiger war ausgebrochen!

„In der mittleren Käfigreihe,“ so erzählt Kreuzberg, „schlich die Bestie, mir die Hinterseite zuwendend, fast auf dem Bauche liegend, langsam nach Raizenart dahin, ohne sich um

das Toben der übrigen Raubtiere, die in vollster Wut in ihren Käfigen umherrasteten, im geringsten zu kümmern. Wäre der blutdürstige Teufel auf mich aufmerksam geworden, so war es um mich geschehen. Das einzige Ausgangstor lag am entgegengesetzten Ende des langgestreckten Gebäudes, und wäre ich auch in meinen Schlafräum zurückgeflüchtet, ein Schlag mit der mächtigen Pranke hätte die leichte Holztür zer Splittert, und ich wäre in Stücke gerissen worden. Regungslos, wie aus Stein gehauen, stand ich da, kaum wagte ich zu atmen. Aber, Gott sei Dank, das Raubtier nahm keine Notiz von mir, es hatte anderes im Sinne.

Langsam, unhörbar sich fortbewegend, schlich es dem Ausgangstore zu. Dort stand auf freiem, etwas erhöhtem Plage, nur an einem Fuß angeleitet, Herkules, mein Riesen elefant. Auf diesen hatte es der Löwentiger in instinktiver Feindschaft abgesehen. Etwa fünfzehn Schritte von dem Elefanten entfernt machte er halt und starrte seinen gigantischen Feind an; dann kauerte er sich, den Kopf zwischen die Vorderbeine duckend, zum Sprunge nieder.

Wenn ein Löwe oder Tiger den Elefanten angreift, so springt er fast stets nach dem Rüssel; gelingt es ihm, diesen zu packen, so ist der Elefant verloren, im anderen Falle aber ist dem Raubtier der Tod gewiß. Herkules war auf seiner Hut. Den gewaltigen Rüssel hoch erhoben, blickten die schwarzen Augen auf den sprungbereiten Feind — es waren für mich Augenblicke der entsezlichsten Spannung. Da plötzlich schnellte der Löwentiger empor, in mächtigem Sahe die Luft durchschneidend, warf er sich auf seinen riesigen Gegner. Es war der letzte Sprung seines Lebens. Ehe er ihn noch vollendet hatte, sauste der Rüssel meines Herkules mit ungeheurer Wucht hernieder, ich hörte Knochen brechen — der Elefant hatte dem Feinde mit einem Schlage das Rückgrat zerschmettert! Zuckend wand das Tier sich auf dem Boden. Herkules packte es und warf es wie einen Ball gegen die hohe Decke des Saales, daß das Gebälk krachte, dann trampelte er, schauerlich durchdringende Trompetenstöße ausstoßend, auf dem besiegten Feinde umher, bis er schließlich nur noch eine unkenntliche Masse

unter den Säulenfüßen hatte. Wie das Raubtier aus seinem Käfig entkommen war, blieb mir ein Rätsel, bis eine genaue Besichtigung des Käfigs zeigte, daß eine böswillige Hand im Spiele gewesen sein mußte: das Schloß an der Gittertür fehlte. Mein Verdacht bestätigte sich, als am nächsten Morgen mein zweiter Wärter, den ich Tags zuvor wegen einer wiederholt vorgekommenen Nachlässigkeit hart angelassen hatte, nicht erschien. Der Elende hatte aus Rache den Käfig mit eigener Lebensgefahr geöffnet, und auf mich war es natürlich dabei abgesehen.“

Zum Schlusse sei noch ein Erlebnis erzählt, das einer gewissen Komik nicht entbehrt. In Berlin besaß Kreuzberg einen kleineren, fast schwarzen Elefanten, der so zahm und zutraulich war, daß er frei in den Räumen der Menagerie umherlaufen durfte. Dieses Tier war der Liebling aller Besucher, er wurde von allen Seiten mit Nüssen, Äpfeln und sonstigen Lederbissen gefüttert, und wenn der kluge Viehhüter vergebens bettelte, so genierte er sich durchaus nicht, sondern untersuchte mit dem Rüssel auch ganz dreist die Taschen der Umstehenden, was natürlich jedesmal große Heiterkeit hervorrief. Ein schon bejahrter Professor gehörte zu den ständigen Besuchern der Menagerie und zu den besonderen Lieblingen des Elefanten; es machte ihm Spaß, sich die Obstspenden von seinem vierfüßigen Freunde aus der Tasche nehmen zu lassen. Nachdem er eines Tages wieder zum Ergötzen der anwesenden Studenten derartig geplündert worden war, vermißte er beim Verlassen der Menagerie sein Taschenetui, in welchem er sein Schreibgerät bei sich trug. Alles Suchen war vergebens. Anderen Tags aber überreichte ihm Kreuzberg lachend das Vermißte, von dem die Politur allerdings verschwunden war, mit dem Bemerken, daß es sich in den Excrementen des Elefanten vorgefunden hätte. Der Viehhüter war der Spitzbube gewesen, er hatte dem Professor das Etui aus der Tasche gezogen und mit ebenso großem Behagen verschluckt wie Äpfel, Birnen und anderes Obst. D. C.

Ein galanter Komponist. — Im Gegensatz zu Händel, der bekanntlich „sackiedegrob“ werden konnte, war Haydn ein

sehr höflicher Herr. Während seines zweiten Aufenthaltes in der britischen Hauptstadt (1794) besuchte er öfters die damals berühmte Sängerin Billington, deren Talent ihn begeistert hatte.

Die Virtuosa hatte sich gerade vom Maler Reynolds malen lassen. Er hatte sie als heilige Cäcilie dargestellt, welche, wie die Raffaels zum Himmel emporschauend, einem Engelchor zu lauschen scheint, der sich auf dem oberen Theile des Bildes befindet. Miß Billington fragte auch Haydn um seine Meinung über dieses Bild.

Haydn, nachdem er es einen Augenblick angesehen, wandte sich zur Sängerin und sagte zu ihr: „Das Bild ist ähnlich, aber es findet sich ein großer Fehler darin.“

„Und welcher Fehler?“ fragte Miß Billington erschrocken.

„Der Maler,“ erwiderte Haydn, „hat in der That einen großen Fehler begangen. Er hat Sie dargestellt, den Engeln zuhörtend, er müßte Sie aber darstellen, wie die Engel Ihnen zuhören!“

C. L.

Festsetzung eines Altenteils vor hundert Jahren. — Im Erbvertrag eines Gutsbesizers in Ritterhude, der am 26. März 1807 vor dem Amtsgericht geschlossen wurde, ist folgendes zu lesen: Die Witwe M. B. bescheidet sich, so lange sie in einer Kost oder an einem Tische sind, frei Essen und Trinken, so gut es die jungen Leute genießen, dazu alle nötigen Kleidungsstücke und Leinenzeug ohne Ausnahme frei zu erhalten; wenn sie ausfahren will, erhält sie von den jungen Leuten Pferde und Wagen nebst Fuhrmann, wenn nämlich welche vorrätig sind, in kranken und schwächlichen Tagen gute Hege und Pflege, und sie verlangt, wenn sie stirbt, sie ehrlich und anständig zur Erde bestatten zu lassen, wogegen ihr Nachlaß an der Stelle bleibt. Sollten sie sich aber in einer Kost nicht vertragen können, sondern separieren wollen, so erhält sie jährlich zum Altentheile: an barem Geld vierzig Thaler, sechs Scheffel reinen Roggen, vier Scheffel Sommertorn, nämlich den Halbscheid Hafer und den Halbscheid Buchweizen; zieht sie eine Kuh, welche ihr gefällig ist, so muß solche von den jungen Leuten so gut gefraßt und gefüttert werden als ihre eigenen; wenn selbe Kuh krepieret oder veraltet, so müssen die jungen Leute eine andere dafür

auf gleiche Weise stellen, davon die Milch, wenn die Kuh im Grafe geht, ins Haus liefern, sowie auch im Hause alle Arbeiten für die Mutter verrichten, wenn sie nicht kann oder unvernünftig dazu ist; alle Jahre müssen sie auf Maitag ein Schwein oder dafür drei Thaler geben; die Stube hinten im Haus linker Hand, welche jetzt bewohnt wird, nebst allen darin erforderlichen Möbeln, in Kleidungsstücken, Leinenzeug, Betten und Bettgewand, Schuhen und Strümpfen, alles ohne Ausnahme, frei und unentgeltlich unterhalten; frei Licht und Feuerung, ein Viertel Saatland im Garten nach Wahl der Witwe nebst erforderlichem Dünger darin stellen, auch solches Land für die Mutter bearbeiten, einen Apfelbaum und eine Birne, nach Wahl der Mutter, Platz im Hofen für ihr Schwein, einen freien ungehinderten Verkehr, Aus- und Eingang im Hause gewähren; zwei Hühner im Hause halten lassen, auch alles benöthigte Haus- und Küchengeräth ungehindert gebrauchen lassen; in kränklichen und schwächlichen Tagen genießt sie von den jungen Leuten nicht allein gute Hege und Pflege, sondern sie müssen auch ihre sämtlichen Arbeiten verrichten und sie, wenn sie stirbt, wie vermerkt, ehrlich und anständig zu Erde bestatten, wogegen ihr ganzer Nachlaß, insofern aber nicht ein anderes darüber gesagt ist, den jungen Leuten oder der Stelle verfällt. C. E.

Das erste weibliche Parlamentsmitglied. — Nachdem bereits im achtzehnten Jahrhundert Teile Finnlands aus schwedischem in russischen Besitz übergegangen waren, erhielt im Tilsiter Frieden Kaiser Alexander I. von Napoleon I. die Zustimmung, daß Finnland dem russischen Reich einverleibt wurde. Am 29. März 1809 huldigten sämtliche Mitglieder des nach Borga einberufenen Landtages dem russischen Kaiser als dem Herrn und Großfürsten des Landes, nachdem dieser in einem Manifest „des Landes Religion und Grundsätze sowie die Privilegien und Gerechtfame, welche ein jeder Stand im genannten Großfürstentum besonders, und alle Einwohner desselben im allgemeinen, so höhere wie niedere, bis jetzt der Konstitution gemäß genossen haben“, bestätigt und gelobt hatte, „alle diese Vorrechte und Verfassungen fest und unverrückt in ihrer vollen Kraft aufrecht zu erhalten“.

Diese Selbständigkeit in der Verwaltung ist dann späterhin noch von Kaiser Alexander II. vermehrt worden und dem Großfürstentum erst heute, obgleich sich wiederholt Bestrebungen geltend gemacht haben, es fester an das russische Reich anzugliedern und mit ihm zu verschmelzen, stark beschränkt worden.

Auf Grund seiner verbrieften Sonderrechte ist es auch dem finnischen Landtag möglich gewesen, die Wählbarkeit der Frauen zu Landtagsabgeordneten zu beschließen, und das Ergebnis dieser Bestimmung ist gewesen, daß nunmehr tatsächlich eine Frau, Thella Hultin, zum Mitglied des Landtages gewählt worden ist. Frau Thella Hultin, die eine der Führerinnen der finnischen Frauenbewegung



Frau Thella Hultin (rechts) und Frau Heno Halmberg (links).

ist, hat kürzlich England einen Besuch abgestattet, wo sie in den Frauenvereinen Vorträge über die wirtschaftlichen und staatsrechtlichen Verhältnisse Finnlands hielt und die Aussichten über die politische Gleichberechtigung der Frauen in den einzelnen Staaten erörterte. Bei ihrer Rundreise war sie von Frau Heno Halmberg begleitet, die die Werke des bekannten englischen Schriftstellers Rudyard Kipling ins Fin-

nische übersezt hat. Unser Bild stellt rechts Frau Thella Gultin, links Frau Heno Halmberg dar. Th. G.

Wertwürdige Entdeckung einer Goldmine. — Zur Zeit des kalifornischen Goldfiebers wanderte ein Goldgräber namens Adams aufs Geratewohl durch die Berglandschaft, um irgendwo einen Platz zu entdecken, dessen Bearbeitung sich für ihn lohnen würde. Einen Rucksack, der all sein weltliches Besitztum in sich barg, trug er auf dem Rücken. Er marschierte stundenlang, trotzdem die Mittagssonne glühend brannte. Auf einmal war es ihm, als bemerkte er einen Brandgeruch. Da die Gegend, in der er sich befand, gänzlich unbewohnt war, stand er still und hielt scharfe Umschau. Er erspürte aber weder ein menschliches Wesen noch eine Rauchsäule, die eine menschliche Behausung verraten hätte. Kaum aber hatte er seinen Marsch wieder aufgenommen, als auch der verdächtige Geruch sich wieder bemerkbar machte, ja, er nahm sogar eine kleine Rauchsäule wahr, die sich um seine Ohren kräuselte.

Da durchfuhr ihn blitzschnell die furchtbare Erkenntnis, daß sein eigener Rucksack zu brennen anfange, und daß er selbst diesen Brand verschuldet habe, indem er seine Lupe zur Untersuchung des Gesteins außen am Rucksack befestigt hatte. Die Sonnenstrahlen waren dadurch gerade dahin konzentriert worden, wo sie am verhängnisvollsten waren — auf den Rucksack, in welchem er nahezu fünfzehn Pfund Sprengpulver bei sich trug.

Den Gedanken fassen und den brennenden Rucksack abreißen und von sich schleudern, war für den schwerbedrohten Mann das Werk eines Augenblicks. Der Sack fiel zwischen zwei große Felsblöcke und war seinen Blicken entzogen. Er aber rannte, so weit seine Füße ihn tragen mochten, und erst als er vor überstarkem Herzpochen nicht weiter konnte, blieb er stehen und schaute sich um. In diesem selben Augenblick ertönte ein ohrenbetäubender Knall, daß der Boden zitterte und Adams hinter einen Felsvorsprung geschleudert wurde.

Als sich der Qualm verzogen hatte, ging er nach dem Fleck zurück, wo seine geringe Habe in die Luft geflogen war, denn er wollte wenigstens sehen, ob nicht eines oder das andere davon

unversehrt geblieben sei. Wer beschreibt seinen freudigen Schreck, als er den bei der Explosion bloßgelegten Quarz von purem Golde erglitzern sah! Das sich selbst überlassene Sprengmaterial hatte mit bedeutend größerem Erfolge gearbeitet, als er mit all seiner Umsicht und Berechnung es jemals gekonnt hatte: es hatte ihm eine der reichsten Goldminen erschlossen. Er nannte sie in der Freude seines Herzens „den Momenttreffer“ (nick of time) und wurde durch sie ein steinreicher Mann.

C. D.

Wie entsteht das Donnerrollen? — Das Rollen des Donners zieht sich oft über eine längere Zeit hin, schwillt abwechselnd an, läßt nach, wird abermals stärker, schwächt sich von neuem ab, und dieses Spiel wiederholt sich immer wieder. Die Erscheinung erklärt sich aus der Bahn, die der Blitz zurücklegt.

Durch die photographischen Aufnahmen von Blitzen wissen wir, daß der Blitz nicht in einem einzigen Strahl verläuft, sondern daß sich von dem Hauptstrang zahlreiche Nebenstränge abzweigen, die sich dann noch weiter verästeln. Die Blitzbahn gleicht demgemäß einem Strom mit seinen Nebenflüssen und deren Zuflüssen. Auf allen Punkten dieses verästelten Systems entsteht nach der elektrischen Entladung durch das Zusammenprallen der soeben auseinander geschleuderten Luftmassen ein dröhnendes Geräusch.

Nehmen wir nun an, daß der Hauptstrahl eines Blitzes etwa in einer Höhe von 1500 Meter über dem Beobachter ungefähr wagrecht verläuft, und daß dieser Hauptstrahl 4000 Meter lang ist. Von diesem Hauptstrahl zweigen sich nach oben und unten Nebenäste und von diesen wieder feinere Strahlen ab. Die elektrische Entladung erfolgt auf allen diesen Punkten bei der ungeheuren Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Elektrizität fast in demselben Augenblick. Dagegen pflanzt sich der Schall nur 330 Meter in der Sekunde fort. Der Beobachter wird daher den Schall von jenen Stellen, welche ihm am nächsten sind, zuerst wahrnehmen, einige Zeit darauf den Schall von den weiter entfernten, und mit der wachsenden Entfernung wird der Schall immer später und später an sein Ohr dringen. Bei der zahlreichen Verästelung der Blitzstrahlen

wird aber der Fall eintreten, daß mehrere Strahlen gleich weit von ihm entfernt sind. Deren Schall wird dann der Beobachter zu einer und derselben Zeit hören.

Stellen wir uns nun vor, daß zuerst von ihm vier Blitzäste gleich weit entfernt sind. Der vereinte Donner derselben, der sehr stark sein wird, wird in dem gleichen Augenblick gehört. Auf die zweite Etappe entfallen beispielsweise nur zwei gleichweit entfernte Blitzäste. Deren Donner wird bedeutend schwächer klingen. Auf die dritte Etappe kommen fünf Blitzäste. Daher muß jetzt der Schall wieder kräftig anschwellen. Die vierte Etappe weist nur drei Blitzäste auf, und darum muß nun der Donner wieder nachlassen.

Je mehr die Zahl der gleich weit entfernten Blitzäste untereinander wechselt, desto mehr wird also auch die Stärke der aufeinander folgenden Schallwellen wechseln, und so wird das bald zunehmende, bald abnehmende Rollen des Donners entstehen müssen, das um so länger andauert, je länger die Bahn ist, die der Blitz durchlaufen hat. Th. S.

Raubgier des Sperbers. — Ist die Raubgier eines Sperbers einmal erregt worden, so vergißt er alles um sich her, achtet weder auf Menschen noch auf Hunde und Katzen, nimmt vielmehr die ins Auge gefaßte Beute in unmittelbarster Nähe des Beobachters weg, stürzt sich tausenden Fluges dicht über dem ruhig Sitzenden hinweg, so daß seine Fittiche beinahe dessen Kopf berühren, packt das Opfer mit fast unfehlbarem Griffe und ist mit ihm entfliegen und verschwunden, bevor man recht zur Besinnung gelangt. Im Innern von Häusern und Kirchen sind Sperber sehr oft gefangen worden; sie hatten ihre Beute bis dahin so gierig verfolgt, daß sie alles übrige vergaßen. Es hat sich sogar ereignet, daß ein Sperber bei Verfolgung eines Vogels in einen in voller Fahrt begriffenen Eisenbahnwagen flog und hier gefangen wurde.

Gefangene Vögel im Käfige vor oder hinter den Fenstern sind vor seinem Angriffe ebensowenig gesichert wie die freilebenden. Die Glasscheiben nicht beachtend, stürzt er sich auf die Käfige, zerbricht in jähem Anpralle das Glas und greift im Zimmer, unbekümmert um die erschrockenen Be-

wohner, nach dem Vogel. Selbst wenn auf ihn gefeuert wird, läßt er sich nicht vom Rauben abhalten. Ein oidenburgischer Förster schoß mit grobem Schrot auf einen ein Hühnchen verfolgenden Sperber, der auf den Schuß mit ausgebreiteten Flügeln, sich um sich selber drehend, abwärts stürzte, aber in einer Entfernung von etwa fünf Meter über dem Boden auf den Zweig einer Buche fiel, hier sich mit dem Fuße anklammerte und den Kopf nach unten, die Flügel wie im Krampfe halb ausgebreitet, etwa zwei Minuten lang ohne alle Bewegung hängen blieb. Als er darauf den Kopf etwas hob und mit den Flügeln zuckte, hielt der Jäger dies für den Beginn des Todeskampfes, hing die Flinte über und nahm den Hut in die Hand, um darin den Sterbenden aufzufangen. Da läßt der „Sterbende“ plötzlich los, statt aber herunterzufallen, stürzt er sich auf das noch in der Nähe herumlaufende Hühnchen, packt es und fliegt mit ihm triumphierend davon.

Die Sperlinge treibt die Angst vor dem Sperber sozusagen „in die Maufeldöcher“. Sie beschreiben enge Kreise um Baumzweige oder Baumstämme, wobei ihnen der Sperber trotz seiner Gewandtheit doch nicht so schnell folgen kann, gewinnen hierdurch einen kleinen Vorsprung und schlüpfen dann blitzschnell in dichtes Gebüsch; andere werfen sich beim Erscheinen des Räubers platt auf den Boden, verharren regungslos und werden oft übersehen.

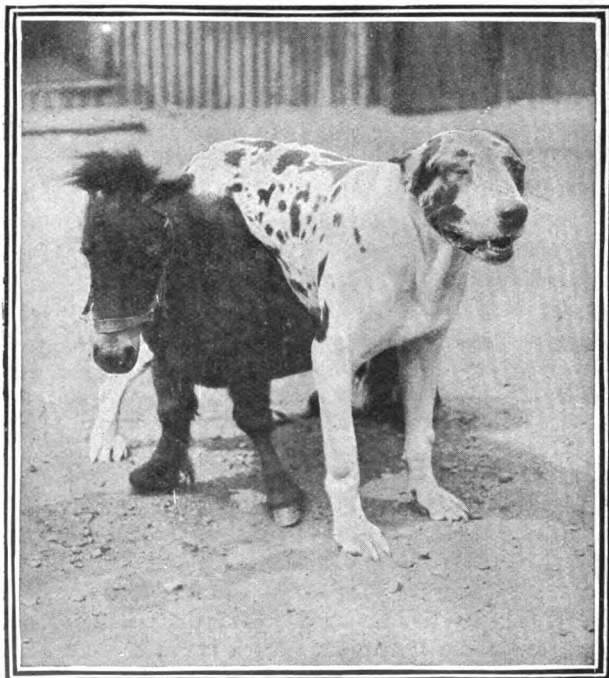
R. U. Sch.

Prügelfreiheit. — Ein seltsamer Geseßgeber war der Bischof Wolfdietrich von Salzburg, der im Jahre 1599 die sogenannte „Freizung“ einrichtete. Am 7. September jeden Jahres sollte von fünf bis sechs Uhr Nachmittags Prügelfreiheit herrschen. Beim Geläut der Gloden sollten alle, die einen Streit miteinander hatten, auf dem Frauenhof, einem öffentlichen Platz, erscheinen und sich nach Herzenslust mit „trodenen Streichen“, das heißt Prügeln bewillkommen, bis die Freizung abgelaufen wäre. Nach der Prügelei galt die Streitsache als auf ein Jahr vertagt und konnte erst im nächsten Jahre fortgesetzt werden und erneut zur Freizung kommen. Nach dreimaliger Prügelei von Rechts wegen war die Sache erledigt.

Durch diese sonderbare Einrichtung wollte der Bischof

feinen Untertanen das überflüssige Prozessieren wegen geringfügiger Zwistigkeiten, denn nur solche wurden auf der Freyung zum Austrag gebracht, abgewöhnen. Mz.

Das kleinste Pferd der Welt. — Es ist eine vielfach beobachtete Erscheinung, daß die Natur Zwergformen in der Tier-



„Kleinchen“ mit seinem Spielgefährten.

welt vorzugsweise auf Inseln hervorbringt. So lebt beispielsweise der Zwerghirsch auf den Kleinen Sundainseln, die Zwergziege auf Sardinien, das Zwergmoschustier auf Java, die Familie der Zwergschlangen auf Borneo und Sumatra und der Zwergmaki, ein Halbaffe, auf Madagastar. Die

Hauptursache für den Zwergwuchs ist wahrscheinlich die Abgeschlossenheit der Tierwelt auf den Inseln, die zu einer fortgesetzten Inzucht zwingt und dadurch eine gewisse Entartung hervorruft, die eben in der zwerghaften Entwicklung der Tiere zum äußeren Ausdruck gelangt.

Zu dieser Gruppe von Tierzwergeren gehört auch der Shetlandpony. Wie schon der Name besagt, stammt diese Ponyart von den nordöstlich von Schottland gelegenen Shetlandinseln, felsigen Eilanden mit nur sehr dürftigem Pflanzenwuchs. Die größten dieser sonst kräftig entwickelten Pferdchen werden etwa $1\frac{1}{2}$ Meter hoch. Daneben gibt es aber auch viel kleinere Exemplare. Ein solcher winziger Shetlandpony, den man mit Recht als das kleinste Pferd der Welt bezeichnet hat, wurde vor kurzem in Earl's Court, einem großen Vergnügungsetablisement im Osten Londons, in dem Ausstellungen, Massenkonzerte und Volksbelustigungen veranstaltet werden, zur Schau gestellt. Das Tierchen, das den Namen „Kleinchens“ führt, ist fünf Jahre alt und fünf Hände hoch. Es ist von sehr friedfertiger Gemütsart und spielt gern mit einer Dogge, die sich unschwer über den Rücken Kleinchens zu stellen vermag. Dieses Schauspiel erregte stets nicht nur bei den Kindern, sondern auch bei den Erwachsenen wegen des drolligen Anblicks die größte Heiterkeit. Th. S.

Kräuter wider die Dummheit. — „Segen die Dummheit ist kein Kraut gewachsen,“ sagt zwar ein altes Sprichwort, das aber mit dem Volksglauben und der Volksmedizin in starkem Widerspruch steht. Diese kennt eine ganze Reihe von Heilmitteln aus dem Pflanzenreiche, welche gegen schwachen Verstand, Unbesonnenheit, schlechtes Begriffsvermögen, unklare Auffassung und Gedächtnisschwäche von erprobter Wirkung sein sollen.

Eine Pflanze, die schon durch ihren Namen die ihr inwohnende geheimnisvolle Kraft, aus Narren Weise zu machen, verrät, ist das „Gauchheil“ (*Anagallis arvensis*), das zu den Primulaceen gehört. Eine Abkochung dieses zierlichen Aderblümchens „heilt den Gauch“, das ist den Dummen. Zu den Kräutern, welche den Verstand hell und klar machen sollen,

gehören ferner die verschiedenen Nieswurzarzen (Helleborus viridis und niger), sowie die Lappwurzel (Veratrum album), deren Wurzel, in pulverisierter Gestalt der Nase zugeführt, Niesen hervorrufft. Niesen ist aber, dem Volksglauben zufolge, das beste Mittel, das Hirn zu reinigen, den Geist zu schärfen.

Wie alt dieser Glaube ist, geht schon daraus hervor, daß der römische Lustspieldichter Plautus einen Dummkopf als „helleborosus“ bezeichnet, das heißt einen Menschen, der den Gebrauch von Nieswurz nötig hat, um seinem schwachen Verstande nachzuhelfen.

Eine noch stärkere Wirkung wird der „Leberklette“ (Agrimonia) zugeschrieben, die im Norden im Volksmunde „Adermännchen“, im Süden „Odermennig“ heißt. Beide Bezeichnungen sind, wie leicht zu ersehen, bloß Verballhornungen des lateinischen Namens. Von dieser, schön gelb blühenden Pflanze heißt es in einem Arzneibuch des fünfzehnten Jahrhunderts: „Obermenie getrunken schärfet den Geist.“ In Oberösterreich werden die Blätter des Odermennigs unter den Rauchtabak gemischt und gelten als treffliches Mittel gegen den Rauchenjammer.

Schließlich ist auch noch der poetische, vielbesungene Rosmarin zu erwähnen, den schon Shakespeare geistes- und gedächtnischwachen Leuten eindringlichst empfiehlt. M₃.

Die bessere Zigarre. — König Eduard VII. wohnte einst als Prinz von Wales einem von einem Mitgliede des Oberhauses veranstalteten Festessen bei. Nach der Tafel verfügten sich die Gäste in das Rauchzimmer, und der Prinz wollte sich eben aus einer auf dem Tische stehenden Kiste eine Zigarre herausnehmen, als sich der Lord Kensington ihm näherte und ihm seine Zigarrentasche mit den Worten hinhielt: „Nehmen Sie diese, Königliche Hoheit, die ist besser.“

Der Prinz sah den Sprecher vom Kopf bis zu den Füßen an und erwiderte in ruhigstem Tone: „Wenn das Essen unseres Wirts für mich gut genug ist, so sind es seine Zigarren erst recht. Merken Sie sich das!“ U. S.

Sprechbezeichnungen. — Ein Jünger Gutenbergs setzte eine Zeitlang Romane und bewunderte dabei die eigentümlichen

Redewendungen der Verfasser. Die Umschreibung der Wörter „sagen“ und „sprechen“ gab ihm Anlaß, den Pegasus zu besteigen, und es kam folgende Reimerei zu stande:

Reden, sprechen, singen, sagen,
 Murmeln, stammeln, flüstern, fragen,
 Schreien, ächzen, stöhnen, summen,
 Mauseln, lichern, lispeln, brummen,
 Staunen, tuscheln, heulen, plappern,
 Kreischen, schluchzen, weinen, sabbern,
 Zischen, wimmern, stottern, lächeln,
 Lügen, lästern, quasseln, röcheln,
 Räsonieren, repetieren,
 Antworten und replizieren,
 Mittheilen und anerkennen,
 Erzählen, quatschen, Namen nennen,
 Anschmauzen, gar noch kratzeelen —
 Kann statt „sprechen“ wohl was fehlen? C. F.

Ein Mann, der von Gift lebte. — Albert Randler trat schon in jungen Jahren als Diener in den Haushalt der Geheimrätin Charlotte Urfinus ein, jenes dämonischen Weibes, das zu den berüchtigtesten Giftnisnerinnen aller Zeiten gehörte und nach Vergiftung ihres um viele Jahre älteren Gatten, ihrer vermögenden Tante und eines holländischen Offiziers zu lebenslänglicher Festungshaft auf der Festung Glas verurteilt wurde.

Auch an ihrem Bedienten Randler hat die Urfinus verschiedene Vergiftungsversuche vorgenommen. Sie reichte ihm des öfteren in Speisen und Getränken Arsenik, welches sie bei ihren Mordtaten stets benützte, ohne daß Randlers Gesundheit dadurch irgendwie angegriffen wurde. Der Bediente wußte um ihre Heiratspläne und hat wohl auch sonst das Treiben seiner Herrin beargwöhnt; daher suchte sie ihn aus dem Wege zu schaffen. Eine mit Arsenik vergiftete Pflaume, die sie ihm gab, wurde endlich zum Verräter an ihr. Randler zeigte sie an, und nun kamen auch ihre anderen Verbrechen ans Tageslicht. Sie leugnete jedoch alles ab und gab an, sie habe auch den Diener nicht töten, sondern nur durch geringe Dosen die Wirkungen des Giftes an ihm probieren wollen.

Bevor sie dann verurteilt wurde, setzte sie Randler noch eine lebenslängliche, sehr reich bemessene Pension aus; und dieser, dem das mehrfach genossene Gift nicht im geringsten geschadet hatte, lebte noch dreiundzwanzig Jahre lang in angenehmsten Verhältnissen als Rentier. Der Volksmund aber hatte ihm bald den Beinamen gegeben „der Mann, welcher vom Gifte lebt“.

Seine frühere Herrin überlebte ihn noch um zehn Jahre, denn sie starb erst 1836 in Glatz. Ihr Testament enthielt vielerlei Legate an Privatpersonen und Wohltätigkeitsanstalten, und auch den Nachkommen Albert Randlers hatte sie noch eine namhafte Summe vermacht. W. R.

Nur eine Stednadel. — Ein kleiner zerlumpter Junge fand einst auf der Straße eine Stednadel. Schnell bückte er sich, hob sie auf und steckte sie in den Aufschlag seiner Jacke.

Ein reicher Fabrikant beobachtete das Tun des Knaben und meinte bei sich selbst: „In dem Jungen steckt etwas; er ist gewiß ordentlich, sparsam und achtsam auch in kleinen Dingen.“ Und so beschloß der alte Herr, sich des Knaben anzunehmen. Er gab ihm eine gute Erziehung, machte ihn später, da er das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigte, zu seinem Teilhaber und Schwiegersohn und hinterließ ihm Millionen.

Da erhielt eines Tages der Lehrer, der den Knaben unterrichtet hatte, ehe dieser von dem Fabrikanten „entdeckt“ wurde, den Besuch seines ehemaligen Schülers. Gleich bei der Begrüßung überreichte ihm der nunmehrige Kommerzienrat eine Anweisung auf fünfzigtausend Mark.

„Aber womit habe ich denn nur ein solches Geschenk verdient?“ fragte der verwunderte Lehrer.

„Das will ich Ihnen sagen,“ war des reichen Mannes Antwort. „Eigentlich sind Sie es, dem ich mein Glück zu danken habe. Sie hatten mich an jenem Glückstage durchgehauen, und ich hob die Stednadel nur zu dem Zweck von der Straße auf, um sie — in den Sitz Ihres Stuhles zu stecken, damit Sie sich darauf setzen sollten.“ B. C.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Seidenstoffe. Wunder-

volle Neuheiten verzollt ins Haus. Muster franko.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz)

Dr. Oetker's {
Backpulver,
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das Buch vom jungen Mädchen.

Ratschläge für Mütter. Mit einem Anhang: Winke für alte und neue Frauenberufe. Von Else Croner. 2. Auflage. Elegant gebunden 3 Mark.

Der Titel dieses Werkes könnte auch lauten: Ein Buch für Mütter, die ihre Töchter liebhaben und unsere Zeit verstehen. Ein solches Buch ist eine Notwendigkeit gerade jetzt, wo die alten Anschauungen über Mädchenerziehung gründlich ins Wanken geraten sind, wo das Leben mit einem Strom neuer Ideen und Ziele sturzwellenartig heranbraust und an die Mütter hinsichtlich der Heranbildung ihrer Töchter ganz veränderte Anforderungen stellt, die weit entfernt sind von dem, was der eigenen Erziehung in einer hinter uns liegenden Epoche Richtschnur war. Es wäre zu wünschen, daß alle Mütter sich im Interesse ihrer Lieblinge den wertvollen Inhalt des Buches vom jungen Mädchen zu eigen machen.

Das Bestreben, die Mädchen zu harmonischen Persönlichkeiten, verständnisvollen Gattinnen und weisen Müttern heranzubilden, damit sie sich dereinst als Meisterinnen in allen Lebenslagen behaupten, verdient gewiß unseren vollsten Dank und uneingeschränkte Anerkennung. (Allgemeine Zeitung, München.)

Es ist ein trefflicher Beitrag zur Lösung der Frauenfrage, ein Buch vornehmlich für Mütter mit dem steten Mahnrufe: Erzieht gedankenvoll und erzieht persönlich. (Grazer Tageblatt.)

« Zu haben in allen Buchhandlungen. »

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch:

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von Dr. C. E. Vock,

weiland Professor der patholog. Anatomie in Leipzig.

Siebzehnte, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Neu bearbeitet von

Medizinalrat Dr. W. Camerer.

Mit 145 Abbildungen und 6 mehrfarbigen Tafeln.

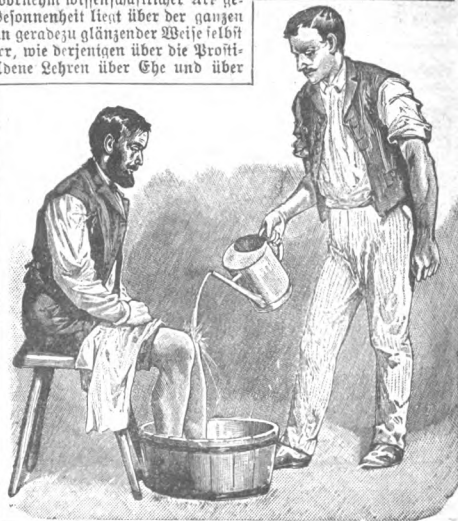
In feinem Halbfranzband 8 Mark.

... Es ist eine staunenerregende Leistung, die uns in diesem beinahe 1000 Seiten starken Werke geboten wird, ein wahres Universallexikon, das auf jede Frage eine Antwort gibt, und wir müssen zugestehen, daß diese Antwort stets gründlich und bei aller Verständlichkeit in vornehm wissenschaftlicher Art gegeben wird. Eine feine Besonnenheit liegt über der ganzen Darstellung; so wird sie in geradezu glänzender Weise selbst so schwieriger Kapitel Herr, wie derjenigen über die Prostitution, so bietet sie goldene Lehren über Ehe und über Erziehung, — so weiß sie eindringlich vor Pflüchern und Homöopathie zu warnen und über die „Naturheilung“ aufzuklären. Genug das Vock-Buch ist ein hervoragendes, in reichster Erziehung gereiftes, durchaus modernes Werk, das die Aufmerksamkeit der Ärztenwelt verdient. (Med. Wochenschrift.)

In meisterhafter und umfassendster Weise wird in diesem Werke die gesamte Heilkunde nach dem heutigen Stande der Wissenschaft gemeinverständlich gemacht — Vock's Buch vom gesunden und kranken Menschen darf als ein allzeit bewährter Ratgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Not bezeichnet werden.

(Frankfurter Journal.)

◀ Zu haben in allen Buchhandlungen. ▶



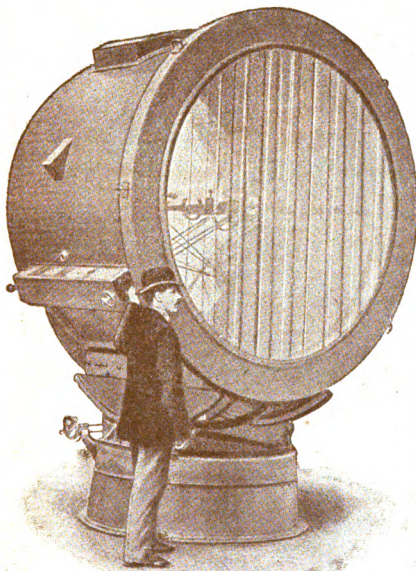
Licht und Kraft.

Ein Handbuch der Elektrizität zum Selbstunterricht,
für Fachstudien und zur Aufklärung für jedermann.

Von Th. Schwarze.

Sechste vermehrte und bis auf den Stand
::: der Gegenwart ergänzte Auflage :::

Mit 390 Abbildungen. Elegant gebunden 6 Mark.



Großer Schuckert'scher Scheinwerfer.

Der Verfasser legt die Ergebnisse der Forschung und des Erfindergeistes auf dem Gebiete der Elektrizität und besonders der Elektrotechnik kurz und bündig, aber doch in so prägnanter Klarheit auseinander, daß auch der Laie einen leichtverständlichen Überblick über diesen Wissenszweig gewinnen kann. Ganz besonders die Jugend wird aus der Lektüre dieses Buches wertvolle Anregungen empfangen, um dem geheimnisvollen Walten der Naturkräfte mit wachsendem Interesse zu folgen. Die Sprache ist dem jugendlichen Geiste durchaus angemessen, die zahlreichen Abbildungen sind recht deutlich und übersichtlich angeordnet und mathematisches Formelwerk ist so gut wie gar nicht gebraucht.

(Frankf. Zeitung.)

... In dem vorliegenden Buche ist es dem Verfasser gelungen, ein populäres Werk zu schaffen, welches für den gebildeten Nichtfachmann das Verständnis der interessanten Vorgänge und Einrichtungen erleichtert. Das schön ausgestattete, mit vielen Abbildungen versehene Werk dürfte vielen eine Quelle der Anregung zu weiteren Forschungen darbieten.

(Deutsche Technikzeitung.)

◀ Zu haben in allen Buchhandlungen. ▶

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 923 S

**WILSON
ANNEX**